

Wahrnehmung, Kommunikation und Resonanz
Beiträge zur Medical Anthropology, Band 4

Perception, Communication, and Resonance
Contributions to Medical Anthropology, Volume 4

Dagmar Eigner (Hrsg.)

Schriftenreihe der
Landesverteidigungsakademie



UNSER HEER



Schriftenreihe der
Landesverteidigungsakademie

Dagmar Eigner (Hrsg.)

Wahrnehmung, Kommunikation und Resonanz
Beiträge zur Medical Anthropology, Band 4

Perception, Communication, and Resonance
Contributions to Medical Anthropology, Volume 4

13/2021
Wien, Oktober 2021

Impressum:

Medieninhaber, Herausgeber, Hersteller:

Republik Österreich / Bundesministerium für Landesverteidigung
Rossauer Lände 1
1090 Wien

Redaktion:

Landesverteidigungsakademie
Zentrum für menschenorientierte Führung und Wehrpolitik
Stiftgasse 2a
1070 Wien

Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie

Copyright:

© Republik Österreich / Bundesministerium für Landesverteidigung
Alle Rechte vorbehalten

Oktober 2021
ISBN 978-3-903359-36-39

Druck:

ReproZ Wien 21-4310

**Herrn OMR Dr. Günther Bartl
zu seinem 90. Geburtstag
gewidmet**



Inhaltsverzeichnis

Einleitung <i>Wilhelm Firbas</i>	5
Günther Bartl, Praktischer Arzt in Hausbrunn, Niederösterreich – Würdigung, ein Versuch <i>Martin Lischka</i>	11
Lebensfreude und Gesundheit durch Gemeinschaftsrituale <i>Dagmar Eigner</i>	25
Das Historische Gefühl – <i>Magie historischer Orte</i> <i>Karl Sablik</i>	75
Die Kunst des Geschichten Erzählens: Entwicklungspsychologische, kulturelle und gesellschaftspolitische Bedeutung <i>Richard Poltnig & Dagmar Eigner</i>	111
Heutige Vertreter der schamanischen Tradition der Nenzen <i>Jelena Timofejevna Puschkarewa</i>	153
Internet Use and Healthcare <i>Laszlo Ropolyi</i>	173
Konflikttheorien <i>Daniela Hosner</i>	193

Regulation der Nahrungsaufnahme: Sensorisch-somatische Wahrnehmung versus Vegetative Information	211
<i>Wolfgang Markt</i>	
“Resonance Based Medicine” as Mental Health Support in Neonatal Transport	239
<i>Katalin Varga, Csilla Ördögh & Zoltan Somogyvári</i>	
Spanische Grippe 1919 – Corona 2019: Parallelen und Unterschiede	257
<i>Karl Sablik</i>	
AutorInnen / Authors	263

Einleitung

Wilhelm Firbas

Ende des 20. Jahrhunderts wurde es durch eine Gesetzesänderung möglich, dass die medizinischen Fakultäten in Österreich, selbst ohne Federführung des zuständigen Ministeriums, eine Studienreform durchführen konnten. Eine Reihe von Personen ergriff diese Gelegenheit, unterstützt von den Dekanen der drei medizinischen Fakultäten, und begann mit der Reformarbeit, auch im Rahmen einer gesamtösterreichischen Studienkommission für Medizin. Richard März (2018) hat in einer Publikation diese Prozedur mit allen ihren Widerständen anschaulich beschrieben. Der Studienplan Medizin war bis auf einige rezente Ergänzungen schon über 100 Jahre alt. Bei den zahlreichen Debatten über nötige grundlegende Neuerungen des universitären medizinischen Unterrichtes, tauchte auch die Frage nach einer basalen Information über das Wesen der Heilkunde auf. In manchen Ländern mit zeitgemäßen Lehrplänen übernahm die Medizingeschichte diese Aufgabe. Für Österreich war diese Lösung nicht möglich, gab es doch nur an der Universität Wien eine Lehrkanzel für Geschichte der Medizin. Über ein weiteres, wünschenswertes Teilgebiet, der Psychotherapie, wird in einer einschlägigen Veröffentlichung eingegangen (Firbas, 2001).

In Österreich fehlte auch eine wissenschaftliche Gesellschaft für medizinische Anthropologie im Sinne der internationalen Szene. Generell besteht in unserem Land eine konservative auf Traditionen beruhende Grundeinstellung, die sich Neuerungen gern entgegenstellt. Daher kann man verstehen, warum oft sehr spät, neue, in anderen Ländern bereits selbstverständliche Fächer, etabliert werden können. Ich erwähne als krasses Beispiel die Pflegewissenschaft, die, überall in der Welt seit Jahrzehnten erfolgreich gelehrt wird, hier lange Zeit nicht zum Zug kam. Das österreichische Schlagwort in verschiedenen Abwandlungen dazu: “Die sollen pflegen und nicht studieren!“

So war es höchste Zeit und es ist besonders lobend hervorzuheben, dass es Dagmar Eigner nach sorgfältiger Vorarbeit gelang, 2012 die Österreichische Gesellschaft für Medical Anthropology zu gründen – für die Einbin-

derung dieser Wissenschaft in ein modernes Medizincurriculum vorläufig etwas zu spät. Bereits 1892 erschien ein Artikel von Havelock Ellis (1892) im *Journal Lancet* über den Platz der Anthropologie im Medizinstudium. Es wurde vorgeschlagen, das Fach Botanik im Curriculum zu streichen, um Platz für die Anthropologie zu schaffen. Auch heute empfindet die synthetische Betrachtung der Menschennatur als Gegengewicht zur immer mehr spezialisierten Medizin.

Zu den Vorläufern von Teilen dieser Wissenschaftsrichtung in Österreich gehört die von der katholischen Kirche (Bischofskonferenz) 1988 eingerichtete Gesellschaft für medizinische Anthropologie und Bioethik und die Abteilung für Ethnomedizin am Institut für Geschichte der Medizin in Wien. Die Gesellschaft für medizinische Anthropologie und Bioethik beschränkte sich auf ethische Aspekte der Medizin, zu den Gründungsvätern zählten der Internist Johannes Bonelli und der Pädiater Christoph Groh. Der Begründer und Leiter der Abteilung Ethnomedizin, Professor Armin Prinz, ist leider kürzlich verstorben. Gewisse medizinanthropologische Aktivitäten zeigen sich auch am Institut Kultur- und Sozialanthropologie (Department of Social and Cultural Anthropology) der Universität Wien. Die Austrian Society for Medical Anthropology deckt hingegen die ganze Breite dieses Faches ab, was sich an den Beiträgen im vorliegenden Band wieder belegen lässt.

Es soll nun auf einige internationale Aspekte der Medizinischen Anthropologie eingegangen werden. 1967 wurde die *Society for Medical Anthropology* (www.medanthro.net/about-medical-anthropology) gegründet und 1971 als Zweigverein in die *American Anthropological Society* aufgenommen. Das dazugehörige Journal ist das *Medical Anthropology Quarterly: International Journal for the Analysis of Health* (www.medanthroquarterly.org).

Ein Problem ist die etwas verwaschene Nomenklatur des Faches. Teilgebiete werden als Bezeichnung für das Dachgebiet der medizinischen Anthropologie verwendet, siehe etwa Ethnomedizin und medizinische Anthropologie. Der Name Medical Anthropology scheint aber jetzt konsolidiert. Die Medical Anthropology wird als wichtigstes Wachstumsfach in der Anthropologie angesehen.

Das Fachgebiet der medizinischen Anthropologie ist auf Grund der verschiedenen Wurzeln in der physischen Anthropologie, in der Sozialanthro-

pologie und in der Medizin sehr breit aufgestellt. Folgt man der Einteilung des Faches Medical Anthropology in der Zusammenstellung von Questia (www.questia.com), kann man fünf Hauptgebiete anführen: das Studium der Entwicklung der Gesundheitssysteme und des medizinischen Wissens, die Erforschung der Arzt/Patient Beziehung, die Untersuchung der globalen Vielfalt der menschlichen Erfahrungen in sozialer, kultureller und linguistischer Hinsicht, die Aufklärung epidemischer Krankheiten im Licht sozialer, ökologischer und biologischer Faktoren und das Studienfeld des Einflusses moderner Technologien auf nicht westliche Gesellschaften. Im letztgenannten Aspekt spielt der Unterschied der Regionen zwischen Tradition und Innovation eine große Rolle. Dieses interessante Wechselspiel zeigt sich etwa in der Übernahme der Sitte der Hauttätowierung in westlichen Regionen. Einerseits zeigt die schon lange überfällige Bekämpfung genitaler Verstümmelungen zunehmend Erfolge, andererseits haben im letzten Jahrzehnt die plastisch chirurgischen Eingriffe am Genitale in westlichen Regionen zugenommen (Harmori et al., 2019). Die Society for Medical Anthropology liefert eine Übersicht über die verzweigten Themen unseres Faches in zwanzig Punkten, wobei Biologie, Biomedizin, Psychologie, Soziologie, Politologie, Ökologie und Pharmazie auch mit angewandten Aspekten und Querverbindungen genannt werden. Ein interessanter Hinweis auf die Bedeutung von so speziellen Gebieten für die moderne Wissenschaft findet sich in der Biographie des bekannten Verhaltensforschers Nikolaas Tinbergen (Kruuk Hans, 2003), der 1973 gemeinsam mit Konrad Lorenz und Karl von Frisch den Nobelpreis für Medizin erhielt. Tinbergen und seine Frau waren nach dem Studium 1932 Teilnehmer einer Expedition nach Grönland. Die beiden wohnten in einem kleinen Dorf an der Ostküste Grönlands bei einem bekannten Inuit Schamanen. Der Einfluss schamanischen Denkens hat dem jungen Wissenschaftler den Anstoß zu seinen speziellen, bahnbrechenden Studien in der Verhaltensforschung gebracht.

Das Fach Medizinische Anthropologie steht einerseits als selbständige, wissenschaftliche Disziplin für Doktoratsstudien und Masterprogramme in vielen Ländern zur Verfügung, andererseits werden Inhalte der medizinischen Anthropologie in die Curricula verschiedener Medizinschulen eingebaut. So werden etwa in unserem Nachbarland Ungarn an der Semmelweis Universität in Budapest anthropologische Themen im Medizinstudium eingebaut. Am *Institute for Behavioral Sciences* der Semmelweis University,

Budapest, besteht eine Abteilung für Medical Anthropology seit 1993. In Norwegen wird die Medical Anthropology seit 1970 im Grenzgebiet zwischen Sozialanthropologie und Medizin eingeordnet. Es ergibt sich die Schwierigkeit, zu entscheiden wer als medizinischer Anthropologe aufzufassen ist; ein Anthropologe, der ein medizinisches Thema bearbeitet, oder ein Mediziner, der eine anthropologische Studie betreibt. Die Nähe der Fachgebiete wird auch durch Personen illustriert, die sowohl Medizin wie Anthropologie studiert haben, mir sind in Wien ein namhafter Internist (Professor Wolfgang Graninger) und ein Kinderpsychiater bekannt.

Zum Abschluss: Warum ist in Österreich die medizinische Anthropologie in den Medizincurricula noch kaum verankert? Zuerst eine gute Nachricht: Frau Professor Eigner ist an mehreren Stellen der medizinischen Ausbildung in Wien in unermüdlichem Einsatz. Ihre Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten an der MedUni Wien hat bereits zu einer großen Anzahl hochwertiger Diplomarbeiten geführt. Frau Professor Eigner ist auch im Klon der Medizinischen Universität Wien, der Karl Landsteiner Privatuniversität in Krems, im ersten Studienabschnitt mit etlichen Stunden beteiligt. Sie unterrichtet auch an der Fachhochschule Campus Wien, der größten Anstalt Österreichs zur Ausbildung medizinischer Hilfsberufe. Bei der Einführung des neuen Medizincurriculums im Jahre 2002 hatten wir noch keine wissenschaftliche Gesellschaft für medizinische Anthropologie in Österreich und daher schlechte Karten für die Einfügung dieses Faches in gebührendem Umfang. Künftigen Reparaturarbeiten am Medizincurriculum ist es vorbehalten, unser Fach auch an den staatlichen Medizin Unis für die Studienanfänger anzubieten.

Im vorliegenden Band ist die Vielfalt der wissenschaftlichen Möglichkeiten unseres Faches klar erkennbar und im Titel des Bandes: *Wahrnehmung, Kommunikation und Resonanz* deutlich gemacht. Die Rolle von Gründervätern beim wissenschaftlichen Fortschritt und seiner Verbreitung ist mit der Würdigung des Werks von Günther Bartl auf das Schönste illustriert (Martin Lischka). Psychologische, soziale und kognitive Faktoren tragen zu einem erfüllten Lebensgefühl bei (Dagmar Eigner). Wer bezweifelt das in Zeiten der Pandemie? Vergangenheit und Gegenwart treffen sich an historischen Orten (Karl Sablik), von ihm stammt auch ein kurzer, aktueller historischer Vergleich der Influenza Pandemie 1918/19 mit der jetzigen Corona-Pandemie. Ergänzen kann man in diesem Fall noch die bestürzen-

de Parallele beim Auftreten von Verschwörungstheorien (Arnold 2018). Die wachsende Rolle des Internets in der Gesundheitspflege, gerade in Zeiten der Pandemie, beleuchtet der Beitrag von László Ropolyi. Die Kunst des Geschichten Erzählens führt uns in entwicklungspsychologische, kulturelle und gesellschaftspolitische Aspekte des Lebens (Richard Poltnig und Dagmar Eigner). Traditionelle Aktionen in der Gegenwart erhellen Wandel und Beständigkeit in unserem Leben. Sie werden im Beitrag von Jelena Puschkarewa behandelt. Der Mensch als konfliktträchtiges Lebewesen zeigt oft die beiden Seiten seiner Lebensmedaille (Wrangham, 2019), verschiedene Konflikttheorien werden von Daniela Hosner beleuchtet. Das Zusammenspiel zwischen somatischem und vegetativem Nervensystem abzuklären, hilft heilsame Maßnahmen bei alltäglichen medizinischen Problemen zu entwickeln. Wolfgang Marktl erläutert dieses Zusammenspiel bei der Regulation der Nahrungsaufnahme. Zum Abschluss des Bandes findet sich ein Beispiel für eine Resonanz basierte Medizin mit einer Beschreibung der resonatorischen Interaktion zwischen Gesundheitspersonal, Eltern und Neugeborenem beim Transport von Neugeborenen (Varga, Ördögh und Somogyvári).

Literatur

- Arnold, Catherine (2018). *Pandemic 1918*. London: Michael O'Mara Books Limited.
- Ellis, Havelock (1892). The place of anthropology in medical education. *The Lancet* 140, 365.
- Firbas, Wilhelm (2001). Psychotherapie-Mangelerscheinung im Medizinstudium? *Wiener Klinische Wochenschrift* 113, 11-12.
- Harmori, Christine, Banwell, Paul & Alinsod, Red (2019). *Female cosmetic genital surgery: Concepts, classification and techniques*. Stuttgart: Thieme Verlag.
- Kruuk, Hans (2003). *Niko's Nature*. Oxford: Oxford University Press.
- März, Richard (2018). A scientific approach to the reform of a medical curriculum. A personal account of the Vienna experience. *Wiener Med. Wochenschrift* 168, 274-279.

Wrangham, Richard (2019). *Die Züchtung des Menschen. Warum Gewalt uns friedlicher gemacht hat. Eine neue Geschichte der Menschwerdung*. München: DVA.

Günther Bartl, Praktischer Arzt in Hausbrunn, Niederösterreich – Würdigung, ein Versuch

Martin Lischka

„*Praktischer Arzt in Hausbrunn, Niederösterreich*“¹, so lautet die hypothetische Antwort auf die hypothetische Frage eines hypothetischen Fremden nach der Tätigkeit von OMR Dr. Günther Bartl im Geleitwort von H Strotzka (1990) zum Buch „Autogenes Training mehr als Entspannung“, das zu G Bartls 60. Geburtstag herausgegeben wurde (Gerber und Sedlak 1990). Der Autor des vorliegenden Beitrags wurde eingeladen, eine Würdigung des Jubilars zu seinem 90. Geburtstag zu versuchen. Er hat G Bartl in den 1980er Jahren und frühen 1990er Jahren in vielfacher Weise erlebt: In zahlreichen Einzel- und Gruppenstunden, die in seiner Landarztpraxis in Hausbrunn stattgefunden haben, bei Supervisionen und als Vorsitzenden der Österreichischen Gesellschaft für Autogenes Training und Allgemeine Psychotherapie (ÖGATAP). Entsprechend groß ist daher jetzt das Interesse des Autors am Lebenswerk und insbesondere an der Tätigkeit des Jubilars seit dem Erscheinen des erwähnten Buches. Besonders reizvoll erschien die Möglichkeit, Günther Bartl auch aus einer anderen Perspektive als der des Klienten und Ausbildungskandidaten kennenzulernen. Ein Besuch in Hausbrunn wurde vereinbart.

Die Anreise aus Wien mit dem Auto führte damals über die Bundesstraße 7 durch über die Jahre zunehmend vertraute Ortschaften. Diesmal geht es über die Autobahn, die alle von früher bekannten Orte aus dem Sichtfeld verbannt. Die Fahrt endet nach wenigen Kilometern auf „echten“ Landstraßen fast am Ortsende des für das „flache Land“ des Weinviertels prototypischen Hausbrunn. Das Bild ist vertraut, der charakteristische Schriftzug „Dr. Bartl“ an der Hausfassade ist unverändert, das Schild neben dem Eingang weist auf die Öffnungszeiten der allgemeinmedizinischen Wahlarztpraxis hin (Montag, Donnerstag, Freitag: 7 – 14 Uhr). Im

¹) Passagen aus H Strotzka (1990) stehen in weiterer Folge kursiv

später folgenden Gespräch wird ergänzt, dass G Bartl am Dienstag und Mittwoch in seiner Zweitpraxis in Wien psychotherapeutisch tätig ist.



Foto: Martin Lischka, September 2020

Die Beschreibung seiner Praxistätigkeit, die von mehreren Angestellten unterstützt wird, provoziert unweigerlich die Frage nach den Quellen dieser außergewöhnlichen Vitalität und Leistungsfähigkeit. Die Antwort „Ich bin ja meditativ eingeübt“² und die Erwähnung des Autogenen Trainings benennen ein, wenn nicht das zentrale Thema des Berufslebens von G Bartl als „praktischer Arzt in Hausbrunn, Niederösterreich“. Erst kürzlich haben Bartl und Eigner (2020) auf diesen Aspekt hingewiesen: „Wird der Mensch als Maschine betrachtet, für die bei Störungen vor allem Reparatur oder der Einbau von Ersatzteilen in Frage kommen, werden den Möglichkeiten der Erneuerung, der Regeneration, weniger Bedeutung beigemessen. Das Autogene Training mit seinem ganzheitlichen, systemischen Ansatz zielt nicht nur auf die Behandlung von Symptomen, sondern auch auf die Regene-

²) Zitate ohne Quellenangabe stammen aus dem Gespräch vom 22.8.2020. Eine gesprächsweise Fortführung der aus diesem Besuch und den hier wiedergegebenen Zitaten entstandenen Überlegungen war situationsbedingt nicht möglich.

ration des ganzen Menschen ab, die auf lange Sicht gesehen eine Basis für das ‚Jung-Bleiben‘ bzw. *anti-aging* darstellt.“

Lebenslauf und Ausbildungen

G Bartl wurde am 17.10.1930 als Sohn des Gemeindefarztes von Hausbrunn geboren. Er hat die Landarztpraxis seines Vaters als Kind intensiv miterlebt, besser wohl: mitgelebt, und erzählt heute eindrucksvoll vom damaligen allgemeinmedizinischen Geschehen: Visiten, Hausgeburten, kleine chirurgische Eingriffe inkl. HNO (z.B. Parazentesen), Zahnextraktionen u.a.m. „Auch Röntgen haben wir damals schon gehabt in der Praxis.“ 1941 ist der Vater gefallen. Freunde seines Vaters nahmen sich danach seiner an.

G Bartl besuchte das Realgymnasium mit Internat in Laa an der Thaya. 1945 wurde seine gesamte Klasse in ein militärisches Trainingslager eingezogen, in dem die 14-Jährigen (!) an Infanterie-Waffen ausgebildet wurden. Nach einem vergeblichen Versuch, dem altersbedingt als „freiwillig“ zu erklärendem Eintritt in die kämpfende Truppe nicht zuzustimmen, wurden die Buben in die Nähe von Znaim verlegt. G Bartl überlebte den Kontakt mit einer russischen Einheit versteckt in einem Panzerloch. Es gelang ihm dann, sich tage- bzw. nächtelang entlang der Thaya in Richtung Oberösterreich durchzuschlagen, wo ein Treffen mit Mutter und Bruder vereinbart war. Wegen des Vorrückens russischer Truppen musste er den ursprünglichen Plan aber aufgeben und gelangte von Sandl in zwei Tagen wieder nach Hausbrunn. 10 Tage später trafen auch Mutter und Bruder wieder dort ein.

Die Matura hat G Bartl 1948 abgelegt und dann in Wien mit dem Medizinstudium begonnen. Das Studium verdiente er sich als Harmonikaspieler beim Heurigen. Seinem wichtigsten Mentor in dieser Zeit, dem renommierten Chirurg Otto Bsteh aus Mistelbach, verdankt er eine ganzheitliche Sicht auf den Menschen und die Anregung, sich für psychologische Entstehungstheorien „chirurgischer Erkrankungen“ wie *Ulcus ventriculi* u.a. zu interessieren. Die Promotion an der medizinischen Fakultät in Wien ist im März 1956 erfolgt.

Die weiteren Stationen: 1956 – 1962 Turnus zum Arzt für Allgemeinmedizin und Beginn einer Facharztausbildung in Chirurgie im KH Mistel-

bach; 1962 (bis 1991) Gemeindearzt in Hausbrunn; 1985 Verleihung des Titels „Medizinalrat“, 1995 „Obermedizinalrat“, 1995 Eröffnung einer Zweitpraxis als Arzt für Allgemeinmedizin in Wien.

Bereits ab dem ersten Turnusjahr hat G Bartl, angeregt durch seine erste Teilnahme an der Lindauer Psychotherapiewoche, eine Reihe von weiteren Ausbildungen absolviert, die hier nur aufgezählt werden:

Psychotherapeutische Ausbildung beim Begründer des Autogenen Trainings JH Schultz und Psychosomatik-Ausbildung bei E Schätzing (Gynäkologin und Psychoanalytikerin) in Berlin; Hypnose-Ausbildung bei H Hengstmann (Hamburg); Psychoanalyse und analytische Psychotherapie sowie Gruppenpsychotherapie bei J Cremerius in München und bei J Shaked (Psychoanalytiker) in Wien; 12 Jahre Balintgruppenausbildung an der Universität Wien bei A M Becker; Ausbildung im Katathymen Bilderleben (KB, später benannt als Katathym Imaginative Psychotherapie – KIP) beim Vater dieser Therapieform H Leuner (Göttingen).

Im somatischen Bereich ist vor allem die Ausbildung in der (Kompressions) Behandlung komplizierter Wunden zu nennen, die er bei K Sigg in der Schweiz erlernt hat, und bis heute mit Erfolg praktiziert.

Praktischer Arzt

Auf die Frage nach dem Stellenwert der Chirurgie auf seinem Ausbildungsweg hält G Bartl fest „Chirurgie wäre eine ernsthafte Wahl gewesen, wenn ich nicht von vornherein fixiert gewesen wäre, Allgemeinmedizin zu machen, das war die Praxis meines Vaters, da war ich daheim!“ Das eigentlich zufällig in Niederösterreich angesiedelte familiäre „Nest“ hat seine Wirkung auf den „Doktor-Bua“ ausgeübt (Bartl 2007) – bis heute. „Mein Vater, als Landarzt, war Tag und Nacht bereit, für die Bevölkerung als Bader, wie man damals die Ärzte nannte, und Ausbader von Schwierigkeiten und Konflikten zur Verfügung zu stehen, so wie ich es in der Religion als Geschichte gehört und in Bildern gesehen habe, wurde es dann auch vorbildhaft von meinen Eltern vorgelebt. Unter Zurückstellung der eigenen familiären Bedürfnisse wurden die dienenden humanen Notwendigkeiten selbstverständlich gelebt und ich habe auch die daraus entstandenen Spannungen erlebt und bin lange nach dem Tod meines Vaters (rein zufällig?) selbst Landarzt in meinem Heimatort geworden. Ihn selbst

habe ich schon am Beginn des 2. Weltkrieges als pubertierender Gymnasiast verloren.“ (Bartl 2008).

H Strotzka (1990), der die Arbeit von G Bartl in Hausbrunn auch vor Ort miterlebt hat, kommt zu dem Schluss „*Die über die ganze Zeit fortgesetzte Tätigkeit als Landarzt gab ihm den Boden, aus dem seine ärztliche Grundhaltung erwuchs.*“ Nach wie vor praktiziert er in Hausbrunn auch „somatisch“, und zwar auch in Bereichen, die in anderen Allgemeinpraxen kaum oder nicht mehr vertreten sind wie z.B. in gynäkologischen Fragen, oder wenn rasch eine Zahnextraktion nötig erscheint.

Befragt nach seiner Stellung zu Schulmedizin und *evidence based medicine* meint Bartl „Ich glaube schon, dass wir noch viele verstehende Einsichten gewinnen müssen. Da rede ich von der Einsicht in die Andersartigkeit, ich glaube wir Mediziner sind sture Böcke. Wenn wir etwas gemacht haben und glauben, das ist richtig, dann ist das das einzig Richtige. Es gibt auch Andersartigkeiten, die richtig sind, nur muss ich lernen, sie zu akzeptieren.“

Die Tiefe der damit gemeinten Problematik kann vielleicht auch so ausgedrückt werden: „Als praktischer Arzt ist man häufig auf eine solche Zweierbeziehung reduziert, in der das Dabeisein und die Anwesenheit in der Not das Wichtigste ist. Körperliche Krankheit bringt Grenzen und Endlichkeit eher zum Erleben als Angst ohne körperliches Versagen.“ (Bartl 1983).

Bald kommt das Gespräch auf die Zukunftsaussichten für allgemeinmedizinische Landpraxen. Zu Beginn des Monats hat Günther Bartl jun. seine Funktion als Gemeindefacharzt zurückgelegt und die Pension angetreten. Am Tag nach unserem Gespräch kann man in der regionalen Presse lesen, dass in Hausbrunn im Gegensatz zu vielen anderen Gemeinden doch ein praktisch nahtloser Übergang gelungen ist, nicht ohne die Schwierigkeiten und die allgemein ungünstigen Prognosen für die weitere Zukunft des Landarztes zu diskutieren (Poyer 2020). G Bartl verweist vor allem auf die Bedrohung durch ökonomische Aspekte (Masse an Patienten, Zeitökonomie) und insbesondere die systemische Diskrepanz zwischen der Honorierung ein und derselben Leistung (z.B. Injektion, Infusion), wenn sie entweder von einem Facharzt oder von einem Allgemeinmediziner erbracht wird. „Wir werden nie Landärzte kriegen auf diese Art und Weise.“ Die Reduktion der Hausapotheken dürfte ganz wesentlich zum

Rückgang der Niederlassungen geführt haben; immerhin kann sie in Hausbrunn weitergeführt werden. Aber auch andere Aspekte der Arbeits-, Ausbildungs- und Lebensqualität werden die Zukunft der Allgemeinärzte bestimmen. Beispielsweise war für G Bartl auf seinem Ausbildungs- und Arbeitsweg wohl auch das Setting als Gruppenpraxis mit allen Kassen hilfreich, weil seine Frau als Ärztin die Kassenverträge solange innehatte, bis sie diese wegen ihrer schweren Erkrankung zurücklegen musste.

Psychotherapeut

H Strotzka (1990): die Antwort „*Praktischer Arzt in Hausbrunn ist die Wahrheit – aber sie ist bei weitem nicht die ganze Wahrheit*“. Während des Medizinstudiums war G Bartl zufolge Allgemeinmedizin seine vorherrschende, ja eigentlich die einzige berufliche Perspektive. Psychotherapeutische Ambitionen kamen erst im ersten Turnusjahr zum Tragen. Bartl und Eigner (2020) beschreiben diesen Weg von der damals auch HNO, Gynäkologie und Anästhesiologie (!) einschließenden Chirurgie zur Psychotherapie eindrucksvoll. Schlüsselerlebnis war wohl sein auch in den Kreisen der Ausbildungskandidaten vor 30 Jahren bekanntes Erlebnis der erfolgreichen Behandlung einer Patientin mit Colitis ulcerosa mit den heterosuggestiv eingesetzten Formeln des Autogenen Trainings, das G Bartl gerade erst in Lindau kennengelernt hatte (Bartl 1987, Bartl 2008, Bartl und Eigner 2020). Die psychologische Intervention hatte sich als wirksamer erwiesen als eine im Raum stehende Resektion des entzündeten Darms. Nicht allgemein bekannt dürfte jedoch sein, dass G Bartl durch den Sohn dieser Patientin vor etwa zwei Jahren erfahren hat, dass es seiner hochbetagten Mutter bis dato gut ergangen sei, sie sich wohl fühle und ihn grüßen lasse (Bartl und Eigner 2020).

„Dem pragmatischen Rationalisten blieb in seiner Ausbildung nicht verborgen, dass der psychische Anteil in der Ausbildung und der medizinischen Praxis enorm vernachlässigt wird. Da kam es zur glücklichen Fügung, dass er bei seinem ersten Besuch der Lindauer Psychotherapie-Wochen J.H. Schultz kennenlernte und das Autogene Training zu schätzen begann. Und so entstand bis zum Tode von Schultz eine wechselseitige Freundschaft, die für Bartl prägend wurde. Der Übergang zur Hypnose und von der Oberstufe des Autogenen Trainings zum Katathymen Bilderleben war dann nur logisch.“ (Strotzka 1990).

G Bartl skizziert das daraus entstandene psychotherapeutische Konzept so: „Grundsätzlich versuche ich, jeden das Autogene Training zu lehren; dass er es „er-lernt“. Da ist es mir nicht so wichtig, dass er jetzt die Formeln der Reihe nach herunter sagt, mir ist es wichtig, dass die „Stimmung“ zustande kommt Das Wissen allein ist nicht das Um und Auf, das Wissen wird erst dann zum Wissen, wenn Du es „begreifen“ kannst.“ und dann kann man es beim Zurücknehmen auch ins Autogene Training einbauen.“ Auch wenn eine andere Methode, z.B. Hypnose, eingesetzt wird, gilt „... aber daneben muss er das AT lernen, er muss selbst üben.“

Damit wird einmal mehr die Bedeutung des Autogenen Trainings als „Basispsychotherapeutikum“ im allgemeinmedizinischen Setting belegt. Hier kommt es in besonderer Weise auf Effizienz (Zeitökonomie) und Effektivität an, was im Hinblick auf den großen Teil der Klientel mit psychosomatischen Beschwerden besonders bedeutsam ist. G Bartl formuliert keine Postulate für die Gestaltung der allgemeinärztlichen Weiterbildung, aber es erscheint unbestritten, dass die praktisch tätigen Ärzte über eine entsprechende Grundausstattung für echt ganzheitliches Handeln verfügen müssen.

So betont G Bartl (2006): „Die Zeitökonomie spielt in der Landpraxis eine Hauptrolle. Ohne hier eine Struktur einzuführen, wird man, wie auch Berichte anderer Kollegen zeigen, ein Opfer bürokratischer Arbeit (Überweisungen zu Fachkollegen oder Ambulanzen mittels Zettelschreibereien, Abrechnungsschreibereien, etc.). Mit unnützer Medikation als unzureichendem Ersatz für Zuwendung und Beziehung gelangt der Arzt in die Schere zwischen unstillbarer Begehrlichkeit, Verteuerung und begrenzter Zeit.“

Die Struktur der Arbeit von G Bartl in seiner Praxis umfasst: „Gruppen als Auffangräume“ zum Erlernen und Üben des Autogenen Trainings und als Stütze in Krisen; Hypnose – gewissermaßen als „chirurgisch-psychotherapeutische“ Intervention, auch in somatischen Notfällen und bei Komplikationen: „Es hat keine Geburt gegeben, die ich geleitet habe, bei der die Mutter nicht hypnotisiert wurde“. Die Basismethoden werden mit ergänzenden psychotherapeutischen Methoden (AT-Oberstufe, KIP) kombiniert, wie der Fallbericht samt Katamnese einer 4-Personen-Familie eindrucksvoll zeigt (Bartl 2006).

Der Weg durch eine vielfältige Weiterbildung zum Arzt und Psychotherapeuten wird folgendermaßen resümiert: „Meine berufliche Rollenidentität, und damit will ich zum Ausdruck bringen, dass auch in mir ein unwiderstehlicher Drang wirksam wurde, nicht nur eine perfekte chirurgische und geburtshilfliche Ausbildung zu absolvieren, sondern selbstverständlich auch das „Ausbaden“ von psychischen Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten zu erlernen.“

Den langen und schwierigen Weg, der mir dadurch bevorstand, konnte ich damals noch nicht ahnen. In meiner Identität wuchs ich im Streben nach Ganzheit zum Arzt und Psychotherapeuten heran. Und auch da gab ich mich im ungebremsen Drang nach Mehr nicht mit einer „methodischen Ausbildung“ zufrieden, sondern musste mehrere Methoden lernen. Im Laufe meiner praktischen Tätigkeit mit den Patienten, vom eigenen Wissen enttäuscht, wurde es mir immer klarer, dass es nicht das Wissen und die Wortinhalte allein sind mit denen ich heilsam werden konnte, sondern die Melodien, Tonhöhen und Rhythmen meiner Sprache und meines Verhaltens.“ (Bartl 2008).

Diese Beschreibung der beruflichen Identität passt unmittelbar zu einer Passage des Gesprächs in Hausbrunn, in der nach dem Stellenwert von Musik und Musikalität in der Therapie gefragt wurde: „So ist Musik überall drinnen, es gibt keine Sprache ohne Musik. Jede Sprache ist Musik, jeder verbale Ausdruck ist Musik. Wir musizieren miteinander.“ Und auf die nächste Frage „Und was macht man mit Unmusikalischen?!“ heißt es: „Da plagt man sich sehr, die müssen sehr lange üben, bis sie musikalisch werden; das sind „Stotterer“, aber auch Stottern ist eine musikalische Ausdrucksform.“ Das musikalische „Verstehen“ wird dann mit einer kurzen Vignette illustriert: „Eine Finnin kommt zu mir, sie versteht kein Wort Deutsch, und ich kein Wort Finnisch.“ Die heterohypnotische Intervention (atemsynchron, rhythmisch) führt zu einer tiefen Hypnose. Die Behandlung wird längere Zeit fortgesetzt, und am Ende versichert die Patientin bei der Verabschiedung (mittlerweile spricht sie Deutsch): „Ich habe Sie immer verstanden Herr Doktor, von Anfang an.“ Vermutlich hat Novalis recht: „Novalis, a poet and philosopher who had to deal with many different aspects of language daily, gained deep insight into music as well as the interconnections of music, language, and physiology: Their common core is—breathing! (Laczika et al. 2020). Und es gilt allgemein: „It could be

argued that, of all the arts, music is the most intimately connected to the body.“ (Kennaway 2020).

Schon vor 40 Jahren konnte festgestellt werden: „Der praktizierende Arzt, und ich sage noch einmal Arzt (!), der das Soma nicht fürchtet, der das Riechen, das Fühlen, das Begreifen, Hören und Sehen noch in sein Repertoire eingeschlossen hat, hat mit einer fundierten psychotherapeutischen Ausbildung die Chance, Effektives zu leisten“ (Bartl 1981b).

Psychotherapeutische Medizin

„Charakteristisch für Bartl und seinen eros paidagogos ist, dass er aus jedem seiner persönlichen Entwicklungsschritte – meist mit einer kleinen Gruppe Gleichgesinnter – Organisationen entwickelte, die sofort eine rege Ausbildungsarbeit entfalteten. So wurde ein Vakuum, das für die österreichische Psychotherapie schmerzlich war, ausgefüllt. ... was für ihn selbst und unser ganzes Land viel größere Bedeutung hat als die Arbeit als Allgemeinpraktiker, ist seine Rolle als (Mit)Begründer und jahrelanger Leiter der Österr. Gesellschaften für Autogenes Training, Hypnose, allgemeine Psychotherapie und Katathymes Bilderleben.“ (Strotzka 1990).

Eine Übersicht über die verschiedenen Stationen der Lehr- und Ausbildungstätigkeit durch G Bartl wird im Anhang gegeben, beginnend mit seinen Aufgaben als einer der „Early adopter“ (Autogenes Training) und als Begründer der Katathym Imaginativen Psychotherapie (KIP, damals noch KB, Katathymes Bildererleben) in Österreich. 1977 wurde die zunächst als „ärztliche“ Gesellschaft für Autogenes Training und Allgemeine Psychotherapie (ÖGATAP) konzipierte Gruppierung für Absolventen der Psychologie geöffnet. Die Turbulenzen in der Entstehungsphase des Psychotherapiegesetzes führten 1991 zum Austritt aus der ÖGATAP und zu verstärktem Engagement in der Psychotherapieausbildung unter den Auspizien der Österreichischen Ärztekammer, was dann zum Ausfüllen des von Strotzka allgemein beklagten Vakuums gerade in der Ärzteschaft wesentlich beigetragen hat. Außerhalb dieser Sphäre war G Bartl viele Jahre lang als Lektor an der Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien und als Vortragender in Deutschland und der Schweiz tätig.

Summe

Inwieweit hat nun der eingangs erwähnte „Lokalausweis“ für jemanden, der die Szene vor und während der Entstehung des Psychotherapiegesetzes bis in die 1990er miterlebt hat und jetzt Einblick nehmen darf, neue Aspekte eröffnet?

Da sind einmal die erstaunliche Arbeitskraft, Vitalität und Reichweite des Jubilars zu nennen. Alleine für den Zeitraum ab 1991, also nach der Trennung von der sehr aktiven ÖGATAP weist der Bericht über 25 Jahre Psychotherapiewoche (Bartl und Odehnal oJ) neben dem personell und inhaltlich beeindruckenden Vortragsprogramm aus, dass seit der Gründung (geschätzt) mehr als 700 Gruppen in dieser ärztlichen Ausbildungsgesellschaft durchgeführt wurden.

Thematisch neu war für den Autor der Hinweis auf potentiell heilsame Qualitäten des Gebets, des Rituals „welcher Art und Religion auch immer“, die ihren Platz im Konzept der Bartl'schen Trias von Wärme, Rhythmus und Konstanz haben. (Bartl 1989, Sedlak 1990). Bartl (2008) positioniert sich in der Diskussion um den Stellenwert psychotherapeutischer Interventionen: „Ich musste also erkennen, dass es nicht allein das Wissen und Können ist, mit dem ich heilsam werden kann, sondern dass ich einfach ein Klima herzustellen habe, in dem Heilung stattfinden kann. Im Prinzip ein therapeutisches Beziehungsangebot in Synchronisation von Wärme, adäquatem Rhythmus und Konstanz, das durch Herstellung einer Resonanz (eines Wiederhalls) wirksam wird.“

Besonders eindrücklich im Gespräch mit G Bartl waren die Verweise auf das Verhältnis von Musik und Therapie – nicht so sehr im klassischen Sinn von Musiktherapie, sondern im Verhältnis von Sprache und Musik und zur Unterstützung des Autogenen Trainings, also von etwas verbal kaum Vermittelbarem, das am ehesten noch aphoristisch ausgedrückt werden kann, wie z.B. von Theodor Fontane „Man muss die Musik des Lebens hören, die meisten hören nur die Dissonanzen.“ Damit ist die Aufgabe des praktisch tätigen Arztes gut beschrieben: Musik und Dissonanzen aus- und auseinanderzuhalten.

Die Stellung von G Bartl im Konzept einer bio-psycho-sozialen Medizin wurde hinsichtlich des Biologischen und der Psyche oft dargestellt und

diskutiert (Bartl 1981a und 1981b, 1982, 1984). Dazu kommt als dritter Aspekt in diesem ganzheitlichen Konzept von Medizin seine Übersetzung des Sozialen mit „Herstellung des Friedens“, „Anerkennung und Akzeptanz der Andersartigkeit.“ „Mein therapeutisches Beziehungsangebot in der Landpraxis umfasst sowohl organmedizinische wie auch soziale und psychotherapeutische Aufgaben, da ich körperlich wie seelisch den Menschen eingebettet in ein Ganzes verstehe.“ (Bartl 2006).

Vielleicht ist die von G Bartl in Österreich eingeführte Katathym Imaginative Psychotherapie bei dieser Bestandsaufnahme zu kurz gekommen. Sie ist fester und wichtiger Bestandteil seiner Psychotherapie in der Landpraxis und wird, die Basistherapeutika erweiternd und potenzierend, insbesondere bei psychosomatischen Problemen eingesetzt (Bartl 2006).

Der Besuch in Hausbrunn und die damit verbundenen, hier vorgestellten Überlegungen führen zum gleichen Schluss wie die von Strotzka (1990) pointiert formulierte Zusammenfassung der Meriten von G Bartl: *So wichtig es also war, dass er vorlebte, wie ein Allgemeinarzt sich eine Ausbildung verschaffen und dann eine den Bedingungen dieser Tätigkeit adäquate psychotherapeutische Tätigkeit entfalten kann, so scheint es mir noch wichtiger, dass dieses Vorbild überhaupt für eine ganzheitliche Medizin gilt. Diese enorme Vielseitigkeit kann aber nicht zur Nachahmung empfohlen werden, denn sie ist an ein nicht kopierbares Charisma gebunden.*

Der Jubilar scheint von Anfang an großes resilientes Potential zu haben. Auf das Hausbrunner „Nest“ und das ärztliche Vorbild des Vaters folgen dessen Tod im Krieg 1941 und die katastrophalen, glücklich überlebten Bedrohungen für den 14-jährigen zum Kriegsende. Er hat hilfreiche Mentoren und erarbeitet sich, vermutlich aufgrund einer ausgeprägten Selbstwirksamkeitserwartung, einen besonderen beruflichen Weg und kann glückliche Fügungen nützen. Auf diesem Weg muss er sich auch schweren persönlichen Belastungen wie Erkrankung und Tod seiner Frau stellen.

G Bartl kann nicht als „Kopiervorlage“ verstanden werden, aber er gibt jedenfalls ein überzeugendes Beispiel: Er lebt psychotherapeutische Medizin. Vielleicht würde er die altsprachlich-historisierende Aufforderung zur „Psychologisierung des Arztes“ von JH Schultz für sich selbst nicht so formulieren. Aber man kann wohl mit Fug und Recht sagen, dass er sich

mit großer Breitenwirkung um die Psychologisierung des ärztlichen Handelns bemüht. Er zeigt, dass und auch wie Heilung möglich ist.

Literatur

- Bartl, Günther (1981a): Das Problem der Behandlung von Kindern und Jugendlichen in der Allgemeinpraxis. *Ärztliche Praxis und Psychotherapie* 3, 14.
- Bartl, Günther (1981b): Diagnose und Therapie psychosomatischer Erkrankungen in der Allgemeinpraxis. *Ärztliche Praxis und Psychotherapie* 3, 3-7.
- Bartl, Günther (1982): Ein psychosomatischer Fall aus der Allgemeinpraxis. *Ärztliche Praxis und Psychotherapie* 4, 17-19.
- Bartl, Günther (1984): Der Umgang mit der Grundstörung in der Allgemeinpraxis. *Ärztliche Praxis und Psychotherapie* 5, 3-18.
- Bartl, Günther (1987): Anforderungen an den Therapeuten. Der Therapeut in der Entwicklung zum Psychotherapeuten. In: F. Pesendorfer (Hrsg.): *Johann Heinrich Schultz zum 100. Geburtstag*. Wien: Literas Universitätsverlag, 195-202.
- Bartl, Günther (1989): Strukturbildung im therapeutischen Prozess. In: G. Bartl & F. Pesendorfer (Hrsg.): *Strukturbildung im therapeutischen Prozess*. Wien: Literas Universitätsverlag, 15-20.
- Bartl, Günther (2006): Psychotherapeutische Medizin in der ärztlichen (Land-)Praxis. In: G. Barolin, (Hrsg.): *Integrierte Psychotherapie*. Wien, New York: Springer, 411-425.
- Bartl, Günther (2008): Identitäten finden, wahren und verlieren. In: M. Dobner (Hrsg.): *GLOBArt Academy 2007 Identität(en)*. Wien: Springer, 132-139.
- Bartl, Günther & Eigner, Dagmar (2020): Von der Chirurgie zur Psychosomatik: Erfahrungen mit dem Autogenen Training. In: D. Eigner (Hrsg.): *Weltbild, Gesellschaft und Kultur. Beiträge zur Medical Anthropology, Band 3*. Wien: Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie, 243-284.
- Kennaway, James (2020): The value of a critical humanities perspective on music and medicine. *Wiener Klinische Wochenschrift* 132, Suppl. 1, 32-34.

- Laczika, Klaus-Felix, Tucek, Gerhard & Werzowa, Walter Thomas (2020):
 “Every illness is a musical problem, healing a musical resolution”
 (Novalis). *Wiener Klinische Wochenschrift* 132, Suppl. 1, 25-29.
- Poyer, Josef (2020): Ein Landarzt schlägt Alarm. *Kronenzeitung* 23.8.2020,
www.krone.at/2215959 (besucht 29.10.2020).
- Sedlak, Franz (1990): Wärme, Rhythmus und Konstanz. Das Konzept von
 Günther Bartl als Urmatrix therapeutischer Begegnung. In: G.
 Gerber & F. Sedlak (Hrsg.): *Autogenes Training – mehr als Entspannung*.
 Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 144-163.
- Strotzka, Hans (1990): Zum Geleit. In: G. Gerber & F. Sedlak (Hrsg.):
Autogenes Training – mehr als Entspannung. Basel: Ernst Reinhardt
 Verlag, 7-8.

Anhang:

Lehr- und Ausbildungstätigkeit

Inland

- 1969 – 1991 Gründungsmitglied / ab 1977 Vorsitzender der Österr.
 Gesellschaft für Autogenes Training und Allgemeine Psychotherapie
 Begründer d. Österr. Arbeitsgemeinschaft für Katathymes Bilderleben
 (später KIP)
- 1969 bis 1991 Internationales Seminar für Autogenes Training und allge-
 meine Psychotherapie (Bad Gastein)
- 1978 bis 1991 Internationales Seminar für Katathymes Bilderleben
 (Salzburg, Attersee, Bad Hall, Goldegg)
- 1978 bis 2009 Leitung von mehrjährigen Ausbildungslehrgängen für
 Katathymes Bilderleben
- 1979 bis 1985 gemeinsam mit F Pesendorfer Herausgabe der Zeitschrift:
 „ärztliche praxis und psychotherapie“
- 1980 2. Internationaler Kongress für Katathymes Bilderleben in Salzburg
- 1989 3. Internationaler Kongress für Katathymes Bilderleben in Baden
- 1991-2011 Vorsitzender der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für
 Medizinische-Hypnose
- 1991 – 2016 Ausbildungsgremium PSYCHOTHERAPIEWOCHE

1992 Gründung der Akademie für Psychotherapeutische Medizin gemeinsam mit S Odehnal

1992 – 2013 Lehrauftrag für Psychosomatik und Medizinische Grundlagen für Musiktherapeuten (Universität für Musik und darstellende Kunst, Wien)

1999 – lfd. Lehrtherapeut der Österreichischen Ärztekammer für Ärztliche Hypnose, Autogenes Training und Katathymes Bilderleben und Balintgruppenleiter

Ausland

1984 bis 1991 Zentrales Weiterbildungsseminar für Katathymes Bilderleben, Bad Willingen/Lauterberg

1984 bis 1994 Norddeutsche Psychotherapietage, Lübeck

1986 bis 1997 Psychotherapiewoche auf Langeoog, 1988 und 1989 West-Berlin

1994 und 1995 Westdeutsche Psychotherapietage, Aachen

Lebensfreude und Gesundheit durch Gemeinschaftsrituale

Dagmar Eigner

Einleitung

In schwierigen Lebenslagen und Zeiten des Übergangs von einer Lebensphase in eine andere haben Menschen seit jeher Rituale durchgeführt, um den erhöhten Anforderungen zu trotzen oder mit den vermehrten Problemen zurecht zu kommen. Die Rituale sollen die Überwindung der Schwierigkeiten erleichtern und Mut, Kraft und Optimismus für die Bewältigung von Lebenskrisen geben oder auch die Einstellung auf die neue Phase oder den Abschluss der alten begleiten.

Der rituelle Prozess ergibt einen Schlüssel zum Verständnis der inneren Konstitution menschlicher Gesellschaften; er zeigt auf, was die Menschen über wirtschaftliche und politische Verhältnisse, über soziale Beziehungen, die natürlichen und spirituellen Welten, in denen sie funktionieren müssen, denken und was sie dabei empfinden (Turner 1989a). In den Ritualen können wesentliche Änderungen bei ganzen Gemeinschaften und bei einzelnen Personen bewirkt werden, z.B. Heilung, Konfliktlösung, etc., die sonst nur schwer zu bewerkstelligen sind.

Gemeinschaftsrituale sind gekennzeichnet durch die Teilnahme von sehr vielen Menschen (bis zu Hunderten oder sogar Tausenden), sie finden an speziellen Orten statt, wie z.B. Zentren der Gemeinschaft, Dorfplätzen oder sakralen Stätten, und sie dauern zumindest mehrere Stunden, manchmal auch einige Tage oder eine ganze Woche.

In der Grundstruktur orientieren sich Gemeinschaftsrituale an alten Überlieferungen, sie enthalten viele performative Elemente und das multisensorische Design ist sehr ausgeprägt. Aufgrund ihrer gesundheitsfördernden, präventiven und heilenden Effekte haben sie früher eine wichtige Rolle im Leben der Menschen gespielt und erfahren heute wieder eine Revitalisierung. Viele dieser Rituale sind eng mit dem Jahreskreis verbunden oder in besonderer Weise an den Ablauf des Jahres geknüpft.

Jahreszyklusrituale

Winteraustreibungsrituale zählen zu den bekanntesten und am weitesten verbreiteten Ritualen, die an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind. Sie finden am Höhepunkt des Winters statt, wenn die Bedrohung durch Kälte, Krankheit und Hunger immer größer wird. Mit der Durchführung von Ritualen soll Zuversicht aufgebaut werden, dass die mit dem Winter assoziierten Unannehmlichkeiten und Gefahren bald ein Ende haben werden und die Menschen unbeschadet in den Frühling – die neue Wachstumsphase – kommen, bevor alle Ressourcen verbraucht sind.

Außer den Ritualen, die in Resonanz mit dem Klimazyklus und dem Produktionsablauf des Jahres stehen, wie etwa die Winteraustreibungsrituale oder herbstliche Erntedankfeste, gibt es auch andere Rituale, die nur einmal im Jahr durchgeführt werden, aber nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden sind. Dazu gehören Totengedenkrituale, Tempelfeste oder Rituale an besonderen Plätzen zur Ehrung von Ahnen, Naturkräften oder spirituellen Wesen.

Der Resonanztheoretiker Friedrich Cramer betont, dass die harmonische Verbindung zu Gesellschaft, Umwelt und Kosmos für das Wohlergehen der Menschen sehr wichtig sei.

„Unsere Erde läuft auf einer Umlaufbahn um die Sonne und legt dabei im Jahr 939,12 Millionen km zurück, d.h. sie fliegt mit einer Geschwindigkeit von 29,8 km/sec. Die Bahn ist eine nahezu kreisförmige Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Diese Dauer des Umlaufs ist definiert als ein Jahr. Dieses Jahr würde für uns Erdbewohner allerdings völlig unbemerkt verstreichen, wenn die Erdachse nicht gegen die Umlaufbahn geneigt wäre; die Erdachse steht schief zur Jahresumlaufbahn, und zwar um 66,33 Grad. Dies nennt man die Ekliptik. Infolge der Ekliptik bekommt der jeweils der Sonne mehr zugeneigte Teil der Erdoberfläche ein halbes Jahr lang mehr Sonne ab und der andere entsprechend weniger; im Sommer ist die Nordhalbkugel stärker beschienen, im Winter die Südhalbkugel. Das bringt die Jahreszeiten. ... Die Jahreszeiten sind ein Rhythmus, dem sich die ganze Natur und der Mensch anpassen: die Natur ist in Resonanz mit der Erdumlaufbahn.“ (Cramer 1998, 95 f.)

Eine der frühesten Formen der Zeitrechnung beruht auf der Beobachtung des Mondzyklus. Ein synodischer Mondmonat (z.B. die Zeit von Vollmond

zu Vollmond) hat die Länge von 29 Tagen, 12 Stunden und 44 Minuten. Zwölf Mondmonate ergeben zusammen 354 Tage, 8 Stunden und 48 Minuten. Zwischen dem Mondjahr und dem Sonnenjahr ergibt sich also ein Unterschied von 10 Tagen und 21 Stunden. Aufgrund dieser Differenz ist es nicht ohne weiteres möglich, die Länge des Mondjahres mit der Anzahl der Tage eines Sonnenjahres in Übereinstimmung zu bringen. Beim sogenannten *lunisolaren Jahr* soll durch die Einfügung von Schalttagen oder Schaltmonaten das sogenannte gebundene Mondjahr in Einklang mit dem Sonnenjahr gebracht werden (vgl. Stiehle 2011).

Die Zeit „zwischen den Jahren“ bezieht sich auf die Differenz zwischen Sonnen- und Mondkalender und im Besonderen auf die Rauhnächte, die den Unterschied zwischen dem alten Mondjahr und dem Sonnenjahr ausgleichen. Meist werden diese 12 Nächte (elf fehlende Tage) um den Jahreswechsel vom 25. Dezember bis 6. Jänner datiert. Es wird häufig gesagt, dass diese Zeit von anderer Qualität als im übrigen Jahr sei und in vielen Kulturen werden Rituale an diesen Tagen (und Nächten) durchgeführt.

Anhand einiger Beispiele von Jahreszyklusritualen sollen deren Struktur und Dynamik sowie die Bedeutung und die gesundheitsfördernden Wirkfaktoren dieser Gemeinschaftsrituale aufgezeigt werden.



Abb. 1: Glöcklerlauf in Salzburg



Abb. 2: Schellerlauf in Nassereith, Tirol



Abb. 3: Perchtenlauf in Golling, Salzburg



Abb. 4: Tigerritual in Qinghai, China

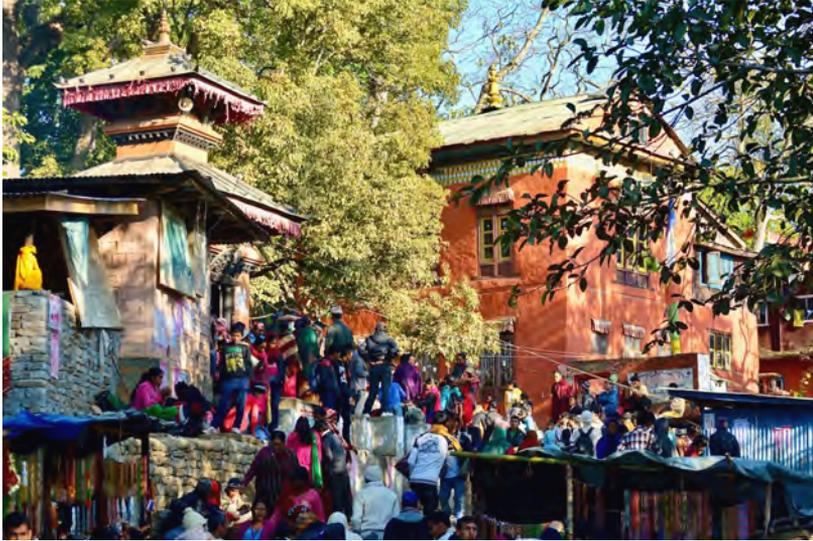


Abb. 5: Der Ort Halesi in Ostnepal ist von großer Bedeutung für den Buddhismus, Hinduismus und lokale schamanische und animistische Kulturen. In einer Höhle hinter dem dem Dorftempel finden einmal im Jahr Totengedenkrituale statt.

Schellerlauf in Nassereith, Tirol

Alle drei Jahre wird der Schellerlauf im Rahmen der Fasnacht in Nassereith in Tirol durchgeführt. Die älteste schriftliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1740 und befindet sich heute im Tiroler Landesarchiv. In den Akten des Pfundscher Schemenprozesses aus dem Jahr 1775 wird von unerlaubtem Maskengehen bzw. Schemenlaufen in den Orten Pfunds, Landeck, Imst und Nassereith berichtet (Dörrer 1948). Es ist jedoch anzunehmen, dass es schon wesentlich länger ein „Maskentreiben“ oder irgendeine Art Winter-austreibungsritual in der Region gibt, das sich auf vorchristliches Brauchtum zurückführen lässt.

Am Abend des Dreikönigtages findet die Vollversammlung im Gemeindegemeinschaftssaal statt. Der Obmann fragt die Anwesenden: „*Gemmer huire i d' Fasnacht?*“, worauf alle ein lautes JA rufen. Dann werden die einzelnen Rollen verlost. Die Figuren – auch die weiblichen, wie z.B. die Hexen oder die Frauen der Paarle – dürfen nur von Männern dargestellt werden. Den Frauen ist die

enorm zeitaufwendige Anfertigung der Kostüme und die Versorgung ihrer Männer am häuslichen Herd überlassen.

Am Sonntag nach dem Dreikönigstag erfolgt abends das Fasnachtsuchen, bei dem sich mehr als 250 Masken beteiligen. Nach mehreren Stunden anstrengender Suche wird die Fasnacht in Gestalt eines kleinen Ruaßlers gefunden.

Der Tag des Schellerlaufs beginnt mit dem *Umschlagen*, einem lauten unstrukturierten Umzug, zu dem jeder seine ‚Instrumente‘ selbst mitbringt: Töpfe, Kübel, Pfannen, Topfdeckel oder Hörner – alles, was geeignet ist, möglichst viel Lärm zu erzeugen. Danach findet der Aufzug der Figuren statt (vgl. Pfaundler 1997, S. 210ff.). Das Schellerlaufen findet an einem Sonntag zwei bis drei Wochen vor dem Aschermittwoch statt: im Jahr 2016 am 24. Jänner; Faschingsdienstag war der 2. Februar.



Abb. 6: Schon von weitem werden die Gruppen durch das laute Peitschen-Schnalzen der voraus gehenden Schnöller angekündigt. Die Bekleidung der Schnöller besteht aus einem weißen Hemd mit einer roten Krawatte, kurzen Lederhosen, langen weißen Unterhosen und roten Stutzen. Auf dem Kopf tragen sie eine Zipfelkappe.



Abb. 7: Der Scheller hat seinen Namen von den vier großen Schellen, von denen er eine vorne und drei hinten, an breiten Riemen befestigt, um die Körpermitte geschnallt hat. Die vier Schellen haben ein Gewicht von ungefähr 25 kg. Der dicke Wulst unter dem Gürtelriemen soll die Schwingungen der Schellen beim Gehen abfedern. Die Maske ist eine schnauzbärtige Holzlarve, der Kopfschmuck ist mit vielen bunten Bändern versehen, die dem Scheller über die Schultern und den Rücken fallen. Um die Schlegel der schweren Schellen oben und unten zum Anschlag zu bringen, müssen die Scheller eine besondere rhythmische Gangart entwickeln.



Abb. 8: Vor dem Scheller tänzelt und hüpfet der Roller. Er ist ähnlich gekleidet, nur trägt er an Stelle der Pumphase einen bunten, mit Borten und Flitterwerk verzierten Rock. Die Maske stellt einen jungen Mann mit Oberlippenbart dar. Um die Mitte hat er einen breiten Gurt, der mit Rollen (kleine kugelförmige Glöckchen) besetzt ist, die durch das Tänzeln und Hüpfen zum Erklingen gebracht werden.



Abb. 9: Der Kehrer mit seinem reich verzierten Besen aus Reisstroh bildet den Beginn des sogenannten „Schönen Zuges“. Der Kehrer ist größer als der Roller, gleich gekleidet, lediglich seine Larve hat im Unterschied zum Roller zusätzlich einen Kinnbart. Am Anfang der Gruppe tänzelnd gibt er Tempo und Rhythmus an. Immer wieder bleibt er stehen und hüpf mit dem Besen in beiden Händen in die Höhe. Der Roller hinter ihm hüpf mit gleichen Rhythmus wie der Kehrer – oft sind sie dabei zueinander gedreht.



Abb. 10: Scheller, Roller und Kehrler werden von Spritzern (Engel- und Mohrenspritzer) begleitet. Die Kleidung besteht aus einem pelzverbrämten weiten Mantel und einem kurzen Röckchen; beim Engelspritzer aus hellen bunten Stoffen, beim Mohrenspritzer aus dunklen Stoffen. In der Hand wird eine lange Spritze aus Messing gehalten, die mit Wasser gefüllt werden kann, um damit die BesucherInnen zu bespritzen.



Abb. 11: Der Roaßler symbolisiert in gewissem Sinne die Fasnacht, da in seiner Gestalt die Fasnacht am Sonntag nach dem Dreikönigstag „gefunden“ und am Aschermittwoch dann wieder „begraben“ wird. Rock und Kapuze sind mit vielen bunten Flickern versehen; seine Holzlarve ist ein dunkles Gesicht mit hellem Schnauzbart und ebenso hellen buschigen Augenbrauen. In einer Hand hält er einen Besen, in der anderen einen weißen Stofflappen. Früher war dieser Lappen angeblich in Ruß getaucht. ‚Roaßeln‘ bedeutet einen schwarzen Strich in das Gesicht von jemandem zu machen. Wie auf dem Bild zu sehen ist, fehlte 2016 der Ruß auf dem Flecken (um die BesucherInnen nicht zu belästigen?).



Abb.12: Der Sackner ist eine „Ordnungsfigur“ und wird von großen, stattlichen Männern gespielt, dessen Larven jedoch erschreckende Altweiberfratzen darstellen. Der weite Rock, Wilfling genannt, wird aus vielen Metern Stoff gefertigt, sodass er bei Drehbewegungen ins Schwingen gerät, sich hebt und die darunter getragenen, mit Rüschen besetzten weißen Unterhosen preisgibt. In der Hand hält er einen mit Sägemehl und/oder Wolle gefüllten harten Sack, mit dem er den Weg für die anderen Figuren freimacht. Manchmal erhalten Zuschauer, die nicht aus dem Weg wollen, damit einen leichten Klaps, der zwar nicht schmerzt, aber symbolisch die Aufforderung zurückzuweichen bekräftigt.



Abb. 13: Hauptfiguren des Winteraustreibungsrituals: der Bärenreiber mit dem Bären, den er an einer Kette nach sich zieht. Die Bekleidung des Bären sowie der Bärenkopf sind aus schwarzen Schaffellen angefertigt. Rechts hinten sieht man den Bärenpfeifer mit Trommel und Pfeife.



Abb. 14: Der Bärensammler ist ähnlich wie der Bärenreiber gekleidet und hält in seinen Händen einen Stecken mit einer Art Klingelbeutel daran.



Abb. 15: Karner, ein fahrendes Volk, mit ihrem Wagen, dem sogenannten Huomatle, auf dem Postplatz.



Abb. 16: Verschiedene Berufsgruppen, wie Ziegenhirten, Vogelhändler, Scherenschleifer, Pfannenflicker oder Korbflechter, beteiligen sich am Aufzug der Figuren.



Abb. 17: Die „Paarle“ sind ebenfalls ein wesentlicher Bestandteil des Umzugs. Als Bauern, Fischer oder Kaufleute sind die Paarle in ihrer jeweiligen Festtagstracht gekleidet. Eine Besonderheit in Nassereith sind die Riesenpaarle.

Der Sieg des Frühlings über den Winter

Der zentrale Teil des Winteraustreibungsrituals in Nassereith ist der Kampf des Bären mit dem Bärenreiber, der auf der großen Schneebühne vor dem Hotel Post stattfindet. Die übrigen Masken bilden einen Kreis um den kleinen Hügel herum; hinter ihnen stehen die anderen Anwesenden.



Abb. 18: Zu Beginn richtet sich der Bär – noch an der Kette – mit einer drohenden Gebärde gegen den Treiber.



Abb. 19: Der Treiber lässt den Bären Purzelbäume vorwärts und rückwärts machen: ein Zeichen der Dominanz des Treibers. Der Winter gibt sich noch nicht geschlagen.



Abb. 20: Schließlich verweigert sich der Bär, fällt den Treiber an und jagt ihn davon. Der Frühling hat gesiegt!



Abb. 21: Bevor der Bär und der Bärenreiber die Bühne verlassen, wirft der Treiber den Bären nochmals zu Boden und beugt sich über ihn.

Der Kampf dauert nur wenige Minuten und die wesentlichen Figuren – Bär und Bärenreiber – lassen bei ihrem Auftritt ihre symbolische Bedeutung nicht deutlich erkennen. Besonders nach der letzten Szene, in der der Bär wieder der Unterlegene ist, tauchen die Fragen auf: Wer ist wer? Oder hat vielleicht der Frühling doch nicht gesiegt?

Bei einer kleinen Umfrage unter den Zuschauerinnen und Zuschauern im Jänner 2016 waren die meisten Befragten unsicher, wer den Frühling und wer den Winter darstellt, oder sie waren der Ansicht, dass der Bär der Winter sei. Der schnelle Ablauf und das unklare Ende der Schlüsselszene tragen vermutlich zu dieser Verwirrung bei. Auf der Webseite *Schellerlaufen in Nassereith* ist zu lesen, dass der Kampf „dann schließlich zugunsten des Bärenreiters entschieden wird“. Auch wenn das Verstehen auf der kognitiven Ebene für den Aufbau der Gewissheit, dass die Entbehungen des Winters bald ein Ende nehmen werden, nicht notwendig ist, sollte doch der grundlegende Handlungsablauf der *Performance*, die die Anwesenden mit ihren Sinnesorganen wahrnehmen, eindeutig sein.



Abb. 22: Nach dem Bärenkampf tanzen die Hexen – ihre Besen in die Luft schwingend – auf dem Schneehaufen und legen vor der Hexenmutter ihren Treueschwur ab.

Am späten Nachmittag findet das sogenannte Einführen statt: der Kehrer verneigt sich vor dem Geehrten, der sich dann beim Scheller einhängt und zur Kassa geleitet wird. Nachdem er dort seinen Obulus entrichtet hat, erhält er eine Brezen und die ‚offizielle Fasnachtsmaske‘ im Kleinformat.



Abb. 23: Kehrer, Roller und Scheller beim Einführen.
Neben dem Kehrer ein Sackner.



Abb. 24: Auch Bär und Bärenreiber beteiligen sich am *Einführen*,
wobei der Bär den Ehrengast zur Kassa trägt.

Perchtenlauf in Golling, Salzburg

Die Perchta ist eine sagenumwobene Figur, die das Zentrum von Winter-austreibungsritualen im österreichisch-baierischen Alpenland bildet. Ihr Gefolge besteht aus zwei Gruppen, den *Schönperchten* und den (hässlichen) *Schirchperchten*.

Von lärmenden Umzügen mit Masken dämonischer Weiber, Göttinnen und verschiedenen Fabelgestalten wird seit dem 5. Jahrhundert berichtet (Carniel & Weiler 2009, Hutter 1986). Traditionelle Perchtenmasken, meist aus der Zeit des frühen 20. Jahrhunderts, finden sich in kleinen Museen von Orten, in denen das Brauchtum gepflegt wird, sowie in überregionalen Museen, wie dem Volkskundemuseum in Salzburg, dem Steirischen Landschaftsmuseum auf Schloss Trautenfels und dem Volkskundemuseum in Wien.

Ein wichtiger Ritualgegenstand ist die Schelle – vor allem von Schirchperchten auf der Rückseite ihres Fellkleides getragen – die beim Gehen oder Hüpfen zum Erklingen gebracht wird und damit bei der Vertreibung des Winters mitwirken soll. Die furchteinflößenden Masken mancher Perchten sind nicht zur Bedrohung der Menschen so gestaltet, sondern dienen wie die Ruten, Besen und Scheren dem Austreiben der „Wintergeister“, d.h. Hunger, Krankheit und Not.

Traditionellerweise finden Perchtenläufe in den Rauh Nächten „zwischen den Jahren“ von 25. Dezember bis 6. Jänner statt, insbesondere in der 12. Rauh Nacht vom 5. Jänner auf den Dreikönigstag. Da heute vielerorts Perchtenläufe als Touristenattraktionen aufgeführt werden, versucht man, einen gewissen zeitlichen Abstand zu den großen Feiertagen, an denen die Menschen mit anderem beschäftigt sind, einzuhalten. Das geht so weit, dass Perchtenläufe schon Anfang Dezember oder gar im November stattfinden. Dadurch kommt auch eine Vermischung und Verwechslung der Perchtenläufe mit den Krampusumzügen zustande, was nicht nur sinnentfremdet ist, sondern den Perchten auch den Ruf eingebracht hat, dass sie Kinder erschrecken oder schlagen würden. Als Winteraustreibungsrituale sollen Perchtenläufe jedoch dem Wohlergehen der Menschen dienen. Spielerische, lustvolle und gesundheitsfördernde Kommunikation mit den Anwesenden steht dabei im Vordergrund.



Abb. 25: Perchta, die doppelgesichtige Figur: die Schöne vorne und die ‚Schirche‘ auf der Hinterseite der Holzmaske. In der linken Hand hält sie einen Spiegel, in dem die anwesenden Personen ihre ‚verborgenen‘ Seiten (die sie nicht zeigen bzw. erkennen wollen) sehen sollen.
Die Perchta präsentiert sich jedoch nicht als strafend, sondern als fördernd und respektvoll.



Abb. 26: Den Unterschied zwischen Perchten und Krampussen erkennt man an den Schellen und Roßschweiften der Perchten, auf deren Holzmaske meist sechs Hörner angebracht sind. Der Krampus hat eine Rute, deren Schläge schmerzhaft sein können, er hat nur zwei Hörner und oft hängt eine lange Zunge aus seinem Mund. Heutzutage kommt es aber immer öfter zu Vermischungen. Auch treten Perchtengruppen beim Krampusumzug auf und umgekehrt, um Gelegenheit zu haben, ihre Masken bei einem weiteren Anlass zu präsentieren.



Abb. 27: Eine Gruppe von „Schirchperchten“ zieht in ihren mit Schellen bestückten Fellkleidern und ihren behörnten Masken durch die Abenddämmerung vom Ort Golling zum außerhalb gelegenen Ritualplatz. Da am Abend des 5. Jänners viele Menschen einen Glöcklerlauf in Salzburg besuchen, findet in Golling ein zweiter Perchtenlauf am 6. Jänner in einem anderen Ortsteil statt.



Abb: 28: Eine der markantesten Figuren ist die Habergeiß (oder Habergoäß). Das Wort ist ein Kompositum aus *Haber* (veraltet für Ziegenbock) und *Geiß* (Ziege). Das zusammengesetzte Wort bezieht sich auf ein mythologisches Wesen, das bei Winteraustreibungsritualen meist als Ziegenbock oder als Vogel dargestellt wird.



Abb. 29: Habergeiß in Vogelgestalt.
Man spricht auch von Himmelsziegen aufgrund der lauten meckernden
Geräusche, die Vögel beim Balzflug von sich geben.



Abb. 30: Die Habergoaß mit einem großen Maul, das auf den „Heischebrauch“, das Erbetteln von Gaben, hinweist. Ein dazu passender Spruch von Hans Reupold jun. (zit. nach Bernstein 2009, S. 17):

*I bin d'Habergoaß!
I sog vos i woaß.
Gib ma a Markl oda zwoa,
sonst mach i a Gschroa,
gibst ma aber drei –
na hoit i's Mai.*



Abb. 31: Der *Mann ohne Gesicht* und der *Tod* erinnern an den ursprünglichen Zweck des Winteraustreibungsrituals.



Abb. 32: Auch „furchteinflößende“ Hexen verbreiten eine positive Stimmung beim großen Lagerfeuer.



Abb. 33: Die spielerischen Komponenten sind in diesem Teil des Rituals stark ausgeprägt.



Abb. 34: Gegen Ende des Perchtenlaufs wird zu Akkordeonmusik gemeinsam in der Winternacht getanzt.

Glöckler in Salzburg

Der Glöcklerlauf wird in der letzten Rauhacht am Abend vor dem Dreikönigstag in mehreren Orten des Salzkammerguts, im salzburgischen Flachgau, im steirischen Ennstal und in der Stadt Salzburg durchgeführt. Es wird angenommen, dass dieser Brauch auf sehr alte Rituale, mit denen der Winter und die damit verbundene Not vertrieben und die vegetativen Kräfte im Boden erweckt werden sollten, zurückgeht.

Franz Grieshofer (1978) vertritt die Auffassung, dass der Glöcklerlauf eine Erfindung des 19. Jahrhunderts ist und aus der damaligen ökonomischen Bedrängnis heraus entstanden ist. In der Saline Ebensee wurde ab der Mitte des 19. Jahrhunderts anstelle von Holz Braunkohle zum Heizen der Sudpfannen verwendet, wodurch etwa 900 Männer, die in der Holzwirtschaft der Region beschäftigt waren, ihre Arbeit verloren. Um nicht auf gelegentliche Almosen angewiesen zu sein, unternahmen sie, neben anderen Tätig-

keiten, Umzüge als Lichtgestalten. Das „Glöckeln“ war zu jener Zeit eine besondere Art des *Heischens*, des rituellen Bettelns. Durch die wirtschaftlich bedingte Abwanderung vieler Ebenseer breitete sich der Brauch dann in andere Regionen aus (Grieshofer 1978).

In einer Chronik aus dem Jahr 1873 werden Ebenseer Burschen erwähnt, die mit Kuhglocken und von innen beleuchteten Papierlaternen auf den Köpfen im Gänsemarsch Tanzfiguren aufführten. Die Glöcklerkappen waren früher kleiner als heute und beim Laufen trug jeder einen Stock, der im Sommer in der Almwirtschaft eingesetzt wurde. Für die weiße Kleidung der Glöckler gibt es verschiedene Erklärungsansätze. Laut einem war sie geeignet, sich bei Verfolgungen von Polizei oder Kirche, die früher sehr gegen diesen mutmaßlich „heidnischen“ Brauch waren, schnell im Schnee verstecken zu können. Der andere Erklärungsansatz weist auf die traditionelle weiße Kleidung der Sud-Arbeiter hin (Grieshofer 1977).



Abb. 35: Am Abend des 5. Jänner ziehen die Glöckler mit ihren großen Kopfaufbauten in Mäandern, Kreisen und Achtern durch das dichte Schneetreiben in Salzburg.

Da der Winter früher in dieser Region eine existentielle Bedrohung darstellte, ist es sehr wahrscheinlich, dass der heutige Glöcklerlauf schon seit vielen Jahrhunderten Vorläufer hatte, die nicht primär dem *Heischen* (wie bei den Arbeitslosen im 19. Jahrhundert) sondern dem *Winteraustreiben* dienten.



Abb. 36: Glöckler in Salzburg mit einer großen Kappe und den am Gürtel befestigten Glocken. Die Kappe besteht aus einem Holzgerüst, das aus dünnen Holzstäben gebaut wird und der Kappe ihre Form gibt. Über das Gerüst kommt ein durchscheinendes Papier mit den Motiven. Früher wurde die Kappe von innen mit Kerzen beleuchtet; heute werden wegen der Brandgefahr meist kleine Glühbirnen oder LED-Lampen verwendet. Am unteren Rand der Kappe sind weiße Papierfransen, die den Kopf des Glöcklers bedecken, angebracht.

Viele Motive der Papierlaternen auf den Köpfen sind der christlichen Religion entnommen oder stellen Himmelskörper dar. Der Spruch auf dem großen Kreuz lautet jedoch ganz schlicht: „Glück und Segen für’s neue Jahr“.

Während der Zeit des Dritten Reiches musste eine Gruppe von Glöcklern aus Ebensee auch in Berlin auftreten. Dabei sollten die Motive der Kappen dem Anlass angepasst werden, wie z.B. Adolf Hitler oder Hakenkreuze in den Farben rot und braun.³



Abb. 37: An den Rastplätzen werden die Glöckler mit heißen Getränken und kleinen Speisen versorgt. Für das Publikum gibt es jedoch garnichts, da die meisten Wirtshäuser und Cafés an diesem Tag geschlossen sind. Die „Communitas des Rituals“ – Gemeinsamkeit und Verbindendes erleben – tritt bei der *Glöckler Performance* ganz in den Hintergrund.

³) Vgl. Glöckler: <https://de.wikipedia.org>

Wutu: Ein Winteraustreibungsritual in Tongren, Provinz Qinghai, China

Das Wort Wutu bedeutet Tiger, der in China ein Symbol für Kraft, Mut und Furchtlosigkeit ist. Mit Hilfe von Tigern (und in neuester Zeit auch Leoparden) sollen der Winter und die mit ihm verbundenen Übel gebannt sowie Gesundheit und Wohlergehen für die Menschen gewährleistet werden (vgl. Eigner 2017).

Das Hauptereignis des Tigerrituals – die Prozession der Akteure gemeinsam mit den anderen Anwesenden von dem kleinen auf einer Anhöhe gelegenen Tempel hinunter in das Dorf – findet jedes Jahr am 20. Tag des 11. Monats des chinesischen Lunarkalenders statt (Norbu, Yongzhong & Stuart 1999). Im Jahr 2013 war das der 1. Jänner: die Zeit, die in der bergigen Provinz Qinghai als die kälteste des Jahres gilt und somit den Höhepunkt des Winters darstellt. Es handelt sich um etwa die gleiche Zeit wie der Perchten- und der Glöcklerläufe, lediglich der Schellerlauf wird etwas später durchgeführt.

Der Ablauf

In dem Hof des kleinen Tempels entkleiden sich die sieben jungen Männer, die ausgewählt worden sind, Tiger und Leoparden darzustellen. Nur die Schuhe und Hosen, deren Beine soweit wie möglich hinauf gerollt werden, dürfen sie anlassen. Danach binden sie sich ein langes rotes Tuch um die Taille.

Mit Hilfe des Ritualleiters reiben die Männer ihren ganzen Körper mit Asche ein, was als Grundierung für die Tiger- und Leopardenmuster dient.

Der Ritualleiter und seine Gehilfen bemalen die Körper der sieben Männer. Tongren County, insbesondere die buddhistischen Klöster in der Region, gilt als Hochburg der Thangka-Malerei. Die Bemalung durch die Spezialisten erfolgt sehr professionell und geht rasch vor sich.

Aus weißem Papier werden Streifen geschnitten und im Haar der Männer festgemacht. Sie symbolisieren Blumen, die dem Tigergott geopfert werden – und gleichzeitig sollen sie die Haare der Tänzer aufstellen, sodass sie wilder und furchterregender aussehen.

Andere mit Mustern versehene lange Papierstreifen werden in Schlitze der „Bambusschwerter“ gesteckt. Die Papierstreifen sind ein Symbol für Geldscheine und werden ebenfalls als Opfergaben dargebracht.

Die Tiger und Leoparden versuchen möglichst grimmig und erschreckend zu wirken, brechen jedoch immer wieder in lautes Gelächter aus. In ihren Rollen spielen sie miteinander und auch mit dem Publikum. Die humorvollen Aktionen tragen wesentlich zur besonderen Atmosphäre und den positiven Wirkungen des Rituals bei.

Nach der Bemalung der Wutu-Tänzer werden am Vorplatz des kleinen Tempels spezielle Riten durchgeführt und Texte rezitiert. Geduldig warten die fast nackten Männer bei minus 20 Grad Celsius.

Bevor es hinunter zum Dorf geht, wird das Räucherpodest am Vorplatz des Tempels dreimal umrundet. Danach machen sich Tiger und Leoparden mit hüpfenden Schritten im Gänsemarsch auf den Weg.

Durch unwegsames Gelände und über enge Feldwege geht es den steilen Hang hinunter.

Der Ritualleiter trägt eine fünfseitige buddhistische „Krone“ auf dem Kopf und spielt eine flache einseitig bespannte und mit einem Griff versehene Trommel, die mit dem Symbol des Wunscherfüllenden Juwels geschmückt ist. Als eines der Sieben Besitztümer des Chakravartin oder Weltenherrschers soll es alle selbstlosen Wünsche seines Trägers erfüllen (Beer 2010, S. 269).

Die langen Bambusstecken sind die Schwerter der Tänzer und finden nicht nur im Kampf gegen Kälte, Hunger und Krankheit Verwendung, sondern dienen während des Rituals auch dem Auffangen der großen runden Brote. Gelegentlich werden die Brote von den Bambusstecken genommen, bevor diese zu voll und schwer werden.

Große Fleischstücke, die als Opfergaben dienen, werden den Tigern und Leoparden in den Mund gesteckt, was den animalischen und furchteinflößenden Charakter der Akteure unterstreichen soll.

Manche Tänzer folgen den Einladungen der Dorfbewohner in ihre Häuser. Sie dürfen jedoch nicht durch die Eingangstüre – um nichts Unheilvolles

auf diesem Weg mit hineinzubringen – sondern müssen über die Dächer klettern.

In den Häusern werden die Tänzer reichlich bewirtet. Es gibt Brot, Fleisch, Obst und Schnaps. Die Gastgeber versuchen durch die Opfergaben Gesundheit und Harmonie für das kommende Jahr zu bewirken.

Nach mehreren Stunden zeigen die Akteure Ermüdungserscheinungen und die Körperbemalung ist von den schwer beladenen Bambusschwertern teilweise verwischt. Bis zum Ende des Weges im Dorf, wo unter viel Getöse das Unheilvolle und Krankmachende verabschiedet wird, müssen jedoch alle durchhalten.

Durch ein Wäldchen gelangt man zu einem vereisten Fluss, wo am Ende des Rituals die Bemalung, sowie Staub und Schweiß, die sich während des langen Weges angesammelt haben, abgewaschen werden. Damit ist das potentiell Schädliche den eisigen Fluten übergeben. Bis zum nächsten Jahr ist alles Menschenmögliche für Gesundheit und Wohlstand getan.

Zum Abschluss werden Brote, Fleisch und Obst verteilt, es wird miteinander geplaudert und gelacht. Auch Besucherinnen und Besucher werden in die Häuser eingeladen und bewirtet.



Abb. 38: Bemalung mit Leoparden-Flecken.



Abb. 39: Vom Vorplatz des Tempels geht es hinunter zum Dorf.



Abb. 40: Ritualleiter auf dem Weg mit Tiger und Leopard.



Abb. 41: Wutu-Tänzer mit Bambusschwertern, Fleisch im Mund, Brot und einer Girlande aus Mandarinen.

Therapeutische Wirkelemente

Die bei den verschiedenen Jahreszyklusritualen möglicherweise wirkenden therapeutischen oder gesundheitsfördernden Vorgänge werden im Folgenden kurz skizziert.

Rituelle Performance

Durch die kunstvollen Darstellungen der Akteure bei den Ritualen wird eine besondere Stimmung geschaffen, die das Publikum in den Bann zieht und bewusst oder unbewusst innere Vorgänge auslöst, die heilsam sein können oder neue Resonanzen zu Mitmenschen und zur Umgebung in Gang setzen.



Abb. 42: Hexe am Lagerfeuer beim Perchtenlauf in Golling.

Im Verlauf von jährlichen Ritualen zu Ehren von Gottheiten entsteht mitunter eine starke Atmosphäre der Ergriffenheit, die bei manchen TeilnehmerInnen zum spontanen Ausdruck der Verbindung zu spirituellen Kräften führt.



Abb. 43: Spontane Besessenheits-/Ergriffenheitsszene
im kleinen Tempel von *Nil Varahi*, Zentral-Nepal.

Rhythmus und „auditory driving“

In den einzelnen Abschnitten der Rituale kommen oft sehr unterschiedliche Rhythmen zum Einsatz. Neher (1962) führte elektroenzephalographische Untersuchungen bei einer Stimulation mit Trommelschlägen von 4 bis 7 Hertz durch und fand theta Wellen im EEG, die sonst bei gesunden Erwachsenen im Wachzustand nicht zu sehen sind. Dieser Rhythmus wird in vielen Kulturen bei Ritualen verwendet und ist besonders geeignet, veränderte Bewusstseinszustände zu induzieren.

Bei den Winteraustreibungsritualen kommen in manchen Abschnitten wesentlich langsamere Rhythmen zum Einsatz, bedingt durch die Bewegungsmöglichkeiten der Akteure. In Nassereith erklärte ein Scheller, wie er lernen musste, die schweren Glocken zum Klingen zu bringen und dass er dabei in einen ganz eigenartigen Zustand gerate. Auch die Wutu-Tänzer sind beim Hüpfen in dem schwierigen Gelände hinsichtlich der Geschwindigkeit eingeschränkt.

Von gesundheitsfördernder und therapeutischer Relevanz ist die aktive Einbindung aller Beteiligten in den rhythmischen Ablauf der Rituale und das Erleben der Synchronisierung mit der Gemeinschaft (Bartl 1992).



Abb. 44: Zu großen Ritualen werden auch Musikgruppen eingeladen. Wer möchte, singt und tanzt mit. (*Chandeshwari Tempel, Banepa, Nepal*)

Resonanz und „social bonding“

Das Wort *resonare* bedeutet zurück-tönen, widerhallen, antworten durch mit-tönen. Resonanz ist das verstärkte Mitschwingen eines schwingungsfähigen Systems, wenn es einer zeitlich veränderlichen Einwirkung unterliegt. Dabei kann das System um ein Vielfaches ausschlagen als beim konstanten Einwirken der Anregung mit ihrer maximalen Stärke. Laut Friedrich Cramer (1998, S. 14) ist die Resonanz eine „*Form der Wechselwirkung, über die alle raumzeitlichen Strukturen miteinander in Beziehung treten können. Damit ist ein integrierender Mechanismus gefunden, der eine ganzheitliche Weltsicht ermöglicht.*“

Resonanzenerlebnisse werden während der Gemeinschaftsrituale bei fast allen TeilnehmerInnen ausgelöst und führen zu einem Gefühl von Geborgenheit, dem aufgehobensein in der Gruppe und in der als ganzheitlich

empfundenen Welt. Nach Ansicht von van Quekelberghe (1996) zielen viele Aspekte der Gemeinschaftsrituale darauf ab, die Bindungskräfte auf allen Ebenen zu reaktivieren.

Frecska & Kulcsar (1989) postulieren, dass durch soziale Bindungen Endorphine und Enkephaline im Körper ausgeschüttet werden, die gesundheitsfördernde Prozesse bei den Mitwirkenden der Rituale in Gang bringen.



Abb. 45: Beim gemeinsamen Mahl am Ende des Rituals sitzen die Anwesenden vor ihren aus Blättern angefertigten Tellern, plaudern und scherzen und lachen, während sie auf die Austeilung der Speisen warten. Im Sinne der *Communitas* sind auch Fremde oder Außenstehende, die nicht in die alltägliche Ordnung und Hierarchie der Gemeinschaft eingegliedert sind, dazu eingeladen.

Das Erleben von Resonanz gibt Struktur (Bartl 1989), was bei den Ritualen in einfacher und spielerischer Weise spontan erfolgt, in Psychotherapien jedoch mitunter erst mit Mühe erreicht werden kann. Im Verlauf des

Resonanzerlebens können alte unangepasste Verhaltensmuster aufgebrochen werden und neue gesündere und hilfreichere Muster entstehen und verstärkt werden.

Multisensorische Stimulation

Während der großen Rituale werden meist alle Sinnesmodalitäten angesprochen: Hautsinne, Geruch, Geschmack, Hören, Sehen. Neben den spezifischen rituellen Handlungen und Rezitationen wird Musik gespielt, gesungen und getanzt, Räucherwerk wird verbrannt, Essen zubereitet und gemeinsam verzehrt.



Abb. 46: Gemeinsames Kochen vor Ort, bei dem sich Spezialisten und Laien die Arbeit teilen. Die Luft ist erfüllt mit dem Duft von frisch zubereitetem Essen. (*Nil Varahi*, Zentral-Nepal)

Die multisensorische Stimulation während der Rituale aktiviert die Sinne und trägt dazu bei, die TeilnehmerInnen „aufzuwecken“, Veränderungen einzuleiten, dem Körper über die Sinneswahrnehmung neue Kraft zu geben und die Befindlichkeit der Personen zu verbessern (Desjarlais 1992).

Der Leib wird zum Resonanzkörper; das Erleben findet einen Niederschlag im viszeralen Bereich. Durch das Ansprechen aller Sinnesorgane wird die Sensibilität des Körpers verbessert. Das Geschehen im Lauf der Rituale bringt bleibende Effekte in der Stimmungslage sowie der körperlichen Gesundheit.



Abb. 47: Alle TeilnehmerInnen werden von den Ritualleitern gesegnet; Sie erhalten geweihtes Wasser, Blumen und ein Mal aus Asche auf die Stirn. Eine lange Warteschlange bildet sich, da viele Menschen diese besondere Gelegenheit nützen wollen. (*Chandeshwari Bhagwati, Nepal*)

Läuft der Reizinput über verschiedene Sinneskanäle, wird die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass alle Anwesenden in Resonanz geraten und entsprechende heilende Erlebnisse haben (Bartl 1989).



Abb. 48: Multisensorische Stimulation im Hof des großen Tempels.
(*Chandeshwari Bhagwati, Nepal*)

Liminalität und Communitas

Ausgehend von Arnold van Genneps (1909) Gliederung der Übergangsrituale in die Ablösungs-, Übergangs-/Schwellen- und Angliederungsphase untersucht Victor Turner (1989b) die besonderen Charakteristika der Schwellenphase von Ritualen. In der liminalen Phase entsteht ein Zustand, in dem besondere Bedingungen herrschen, die anders als im Alltagsleben sind. Durch die Trennungsphase werden ein spezieller (sakraler) Raum und eine spezielle (sakrale) Zeit vom profanen Raum und der profanen Zeit abgegrenzt und ein kultureller Bereich konstruiert, der als „außerhalb der Zeit“ liegend, d.h. jenseits oder außerhalb der Zeit, die säkuläre Abläufe oder Routinen misst, definiert ist. Das erinnert an die Rauh Nächte, die ebenfalls als Nächte/ Tage „zwischen den (Jahres)Zeiten“ gesehen werden.

In der Schwellenphase eines Rituals werden die im Alltag ordnenden Strukturen aufgehoben, wodurch eine Gleichheit und Einheit – *Communitas* – in der Gemeinschaft geschaffen wird. Aufgrund des Erlebens der Liminalität werden die Menschen besonders empfänglich für Veränderungen in ihrem Leben.



Abb. 49: Die TeilnehmerInnen sind durch einen Faden, den sie in der Hand halten, verbunden, während vom Ritualleiter spezielle Texte rezitiert werden. Der Faden dient als symbolische und sichtbare Verbindung der Personen – im Zustand der *Communitas* sind alle Teil des Ganzen.
(*Bagh Bhairab*, Zentral-Nepal)

Lachen und Humor

Gemeinsames Lachen und eine heitere Atmosphäre bei den Ritualen fördern die positiven Gefühle in der *Communitas* und das Erleben von Resonanz.

Durch die Untersuchung von Ritualen in verschiedenen Kulturen kommt Alexia Astfäller (2005) zu dem Schluss, dass Humor immer eine wesentliche Komponente ist, und dass es häufig bestimmte Figuren gibt, deren besondere Aufgabe darin besteht, eine fröhliche Stimmung aufzubauen bzw. zu verstärken und mit den Anwesenden zu scherzen. Auch Sabine Reithmaier (2009) streicht Lebenslust durch lautes Lachen im österreichischen Brauchtum hervor.



Abb. 50: Fotosession mit Besucherinnen und Besuchern beim Winteraustreibungsritual in Qinghai.

Gesundheitsförderung und Prävention

Zusammenfassend sind einige mögliche Effekte von Gemeinschaftsritualen aufgelistet:

- ❖ Stressreduktion
- ❖ Stärkung der Beziehungen (innerhalb einer Gruppe und zwischen Gruppen)
- ❖ Verbesserung des Identitätsbewusstseins
- ❖ Reduktion posttraumatischer Belastungsstörung
- ❖ Aufhebung somatischer Symptome
- ❖ Stärkung des Immunsystems
- ❖ Schmerzlinderung
- ❖ Stimmungsaufhellung
- ❖ Vermehrte Lebensfreude und aktive Teilnahme am Gemeinschaftsleben

Gemeinsames Tun – miteinander scherzen, lachen, gehen, tanzen, wohligh müde werden – hat eine starke positive Wirkung auf die Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Rituals. Das Alte loszuwerden, Ängste aufzulösen oder mit den Bedrohungen des Winters zurecht zu kommen, erscheint in der ausgelassenen Stimmung der Gemeinschaftsrituale viel besser bewältigbar als im Alltag. Gleichzeitig wird die Gewissheit aufgebaut, dass neues Leben sprießen wird und der neue Jahreszyklus Gutes verheißt.

Der Dorfvorsteher von Nianduhu, wo das Tigerritual jedes Jahr stattfindet, sagte zu mir: „*Wenn man das Ritual mitmacht, ist man das kommende Jahr frei von Hunger, Krankheit und Sorgen.*“

Literatur

- Astfäller, Alexia (2005). *Humor und Lachen in therapeutischer und präventiver Hinsicht: eine kulturvergleichende Studie*. Diplomarbeit Universität Wien.
- Bartl, Günther (1989). Strukturbildung im therapeutischen Prozess. In: G. Bartl & F. Pesendorfer (Hrsg.): *Strukturbildung im therapeutischen Prozess*. Wien: Literas, 15-20.
- Beer, Robert (2003/2010). *Die Symbole des tibetischen Buddhismus*. München: Diederichs.
- Bernstein, Martin (2009). Die Frau mit den zwei Gesichtern: Perchta, Luzia und das Brauchtum zur Wintersonnenwende. In: S. Reithmaier (Hrsg.): *Schäfflertanz und Perchtenlauf*. München: Süddeutsche Zeitung Edition, 10-19.
- Carniel, Marco & Weiler, Michael (2009). *Perchtenzauber*. Graz: Leycam.
- Cramer, Friedrich (1998). *Symphonie des Lebendigen. Versuch einer allgemeinen Resonanztheorie*. Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag.
- Desjarlais, Robert (1992). *Body and Emotion. The Aesthetics of Illness and Healing in the Nepal Himalayas*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Desjarlais, Robert (1996). Presence. In: C. Laderman & M. Roseman (eds.): *The Performance of Healing*. New York: Routledge, 143-164.
- Dörrer, Anton (1948): *Tiroler Fastnacht*. Innsbruck.
- Eigner, Dagmar (2001). *Ritual, Drama, Imagination. Schamanische Therapie in Zentralnepal*. Wien: Wiener Universitätsverlag.

- Eigner, Dagmar (2013): Ein modernes Kulturkonzept als Basis für Wahrnehmung, Verstehen und Kommunikation. In: G. Ebner (Hrsg.): *Interkulturelle Kompetenz und deren Notwendigkeit für Einsatz und Führung*. Wien: Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie, 97-120.
- Eigner, Dagmar (2017): WUTU – Tigerritual in Qinghai für Gesundheit und Kulturbewusstsein. In: D. Eigner & J. Kremer (Hrsg.): *Kultur, Bewusstsein, Therapie. Beiträge zur Medical Anthropology, Band 1. Culture, Consciousness, and Healing. Contributions to Medical Anthropology, Volume 1*. Wien: Schriftenreihe der Landesverteidigungsakademie, 117-152.
- Frecska, Ede & Kulcsar, Zsuzsanna (1989). Social Bonding in the Modulation of the Physiology of Ritual Trance. *Ethos* 17, 70-87.
- Grieshofer, Franz (1977): Glocklerlauf in Ebensee. In: G. Kapfhammer (Hrsg.): *Brauchtum in den Alpenländern*. München: Verlag Callwey, 111-120.
- Grieshofer, Franz (1978): Bemerkungen zum Alter des Glöcklerlaufens. In: *Volkskultur, Mensch und Sachwelt. Festschrift für Franz C. Lipp zum 65. Geburtstag*. Hrsg. vom Verein für Volkskunde. Wien, 113-122.
- Hutter, Ernestine (1986). *Salzburger Museum Carolino Augusteum. Volkskundliche Sammlungen*. Ried im Innkreis: Hofstetter-Dia.
- Mantl, Norbert (1974): *Die alte Nassereither Fastnacht*. Innsbruck: Egger.
- Neher, Andrew (1962). A physiological explanation of unusual behaviour in ceremonies involving drums. *Human Biology* 34, 151-160.
- Norbu, Kalsang; Yongzhong, Zhu & Stuart, Kevin (1999). A Ritual Winter Exorcism in Gnyan Thog Village, Qinghai. *Asian Folklore Studies* 58, 189-233.
- Pfaundler, Wolfgang (1997). *Nassereither Schellerlaufen. Fasnacht in Tirol*. Innsbruck: Tyrolia.
- Reithmaier, Sabine (2009). Lebenslust durch lautes Lachen. In: S. Reithmaier (Hrsg.): *Schäfflertanz und Perchtenlauf*. München: Süddeutsche Zeitung Edition, 42-51.
- Scheff, Thomas (1979). *Catharsis in Healing, Ritual, and Drama*. Berkeley: University of California Press.
- Stiehle, Reinhardt (2011). *Das Rätsel der Raubnächte. Die kosmischen Geheimnisse der Zeit zwischen den Jahren*. Tübingen: Chiron Verlag.
- Turner, Victor (1989a). *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main: Campus.
- Turner, Victor (1989b). *Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels*. Frankfurt am Main: Campus.

- Van Gennep, Arnold (1909/1986). *Übergangsriten*. Frankfurt am Main: Campus.
- Van Quekelberghe, Renaud (1994/96). Grunddimensionen symbolischen Heilens. Psychologische Reflexionen über Besessenheits- und schamanische Heilrituale. In: R. van Quekelberghe & D. Eigner (Hrsg.): *Trance, Besessenheit, Heilrituale und Psychotherapie*. Berlin: VWB, 17-40.

Fotos: © Dagmar Eigner

Bagh Bhairab, Zentral-Nepal: 11. April 2012

Wutu (Tigerritual), Qinghai, China: 1. Jänner 2013

Halesi, Ostnepal: 1. Mai 2013

Chandeshwari Bhagwati, Banepa, Nepal: 29. November 2014

Nil Varahi, Zentral-Nepal: 12. Dezember 2014

Nassereither Schellerlaufen, Tirol: 24. Jänner 2016

Glöckler, Salzburg (Stadt): 5. Jänner 2017

Perchtenlauf Golling, Salzburg: 6. Jänner 2017

Das historische Gefühl – *Magie historischer Orte*

Karl Sablik

Das Gefühl

Gefühle gehören zu den Grundphänomenen menschlichen Erlebens, sie lassen sich nach modernsten gehirnphysiologischen Methoden auch leicht nachweisen, gleichsam als Erregungskomplex. Ob dies für das historische Gefühl so sein könnte wie bei anderen – man denke an die Versuche der „Religions-Neurologie“ – kann ich als Nicht-Fachmann auf diesem Gebiet nicht feststellen, mögen dies die Neurologen machen. Jedem neuen Studierenden der Psychologie wird vermittelt, dass Gefühle kompliziert zu definieren sind; man spricht von „seelischen Erregungen“, von Gemütszuständen, usw. Faktum ist aber, dass diese Gefühle subjektiv durchaus klar erlebt und beschrieben werden können!

Für den Historiker, der sich intensiv und eingehend mit einem vergangenen Geschehen beschäftigt, um nicht zu sagen identifiziert, kann sich an einem geographischen Ort, an dem ein bestimmtes Ereignis stattgefunden hat, ein Gefühl entwickeln: „Hier war es!“, „Hier geschah es!“... was auch immer das gewesen sein mag, welthistorisch oder ganz individuell und privat.

Der Ort, die Zeit und das Erleben

Der Begriff „Ort“ bildet schon bei dem griechischen Philosophen Aristoteles (384 – 322) eine eigene Kategorie, natürlich neben der Kategorie „Zeit“ – dies führt uns zum modernen physikalischen Raum-Zeit-Gefüge. Wichtig war und ist uns jedoch hier das „Wo“, wir können uns im Raum bewegen, reisen, wandern und besichtigen, es gibt aber keine Zeitmaschine, wie sie sich der englische Schriftsteller Herbert George Wells (1866 – 1946) romanhaft erträumt hat. Man kann es auch anders formulieren: Außerhalb der „fließenden“ Gegenwart und der – erhofften – Zukunft ist überall und alles „Geschichte“. Während also die Zeit psychologisch ein Kontinuum darstellt – wichtige Ereignisse sind allerdings oft nur „Augenblicke“ in der

Geschichte – ist der Ort gleichsam „ewig“ fixierbar. Subjektiver und feierlicher drückte die Beziehung zum Ort der barocke geistliche Dichter Angelus Silesius (1624 – 1677) in seiner Sinnspruchdichtung „Cherubinischer Wandersmann“ aus: „Nicht Du bist in dem Ort, der Ort, der ist in Dir – Wirfst Du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier“.

Dieses Gefühl – subjektiv verinnerlicht für einen selbst, oder auch dokumentierbar und publizierbar – kann sich im Sinne einer „Aura“ dieser historischen Örtlichkeit zeigen, quasi eines „Hauches der Vergangenheit“, den man spürt. Man kann es auch Strahlkraft nennen oder Magie, auch den Zauber eines Ortes. Der österreichische Historiker Alfons Lhotsky (1903 – 1968) nannte es die „Glut der Geschichte in der Hand zu haben“. Schön wird das im deutschen Wort „Schauplatz“ ausgedrückt, das ursprünglich aus der Welt des Theaters stammt. An diesem Ort, diesem Platz, ist etwas passiert, das wir heute noch „schauen“ können, wenn auch nur in der Fantasie; wir können uns das historische Geschehen vor Augen führen. Kann uns hier die moderne Entwicklung der „dreidimensionalen Brille“ weiterhelfen und uns in eine virtuelle Welt führen – die für uns dann eigentlich eine noch eindrucksvollere Darstellung der Vergangenheit bieten müsste?

Wagen wir uns einen Schritt weiter: Wir können das Geschehen richtig „erlebbar“ für uns machen und werden dies durchaus nicht nur als „interesseloses Wohlgefallen“ (Immanuel Kant, 1724 – 1804) empfinden. Da an diesen Orten etwas geschehen ist, eine Tat passiert ist, so kann man auch von „Tatort“ sprechen, wenn dieses Wort nicht zu sehr vom Hauch der Kriminalität umgeben wäre. Man erinnert sich auch gerne an den Gedanken – aus der Erfahrung oder bloß aus psychologischen Überlegungen heraus – dass Täter gerne an den Ort ihrer Taten zurückkehren ...

Vielleicht bereitet dieses Gefühl dem einen oder anderen auch einen Nervenkitzel – positiv oder negativ. Man stehe etwa ganz oben an der Stelle der Sprungschanze in Oberstdorf, Deutschland, von wo ein Springer zu einem Schanzenrekord gestartet ist. Oder man denke an das „schaurige“ Gefühl an so manchen Hinrichtungsstätten dieser Welt, vom Schafott Heinrichs VIII. im Londoner Tower bis zu Guillotinen und Galgen, vielleicht gar elektrischen Stühlen zur Hinrichtung (sind solche zu besichtigen?). Ich darf als Medizinhistoriker bei positiven Erlebnissen

bleiben: Hippokrates, Entdeckung des Pestbazillus, Sigmund Freud, Doppelhelix.

Beispiele aus der Medizingeschichte



Abb. 1: Platane, unter der Hippokrates lehrte, auf der Insel Kos

Sitzt man auf der griechischen Insel Kos beim Wein vor der Platane, unter der der Arzt Hippokrates (460 – 377) unterrichtet hat, so kann man in Kenntnis seiner Schriften den Beginn der westlichen wissenschaftlichen Medizin nachvollziehen; Erfahrung und Beobachtung und nicht magische Interpretation von Krankheiten wurden zum Leitbild. Die Symbolfigur aller Ärzte, deren Urbild und Vorbild, hat, wenn auch Jahrhunderte später, den Namen für den „Eid des Hippokrates“ quasi hergegeben, dem wirkmächtigsten Arztgelöbnis der westlichen Welt: Die Schweigepflicht als „heiliges Geheimnis“ einzuhalten, dem Nutzen der Leidenden zu dienen –

und primär nicht zu schaden – war festgelegt. Fast zweieinhalb Jahrtausende später ist die Medizin in eine neue Dimension des Forschens eingetreten. Im fernen Vietnam, in Nha Trang, ist das Mikroskop von Alexandre Yersin (1863 – 1943) ausgestellt, mit dem erstmals der Pestbazillus gesehen bzw. entdeckt wurde. Angesichts dieses Gerätes fällt einem die ganze furchtbare Geschichte der Pest ein, vom 14. Jahrhundert bis, zumindest was Wien betrifft, 1714. Yersin, der ein Schüler von Louis Pasteur war (1822 – 1895), gründete ein „Pasteur-Institut“ in Vietnam und entdeckte in den Pestbeulen von Leichen den Erreger, was praktisch das Ende der Pest als „Jahrtausend-Krankheit“ bedeutete.



Abb. 2: Stiegenaufgang zur Ordination Sigmund Freuds in der Berggasse 19, Wien

Andere historische Gefühle entstehen im Stiegenaufgang zur Ordination von Sigmund Freud (1856 – 1939) in der Berggasse 19 in Wien. Man weiß aus den Schriften des Begründers der Psychoanalyse, dass viele seiner Patientinnen und Patienten von Angst gepeinigt mit schweißnassen Händen dieses Stiegengeländer gestreift haben, auf dem Weg in Freuds Ordination, wo sie von ihren Neurosen geheilt werden wollten. 2020 wurde das Museum für Freud neu organisiert. Ich erinnere mich, dass die Wohn- und Ordinationsräume den sprühenden Geist Freuds empfinden ließen, jedenfalls wurde die 1900 veröffentlichte „Traumdeutung“ hier konzipiert und geschrieben. Fast gleichzeitig fuhr der spätere Konstrukteur des Volkswagens, Ferdinand Porsche (1875 – 1951), mit dem ersten Elektroautomobil der Welt die Berggasse hinauf... Es sei erlaubt, nach Cambridge, England, zu wechseln und das Pub „The Eagle“ zu betreten. Dort an der Theke, am 28. Februar 1953, verkündete Francis Crick (1916 – 2004), dass er gemeinsam mit James D. Watson (geb. 1928) das Geheimnis des Lebens entdeckt hätte: Die Doppelhelix, DNA – außen am Pub befindet sich eine Tafel zur Erinnerung daran! Bedenkt man die Bedeutung dieser Entdeckung für die Entwicklung der Genetik und der davon abgeleiteten neuen Therapien, aber auch der Gerichtsmedizin, versteht man das historische Gefühl bei einem englischen Bier an derselben Theke ...

Kraftpunkte und Magie

Man kann beim historischen Gefühl auch an sogenannte „Kraftpunkte“ an historisch wichtigen Orten denken, wie wir sie bei den Wünschelruten-Gehern in der Radiästhesie kennen. Solche Punkte lassen sich häufig verknüpft mit der keltischen Zeit finden, jedenfalls muss dies von Fall zu Fall geklärt werden, wobei ein Rest von Skepsis übrigbleiben mag. Heute überschwemmt die Literatur über Kraftpunkte vielfach den Büchermarkt.

Das historische Gefühl und die Magie eines historischen Ortes haben aber nichts mit Mystizismus oder gar Okkultismus zu tun, sondern entsteht im Betrachter in Verbindung des (intensiven) Wissens um ein historisches Geschehen und dem konkreten Ort, wo es stattgefunden hat. Man kann auch von einer „Stimmung“ an einem solchen bestimmten Ort sprechen, diese Stimmung empfinden, wenn man bis hin zu Details des Geschehens seine Vorstellungskraft mobilisiert und sich die „vergangene“ Szene vergegenwärtigt. Man kann auch an die Romantik denken, vom Besuch einer

alten Burg mit dem Gefühl der Geborgenheit, des Schutzes und der Sicherheit – wenn man die kalten Winter und die Mühsal der Verpflegung ausklammert; jede „Dornröschen-Burg“ in einem Disney-Land versucht das einzufangen. Viele träumen auch vom gemütlichen Wohnen in einem barocken Schloss. Man kann von der Atmosphäre an diesen Orten reden, wenn man die Gesamtheit der Empfindungen meint, das historische Gefühl, die Umgebung und ihre Ästhetik, bis hin zum jeweiligen Klima und dem gerade vorherrschenden Wetter. Auch an das positiv besetzte Wort „Flair“ kann man in diesem Zusammenhang denken.

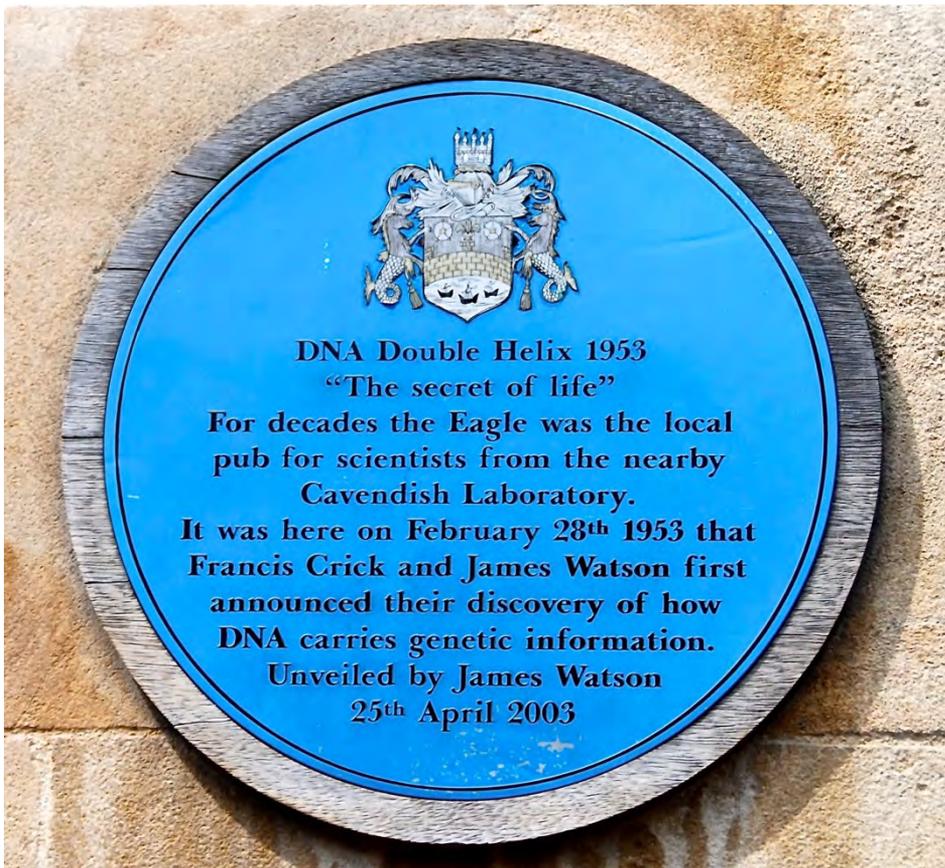


Abb. 3: Die Gedenktafel für die „Doppelhelix“ am Pub „The Eagle“ in Cambridge

Bedeutende Plätze

Neben dem Wort „Ort“ findet sich in der deutschen Sprache auch das Wort „Platz“, es kann als Überbegriff dienen, hier soll es allerdings eingengt werden im Sinne der altgriechischen Bedeutung einer „freien öffentlichen Fläche in einer Stadt“. Im Anschluss an die Erwähnung der zu empfindenden Atmosphäre bieten Plätze Einiges. Fangen wir bei der Agora im Athen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts an und begeben uns dann ins Frühjahr des Jahres 51. Paulus, später der *Völkerapostel* genannt, kam nach dem Abenteuer in Damaskus und seinem Gesinnungswandel vom Judentum zum Christentum – dessen eigentlicher Schöpfer er werden sollte – nach Athen, um mit den dortigen Philosophen seine neue Heilslehre zu diskutieren. Die Reden und Gegenreden wurden dann auf den Areopag verlegt, wo die Diskussionen mit einer gewissen Heftigkeit zweier Weltanschauungen, dem Vernunftglauben griechischer Philosophie und dem Christentum, geführt wurden. Man habe, so meinten die Griechen zudem, sowieso einen Altar für einen „unbekannten“ Gott... Paulus zog dann weiter nach Rom, das ein prächtiges Forum als Platz zu bieten hatte.



Abb. 4: Heldenplatz in Wien mit dem Denkmal für Prinz Eugen

Gefühlsbetont für Österreicher ist der Heldenplatz in Wien, nur halb umgeben von der Neuen Hofburg, von deren Balkon am 15. März 1938 Adolf Hitler (1889 – 1945) den „Anschluss“ seiner Heimat an das Deutsche Reich verkündete. 1983 ließ es sich Papst Johannes Paul II. (1920 – 2005) nicht nehmen, neben dem Denkmal des „Türkenvertreibers“ Prinz Eugen (1663 – 1736) stehend seine Rede zu halten: Genau 300 Jahre nach der zweiten Türkenbelagerung Wiens! Der Wenzelsplatz in Prag, seit 1848 nach dem 935 ermordeten Heiligen Wenzel so benannt, spielte 1968 im Prager Frühling eine große Rolle, am 16. Jänner 1969 hat sich dort der Student Jan Palach (geb. 1948) aus Protest gegen die militärische Intervention der Sowjetunion verbrannt. Der Rote Platz in Moskau – sprachlich auch als „Schöner“ Platz interpretierbar – mit dem Kreml, der Basilius Kathedrale, dem legendären Kaufhaus Gum und dem Lenin-Mausoleum – ist eine beeindruckende Einheit – leider auch für militärische Paraden mit Panzern und Raketen.

Aus anderen Teilen der Welt seien als Beispiele erwähnt: Der überdimensional große Tian'anmen Platz in Peking, der Platz des Himmlischen Friedens, mit Blick auf die Verbotene Stadt, dahinter das Mao-Mausoleum – doch sei hier auch an das Massaker vom Juni 1989 erinnert. Der Maidan Platz in Kiew, Ukraine, frei übersetzt „Platz der Unabhängigkeit“, war 2014 Schauplatz grausamer Schießereien. Der Tahrir Platz, Platz der Befreiung, in Kairo, umgeben von Verwaltungsgebäuden und dem Ägyptischen Nationalmuseum, war 2011 Ort der Ägyptischen Revolution. Alle diese Plätze werden immer wieder im Rahmen von Unruhen erwähnt, und es stimmt nachdenklich, dass sie die Namen von Unabhängigkeit, Befreiung, ja himmlischem Frieden tragen ...

Historisches Wissen und Gefühlserleben

Wenn Stimmung den Gemütszustand und das Erleben von uns Menschen färbt, so ist für das historische Gefühl der Wissensstand um ein historisches Geschehen um so wichtiger, können doch Stimmungen, wenn sie gar oberflächlich sind, als schwankend empfunden werden, was dann die historische Wahrheit verfälschen könnte. Man kann auch von Konzentration auf die historischen Fakten sprechen, manchmal auf wichtiges, fast „intimes“ Detailwissen im Sinne des Verständnisses der damaligen Umstände zurückgreifen. Es seien hier drei Beispiele beeindruckender histo-

rischer Begebenheiten erwähnt, die das historische Gefühl hervorrufen: Napoleons Bett in Waterloo, der Schreibtisch Kaiser Franz Josephs in Bad Ischl und die Ereignisse von 9/11.

Es geht um das Ende der „Hundert Tage Herrschaft“ Napoleons (1769 – 1821) in Waterloo, Belgien. In einem Raum des Bauernhofes „Ferne du Caillou“ an der Chaussée de Bruxelles steht das Reisebett Napoleons, ein Eisengestell mit Baldachin, das einem heutigen Campingbett (ohne Baldachin) sehr ähnlich sieht. Hier sollte er sich dem Traum vom Sieg gegen den Herzog von Wellington (1769 – 1852) und Gebhard Leberecht von Blücher (1742 – 1819) hingeben.



Abb. 5: Napoleons letztes Reisebett in Waterloo

Nach dem Abendessen wurden die Tische zusammengestellt, um darauf Landkarten und Schlachtpläne auszubreiten. Am nächsten Tag, es war der 18. Juni 1815, relativ spät am Morgen bestieg er vor dem Haus siegessicher sein Pferd: Das Ende ist bekannt, Napoleon verlor die Schlacht gegen die vereinten Heere von Wellington und Blücher und sollte nie wieder dieses Bett benutzen.

Weltgeschichtlich vielleicht noch dramatischer, aber auch banaler und gleichsam bürokratisch war die kurze Unterschrift Kaiser Franz Josephs (1830 – 1916) auf dem kleinen Schreibtisch in der Kaiservilla in Bad Ischl, wo er genüsslich auf Urlaub war. Unter anderen gemischten Papieren harmlosen Inhaltes, die man ihm vorlegte, unterschrieb er dort die Kriegserklärung gegen Serbien. Letztlich war dies der Beginn vom Ende des Habsburgerreiches – und kostete weltweit etwa 50 Millionen Menschen das Leben (stimmt diese Zahl in der historischen Literatur?). Der Kaiser missachtete alle Warnungen, musste wissen, dass Russland sich an die Seite Serbiens stellen würde, hatte aber „dank“ seiner Berater und eingefangen vom Glauben an sein Gottesgnadentum diese fatale Unterschrift an dem kleinen Tischchen geleistet, vor dem wir trotz der lieblichen Umgebung der Kaiservilla schauernd stehen....

Wählen wir unser 21. Jahrhundert für ein drittes Ereignis, das das historische Gefühl erregt und die Magie eines Ortes spüren lässt: 9/11 in New York, das zu einem markanten Kürzel geworden ist. Ich kannte die architektonisch prächtigen Zwillingstürme (Twin-Towers) und den Blick von einer Höhe von circa 420 Metern auf New York. Dann kam der Terrorangriff des Jahres 2001, 9/11, um 9.03 Uhr. Wenn man das Wort „Krieg“ vermeiden will, kann man zumindest sagen, dass es ein fremder Angriff auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika war, einem Land, das Ähnliches zuvor noch nie erlebt hatte. Dem entsprechend waren auch die weltpolitischen Reaktionen, vor allem der USA, im Sinne der Verfolgung der Terroristen. Mein zweiter Besuch in New York galt auch dem *Ground Zero*, dann einer kleinen Kirche, in der „Reste“ der Katastrophe ausgestellt waren. Demonstrativ wurde die *beschädigte Weltkugel* des deutschen Bildhauers Fritz Koenig (1924 – 2017) aufgestellt. In der Zwischenzeit wurde daneben am *Ground Zero* ein gewaltiges Gebäude errichtet: Ein „Fliegender Vogel“, offiziell „Oculus“ genannt, füllt nunmehr den Platz, ein Zeichen der Hoffnung, ein Sinnbild der Wiederauferstehung.



Abb. 6: Die *beschädigte Weltkugel* in New York als Symbol der Aggression

Eine Rolle im Zusammenhang mit historischem Wissen spielt auch das banale oder hanebüchene und doch so wahre Argument, dass man im Nachhinein alles besser weiß. Dies kann als geistiges Überlegenheits-Erleben durchaus mit dem historischen Gefühl korrelieren, sicherlich aber

mit dem „Gefühl der Richtigkeit“: Ja, so war es! Der für die Fakten verantwortliche Historiker ist nun sicherlich kein „rückwärtsgewandter Prophet“, sondern der erste Vermittler – neben den Fakten – des Staunens, der Freude oder der Befremdung angesichts des geschichtsträchtigen Platzes. Es kann auch vorkommen, wie man es von manchen „kritischen Historikern“ kennt, dass sie aus diesem Besserwissen heraus die Geschichte nicht nur darstellen, sondern moralisch beurteilen, meist verurteilen, um die eigene vorgestellte Moral hochhalten zu können.

Die Fantasie

Die „Vergegenwärtigung“ birgt das Risiko der psychologisch-menschlichen Fantasie in sich. Wenn man Fantasie nach der Definition des Wiener Psychologen Hubert Rohrer (1903 – 1972) von 1960 (Rohrer 1960, 286) vorsichtig formuliert als „dasjenige, was die Erinnerungsvorstellungen umgestaltet, zu neuen Kombinationen zusammenfasst und dadurch Vorstellungsverbindungen entstehen lässt, die nie als Wirklichkeit erlebt wurden“ – also nicht aus der Erfahrung stammen, sondern neu sind – so ist Vorsicht am Platze. Das, was man an Örtlichkeiten wahrnehmen kann – was also „übriggeblieben“ ist – und das, was man um das historische Geschehen herum weiß, sind „sichere“ Fakten; beide zusammen erzeugen das historische Gefühl – in dessen Folge es zu vorgestellten Übertreibungen (weniger oft zu Abschwächungen, je nach Sachlage) kommen kann, wie man aus Erzählungen über aufregende und ungewöhnliche Ereignisse weiß.

Selten hat man ja, außer bei eigenen individuellen Erlebnissen, bei denen die Fantasie eine gewaltige Rolle spielen mag, gleichsam als „schöpferische“ Fantasie, unmittelbare Kenntnis – eben nur das von Historikern übermittelte Wissen. Dieses mag der Fantasie zwar freien Raum lassen, dem Entstehen des Gefühls schadet dies kaum. Bei den individuellen Gedächtnisleistungen kann durch die Fantasie eine Erinnerungs-Verschiebung entstehen, gleichsam eine Veränderung und „Neubildung“: Wen aber stört es, wenn die erste Liebesbegegnung mit dem Partner angesichts des ersten Treffpunktes in der Erinnerung in einem rosa Licht erscheint? Anders liegt dies bei einer Zeugenaussage vor Gericht, aber davon wissen Richter und Betroffene ein Lied zu singen – hier können wir diesen Aspekt vernachlässigen, ausgenommen natürlich die historische Wahrheitsfindung an sich.

Hierher gehört auch die Thematik der Zeitzeugen. Aus der Erfahrung als Historiker weiß man, dass sich diese Menschen, die etwas unmittelbar erfahren oder zumindest miterlebt haben, irren können. Den genauen Zeitpunkt und den Ort hat man also zu kontrollieren. Wichtig aber erscheint, dass die Zeitzeugen Fakten oder eine Atmosphäre des Geschehens wiedergeben können, die sonst nicht „einzufangen“ sind. Dazu kommt noch, dass Wissen vermittelt werden kann, das sonst nirgendwo, in keiner historischen Quelle, aufzufinden ist.

Kontrafaktische Geschichtsschreibung

Von der Fantasie ausgehend, also von der „Umdeutung“ oder „Verdrehung“ des historischen Geschehens in der eigenen Vorstellung aus individuellen Gründen ist es nicht weit zu dem, was heute vielfach als „kontrafaktische Geschichtsschreibung“ bezeichnet wird. Ausgehend von den Überlegungen, „was wäre gewesen, wenn...?“ kann man einerseits die Geschichte umdeuten, andererseits Pseudo-Szenarien entwickeln und nach Gutdünken Ideen weiterspinnen, was gewesen wäre, wenn die Persönlichkeiten an diesem oder jenem Ort anders gehandelt hätten, früher oder später gestorben wären, wie eines der berühmtesten Beispiele zeigt: Hätte Lenin (1870 – 1924) länger gelebt, wäre Stalins (1879 – 1953) Terrorregime nicht möglich gewesen... Dass hier höchst persönliche Wünsche, Wunschenken, Weltanschauungen, politische und historische Vorstellungen bzw. Ideen eine Rolle spielen, ist klar. Sie beeinflussen sicherlich die „Qualität“ des historischen Gefühls – mögen aber doch den individuellen Erlebensbereich erweitern. Man muss aber nicht unbedingt die „tragischen Fehler“ der Vergangenheit und der damals Agierenden bedauern, mit dem Hintergedanken, man selbst hätte es besser gemacht, und danach wäre die Menschheit in eine bessere Zukunft gegangen – die nunmehr unsere Gegenwart ist.

Es kann aber auch etwas anderes passieren: Der Besuch eines solchen Ortes kann der Wahrheitsfindung und der Klärung eines historischen Geschehens dienen. Man kann vor Ort den historischen Zusammenhang von Ursache und Wirkung erkennen. Man kann weiterhin erleben, dass „kleine Ursachen“ große Wirkungen haben können: Beim Prager Fenstersturz (1618) wurden „bloß“ einige Beamte zum Fenster hinausgeworfen, waren nicht einmal schwer verletzt – und doch brach der Dreißigjährige

Krieg aus. Es können sich historische Fakten auch vertiefen – oder manchen Besucher von Irrtümern befreien: Kann man angesichts des Vernichtungslagers Auschwitz wirklich noch glauben, es hätte den Holocaust nicht gegeben und die ganze Anlage wäre zu „Propagandazwecken“ von den Nazigeignern errichtet worden? Manche Besichtigungen von Örtlichkeiten können uns auch im Rahmen des historischen Gefühls die seinerzeitigen Möglichkeiten offenbaren, warum etwas überhaupt geschehen konnte, warum gerade hier!

Genius loci und die historische Persönlichkeit

Man kann auch positiv von einem „Genius loci“ sprechen, dem von einem Ort des denkwürdigen Geschehens oder der dort wirkenden beeindruckenden Persönlichkeit ausgehenden „Geist“. Man kann auch über den Einfluss eines Ortes auf ein Geschehen nachdenken, etwa bei den historischen Schlachtfeldern und deren Gelände-Bedingungen wie Berge und Talengen, wie bei dem Thermopylen-Pass und Leonidas (540 – 480), Wald, wie bei der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahr 9 n. Chr., oder Sümpfe und Flüsse, wie bei der ersten Niederlage Napoleons im Juli 1809 bei Deutsch-Wagram, oder das Meeresufer der Normandie im Jahre 1944. Ganz individuell kann man persönliche Erinnerungen an Orten erleben, positiv, wo man einen schönen Urlaub verbracht hat, negativ, wo einem ein Autounfall passiert ist. Ist die Örtlichkeit gleichsam „ausgesucht“ worden, oder spielt der Zufall eine Rolle? Es sei erwähnt, dass solche Orte ja die „Drei-Dimensionalität“ vermitteln, anders als eben die bloße Vorstellung beim Lesen einer Abhandlung über ein historisches Geschehen oder selbst beim Betrachten eines Bildes. Die „Schwäche“ der Wirkung von Bildern sieht man am mangelnden Erfolg der Antiraucherkampagne auf heutigen Zigarettenschachteln.

Bei den Persönlichkeiten mag die Wirksamkeit und Nachhaltigkeit ihres Handelns eine große Rolle spielen, etwa bei Martin Luthers (1483 – 1546) Schreibstube auf der Wartburg hinsichtlich der Bibel-Übersetzung. Oder auch in seinem gemütlichen Wohnzimmer im Kloster in Wittenberg, wo mit Freunden immerhin heftige religiöse Diskussionen abgeführt wurden. Man kann an manchen Orten gleichsam die Konzentration der geleisteten Arbeit spüren wie in Sigmund Freuds Wohnung in Wien.



Abb. 7: Martin Luthers Wohnraum im Augustinerkloster in Wittenberg

Vielleicht kann uns auch eine historische Persönlichkeit vor Ort „menschlich näher“ erscheinen, wie etwa beim Erleben der Wohnung von Mahatma Gandhi (1868 – 1948) in Delhi, oder „grausamer“ wie bei Heinrich VIII. (1491 – 1547), wenn man vor der schon erwähnten Hinrichtungsstätte seiner beiden Ehefrauen im Londoner Tower steht. In diesem Zusammenhang kann das Erleben des Gefühls bis zu einer Art „Reliquienverehrung“ werden, wenn die historische Person eine Sache berührt hat,

mit ihr gearbeitet hat, oder etwas gar von ihr stammt, vom einfachen Mantel des russischen Dichters Anton Tschechow (1860 – 1904) in Jalta, den er getragen hat, bis zu den Knochen eines christlichen Heiligen oder dem Zahn Buddhas in Kandy auf Sri Lanka.



Abb. 8: Buddhas Zahntempel in Kandy, Sri Lanka

Wenn wir uns an die Worte des berühmten deutschen Historikers Leopold von Ranke (1795 – 1886) halten, wonach Geschichte aufzuschreiben ist, „wie es wirklich gewesen ist“, so gilt das auch für den Ort, für das „Wo“. Hierher gehören eigentlich alle „Gedenktafeln“ dieser Welt, es mögen in der Summe einige Millionen sein. Sie erfreuen jeweils das Herz des Historikers und sind sicher geeignet, das historische Gefühl hervorzurufen, zumal Gedenktafeln an Geburtshäusern oder Wohnhäusern der bedeuten-

den Persönlichkeiten oder an Orten wichtigen Geschehens angebracht sind. Da Geschichte natürlich in Raum und Zeit abläuft, sind die „Gedenktage“ zu erwähnen, die auch die Erinnerungen an historische Taten (in der Summe leider meist kriegerische) wachrufen und Gefühle aufkommen lassen können. Eine besondere Art der Erinnerung ist das Nachspielen historischer Ereignisse, wie wir es von der Schlacht von Austerlitz (östlich von Brünn), des Napoleonischen Krieges von 1805, und der „Wiederholung“ der Schlacht im Spätherbst eines jeden Jahres kennen, einschließlich der nachgebildeten Uniformen. Denselben Vorgang gibt es in Waterloo vom Jahre 1815. Anschaulich ist auch ein Nachbauen historischer Orte, wie etwa das der ersten Ansiedlung der Pilgrim Fathers von 1620 in Plymouth (Massachusetts, in der Nähe von Boston). Bekannt sind auch die Wiederherstellungen aufgrund von Ausgrabungen besonders aus römischer Zeit, wie in Xanten in Deutschland oder in Carnuntum in Österreich. Eine interessante Variante stellen die modernen elektronischen Rekonstruktionen, meist archäologischen Inhalts, dar. Sie helfen vielfach der Fantasie positiv nach.



Abb. 9: *Neubau* eines altrömischen Hauses in Carnuntum, Niederösterreich

Aus der Geschichte lernen

Eigentlich kann jeder Ort auf der Welt beanspruchen „historisch“ zu sein, doch sollte die Frage der Wichtigkeit und der historischen Folgewirkung bei der Beschreibung berücksichtigt werden. Man kann auch fragen, wie Geschichte, Gegenwart („Ich bin jetzt!“), stehe hier an dieser historischen Stätte) und mögliche Zukunft „zusammenspielen“, man kann gleichsam die erlebte und empfundene Vergangenheit in Richtung Zukunft extrapolieren. Würde etwa angesichts des Gräberfeldes von Verdun in Frankreich und der Ereignisse des Ersten Weltkrieges der Gedanke an eine friedliche Zukunft der Menschheit entstehen können? Doch, wie war das dann mit der Entwicklung hin zum Zweiten Weltkrieg...? Es erhebt sich die alte Frage, ob man aus der Geschichte lernen kann, ob sie sich fatal wiederholen muss, oder ob die Chance einer positiven Entwicklung gegeben ist. Hier sei eines der berühmtesten Beispiele der Weltgeschichte erwähnt: Die Angriffe Napoleons und Adolf Hitlers auf Moskau. Es war das Jahr 1812. Am 24. Juni überschritt der französische Kaiser den Fluss Memel mit dem ehrgeizigen und überheblichen Ziel, Russland als „letzten“ Gegner in Europa zu besiegen und Moskau zu erobern. Der Invasion folgten tagelange Gewitterregen, die die russische Landschaft in ein Sumpfgebiet verwandelten. Die Essens-Notrationen gingen zu Ende, verunreinigtes Wasser führte zu Ruhrerkrankungen, die Umgebung war für Nachschub nicht geeignet, die Kanonen versanken im Schlamm, 20.000 Pferde starben. Die Russen zogen sich jeweils geschickt zurück – Moskau konnte nicht erobert werden. Im November fiel Schnee, warme Bekleidung fehlte – man war ja im Sommer ausgezogen... Von den 475.000 französischen Soldaten zogen nur etwa 23.000 noch im selben Monat Richtung Polen zurück. Napoleon bemerkte zynisch, dass dies Franzosen wären, während „nur“ die rekrutierten Hilfsvölker zu Tode gekommen wären! Ziemlich genau 129 Jahre später, auch im Monat Juni, begann Adolf Hitler (1889 – 1945) sein heimlich vorbereitetes „Unternehmen Barbarossa“, den Angriff auf Russland, speziell auf Moskau. Er brach damit den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt von 1939. Die eigenartige, das Gefühl berührende Frage hängt in der Luft: Wiederholt sich die Geschichte? Pausenloser Regen setzte ein, die Angriffe der Deutschen blieben im Schlamm stecken, der „Blitzkrieg“ (wie man es in Deutschland formuliert hat) fand nicht statt, der Kälteeinbruch im November mit bis zu minus 50 Grad brachte Erfrierungen der Soldaten (Sommerkleidung!), die Fahrzeuge sind nicht mehr angesprungen, die

Sowjets schossen mit Katjuscha-Raketen, genannt „Stalinorgel“. Mitte Jänner erkannte Hitler die fatale Situation, es kam nicht zu einem Rückzug wie 1812, aber dieser Feldzug war letztlich die deutliche Wende des Krieges, dessen Ende über Stalingrad führen sollte. Man sagt gerne, dass sich die Geschichte nicht wiederholt – was zwar stimmt – aber im großen Überblick bringt die Geschichte doch ähnlich Ereignisse zustande. Hätte Adolf Hitler aus der Geschichte lernen können – aus seiner Zeit und seiner Persönlichkeit heraus war das nicht möglich! Leider! Wir kennen die Konsequenzen, die bösen Folgen....

Das „private“ Gefühl

So wie jeder Ort historisch sein kann, trifft das historische Gefühl auch auf jedes individuelle Leben, auf jede Einzelperson zu – und das milliardenfach auf Erden. Fast jeder Mensch hat sein Geburtshaus (vielleicht sind auch „Spitalsgeburten“ nicht uninteressant zu dokumentieren), christlich gesehen die Taufkirche (dann Firmung und Hochzeit), ein Wohnhaus, die Schulen, die Stelle, wo man seinen Partner kennengelernt hat, die ersten Küsse mit ihm getauscht hat (einschließlich des berüchtigten Herzens in der Baumrinde), die Arbeitsstätten, eventuell ein Unfallort beim Autofahren, jedenfalls ein Ort, wo wichtige Entscheidungen gefallen sind oder Ereignisse stattgefunden haben; bei verstorbenen Verwandten und Freunden gehört dann auch die Grablege dazu. Man kann die schöne Formulierung verwenden, dass hier „Erinnerungen wach werden“.

In diesem Zusammenhang denkt man auch an die bekannten Déjà-vu-Erlebnisse, jene (meist falschen) Eindrücke, etwas schon einmal erlebt zu haben, obwohl die Situation nunmehr eine ganz andere ist. Diese Erinnerungstäuschung kann, muss aber nicht, mit einer neurologisch-psychiatrischen Erkrankung zusammenhängen, sondern wird mitunter bei geistiger Ermüdung oder nahe an Tagträumen erlebt.

Über die Einzelperson hinaus kann das historische Gefühl Familien betreffen, dann Gemeinden, Dörfer und Städte, Landschaften und Länder. Ich darf ein Beispiel aus der eigenen Erfahrung berichten: Ein Landwirt namens Franz Reidinger (1932 – 2004) kam beim Absägen eines Baumastes in Spillern, NÖ, ums Leben. Die Söhne haben eigenhändig am Unfallort ein Marterl errichtet, wie eine bestimmte Art von Bildstock in Österreich

genannt wird, abgeleitet von dem Leiden Christi und der Märtyrer und in analoger Erinnerung an das Schicksal des Verunfallten.



Abb. 10: Bildstock für Franz Reidinger (1932 – 2004) in Spillern

Landschaften und Städte

Wir wollen einige Beispiele von historischem Gefühl und der Magie historischer Orte herausgreifen, die besonders signifikant und eindrucksvoll sind – und der Chronologie folgen: Die Landschaft Hallstatt in Österreich, die Städte Stratford in England, Weimar in Deutschland und Wien.

Hallstatt



Abb. 11: Der Ort Hallstatt vom See aus gesehen

Der deutsche Forschungsreisende Alexander von Humboldt (1769 – 1859) hat Hallstatt „den schönsten Seeort der Welt“ genannt. Neben der Ästhetik der Landschaft, kaum getrübt durch das gelegentliche „Dunkel“ des Gebirges, spricht besonders die 7000-jährige Geschichte rund um das Salz das historische Gefühl an. Man kann vom ältesten Industriebetrieb der Welt sprechen und in die Tiefe des Gebirges, in das Salzbergwerk, das im Hochtal gelegen ist, eindringen. Dort findet man die älteste Holzstiege der Welt; die älteste Steinstiege soll sich in Jericho, Israel, befinden. Das Gräberfeld

(bereits 1734 wurde ein „Mann im Salz“ gefunden) und die ungeheure Zahl der Werkzeuge wie Pickel, Tragsäcke, Seile, Leuchtpäne etc., haben bewirkt, dass schon 1874 Hallstatt zur Namensgeberin einer ganzen Kultur wurde. Man meint die ältere Eisenzeit von etwa 750 bis 550 v. Chr.

Stratford

Wenden wir uns den Städten zu! Es gibt Städte, die, zumindest eine bestimmte historische Zeit betreffend, zur Inkarnation des historischen Gefühles werden. So zum Beispiel „ist“ Stratford, England, ganz der geniale Dichter William Shakespeare (1564 – 1616), er vereinnahmt die Stadt, wenn man es so formulieren darf. Nicht nur sein Geburtshaus ist bemerkenswert, wo vor Touristen Schauspieler fast ununterbrochen aus seinen Werken zitieren, weiterhin das Wohnhaus seiner späteren Frau Anne Hathaway (1556 – 1623) etwas außerhalb des Ortes, und fast jedes Haus hat einen Bezug zu seiner Person oder seinen Verwandten.



Abb. 12: Geburtshaus Shakespeares in Stratford mit Schauspielern

In einem Reiseführer ist zu lesen, dass sich der Dichter auch heute noch im Ort gut auskennen würde. Besonders beeindruckend ist die Kirche mit seinem Grab (und die Gräber seiner Frau und Verwandten), seine Büste – Shakespeare mit der Schreibfeder in der Hand – beherrscht den Altarraum.

Weimar



Abb. 13: Denkmal für Goethe und Schiller
vor dem Nationaltheater in Weimar

Die Städte Wien und Weimar, vor und nach 1800, zeigen kulturhistorisch wunderbare Parallelen: Wien für Musik, Weimar für die Dichtung, man spricht von der „Weimarer Klassik“. Weimar war nicht nur die Heimat der Dichter, Historiker und Philosophen wie Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832), Friedrich Schiller (1759 – 1805), Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) und Christoph Wieland (1733 – 1813), sondern war auch Zentrum der „Bauhaus-Bewegung“, man denke an den Architekten Walter Gropius (1883 – 1969); auch das „Standardhaus“ der Moderne, an dem sich viele private Bauten bis in die heutige Zeit orientiert haben, ist zu besichtigen.



Abb. 14: Wolfgang von Goethes Wohnhaus in Weimar (Gartenseite)

Nach der Stadt Weimar ist auch die „Weimarer Republik“ benannt, ungefähr parallel dazu in Österreich die „Erste Republik“, 1919 im Nationaltheater gegründet, durch Adolf Hitler 1933 beendet. Es ist hier nicht der Ort, über die Werke der Genannten zu sprechen – sie sind allen Deutschsprechenden wohl ein Begriff. Wichtig ist die Vermittlung des historischen Gefühls, das man besonders im Haus von Goethe empfinden kann, wo

sich auch das Sterbezimmer befindet. Am dortigen Nachtkästchen steht ein Kaffee-Service mit Kanne, man wird zu seinen letzten legendenhaften Worten „Mehr Licht“ verführt – was so nicht stimmen soll, Goethe ist im Lehnstuhl neben seinem Bett friedlich eingeschlafen.

Bleiben wir im Leben: Neben seinem Wohnhaus pflegte Goethe oft das Gasthaus „Zum Weißen Schwan“ zu besuchen, wo man heute noch einkehren kann. Das Wohnhaus des dem „Sturm und Drang“ und der Aufklärungszeit zugehörigen revolutionären Dichters und Historikers Friedrich Schiller, den Goethe nach Weimar „gelockt“ hatte, ist zu besichtigen. Für Herder (man denke an sein Werk „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“) und Wieland sind Denkmäler errichtet worden.

Wien

Was die dichterische Klassik für Weimar war, ist für Wien die klassische Zeit der Musik. Versuchen wir der Chronologie zu folgen: Joseph Haydn (1732 – 1809, geboren in Rohrau, NÖ), Wolfgang Amadeus Mozart (1756 – 1791, geboren in Salzburg), Ludwig van Beethoven (1770 – 1827, geboren in Bonn, Deutschland) und – man darf ihn als Romantiker mit einigem guten Willen zur Wiener musikalischen Klassik zählen – Franz Schubert (1797 – 1828, der einzige „Wiener“ von Geburt). Den aus handwerklich-bäuerlicher Umgebung stammende Joseph Haydn führte der musikalisch-biographische Weg über die fürstliche Familie der Esterhazys im ungarischen Schloss Esterhaza und dem in Eisenstadt nach Wien, wo er in der damaligen Vorstadt Wiens (Heute Haydngasse 19) starb. Haydn gilt, salopp formuliert, als der „Erfinder“ der Sinfonie. Als er noch in der Inneren Stadt (Neuer Markt 2) wohnte, komponierte er dort die „Kaiserhymne“, laut Peter Wehle eine „Jahrtausend-Melodie“ (Wehle 2008, 161). Sie war für die österreichischen Kaiser (erstmal 1804 Kaiser Franz I.) gedacht, doch 1922 wurde sie zur deutschen Bundeshymne erkoren... Wolfgang Amadeus Mozart galt und gilt als das größte musikalische Genie der Weltgeschichte. Trotz seiner vielen Reisen in Europa war neben Salzburg Wien seit 1781 der Zentralpunkt seines Lebens; hier ist er auch begraben, wenn es wahr ist „über Umwege“ am Wiener Zentralfriedhof. Für Touristen ist sicherlich das Haus in Wien 1, Domgasse 5, nahe dem Stephansdom am interessantesten, dort ist auch ein schönes Museum eingerichtet. Über den Komponisten Mozart und seine Werke zu berichten, ist müßig: Opern wie die „Zauberflöte“ und „Die Entführung aus dem Serail“ zeugen nicht nur von

seiner intensiven Musikalität – man kann bei Mozart über den Begriff „Genie“ diskutieren – sondern auch von den Ideen der Aufklärung, der Freimaurerei, der Toleranz und der Menschlichkeit. Alle diese Überlegungen gehören zur Betrachtung der Geschichte und des historischen Gefühls.



Abb. 15: „Haus der Europahymne“ in Baden, Rathausgasse 10, NÖ

Ludwig van Beethoven, der ab 1792 dauernd in Wien lebte, führte ein unruhiges Leben, 30 verschiedene Wohnungen soll er in Wien jeweils bewohnt haben, dazu kommen noch die Feriendomizile, wovon viele Orte in heute eingemeindeten Bezirken Wiens liegen. Es würde zu weit führen, alle aufzuzählen, obwohl viele einen Höhepunkt für das historische Gefühl darstellen, auch bringt es hier nicht viel, sein gewaltiges Werk darzulegen. Es seien bloß zwei Beethoven-Gedenkstätten angeführt: Wien 19, Probusgasse 6, wo es ein tolles Museum gibt und wo das „Heiligenstädter Testament“ verfasst wurde, mit den berühmten Anfangs-Wörtern des an Hörschaden und Taubheit leidenden Beethoven: „O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet...“ – das tatsächliche Nachlass-Testament liegt in Hamburg! In Wien 1, Mölker Bastei 8, wohnte

Beethoven relativ lange – im vierten Stock (ohne Lift!), mit Blick auf die Stadtmauer (ein Stück davon ist noch erhalten) und das Glacis; heute ist vis-à-vis die Universität Wien. In dieser Wohnung hat Beethoven seine einzige Oper „Fidelio“ komponiert. Weichen wir nach Baden bei Wien aus, einer Stadt mit biedermeierlichem Flair, wo Beethoven gerne die Sommerzeit verbrachte. In dem Haus (Rathausgasse 10) hat er 1823 an der Neunten Sinfonie gearbeitet, aus der nach Überarbeitung durch Herbert von Karajan (1908 – 1989) 1985 die „Europahymne“ entstehen sollte, offiziell für die Europäische Union und den Europarat: Als überzeugter Europäer darf man in diesen Räumen tief Luft holen....



Abb. 16: Geburtshaus von Franz Schubert in Wien, Nussdorfer Straße 54

Franz Schubert, Sohn eines Schullehrers – dessen beruflichen Spuren er nie nachfolgen wollte – fühlte sich „zum Komponieren geboren“. Sein Geburtshaus steht in Wien, Nussdorfer Straße 54. Man kann sagen, dass er aus dem Kleinbürgertum stammt und sich vieles im Leben erkämpfen musste, etwa im Gegensatz zu Haydn, der im Glanze der Esterhazys leben konnte.

Relativ erfolglos auf dem Gebiet der Oper (die einzige Oper *Fierrabras* sollte kein Highlight werden) wurde Schubert zum Schöpfer von neun großartigen Sinfonien. Viele Autoren bezeichnen die letzte, die sogenannte „Unvollendete“ (auch wenn sie es nicht ist), als die genialste aller Sinfonien überhaupt – besonders die berühmten *Himmlichen Längen*, die ins Ohr gehen, begeistern. Doch Schubert wurde auch zum „Erfinder“ des Kunstliedes, mit dem er in die Weltgeschichte der Musik eingehen sollte – er schrieb 600 Lieder, die er erstmals am Klavier begleitete, eine musikalische Neuigkeit. Heutzutage mögen viele Menschen glauben, dass viele dieser „Kleinkunstwerke“ Volkslieder wären, die mit den Begriffen *Forelle* und *Lindenbaum* zu tun haben.

Der gesellige Schubert unternahm auch gerne Landpartien – ein eigenartiger Begriff der deutschen Sprache, der sich bis heute halten sollte – nach dem niederösterreichischen Atzenbrugg und dem dortigen Schloss, nahe Tulln. Aus diesen Treffen von Künstlern und den Aufführungen von Musikstücken, die den biedermeierlichen Salons nachempfunden wurden, entwickelten sich die noch heute sogenannten „Schubertiaden“.

Echtheit und Veränderung

Eine wichtige Frage im Zusammenhang mit dem historischen Gefühl ist die, ob die Örtlichkeiten die echten sind und wie die „echten“ im Laufe der Zeit verändert wurden, also welche Ursprünglichkeit erhalten werden konnte. Ein Musterbeispiel etwa ist der Friedenssaal in Münster, Deutschland, 1648, der im Original erhalten blieb.

Vieles ist einfach erdgeschichtlich oder durch Menschenhand verändert, anderes ist durch Legendenbildung gleichsam verschüttet worden, in mystisches Dunkel gehüllt, bzw. hat historisch nie gestimmt. Gibt es die Stelle der Ermordung Caesars 44. v. Chr. wirklich zu sehen – auch wenn an der vermuteten Stelle noch heute manchmal Blumen von Besuchern hinterlegt werden? Haben Fremdenführer in Israel Recht, wenn sie auf eine Stelle verweisen, wo der Baum für das Kreuz Christi angeblich gefällt wurde? Haben Abraham und Moses wirklich gelebt oder sind sie literarische Kultfiguren? Liegt Abraham in seinem Grab in Hebron – man denke an die Möglichkeiten der Radiokarbon-Methode zur Altersbestimmung...? Im Goldschrein im Kölner Dom liegen sicherlich nicht die Gebeine der

Heiligen Drei Könige – christliche Märtyrer des 3. Jahrhunderts haben dort ihre Ruhe gefunden. Vielfach meint man als Historiker, einiges könne nicht stimmen... Die ganze Problematik lässt sich schön anhand von Wolfgang Amadeus Mozart aufzeigen: Sein Geburtshaus in Salzburg und die weitere Wohnung dort sind eindeutig nachweisbar; sein Wohnhaus in Wien in der Domgasse ebenso; sein Sterbehaus in der Wiener Rauhensteingasse existiert nicht mehr, eine Gedenktafel erinnert daran; sein Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof ist mehr als fraglich, also nur ein Denkmal (?); Scherzbolde haben bei Raschala im nördlichen Niederösterreich einen „Pinkelstein“ errichtet, wo Mozart auf der Reise nach Prag eben Pause gemacht haben könnte...; zuletzt fand sich an dem Wiener Palais Harrach (Herrengasse/Freyung) eine Gedenktafel mit dem Vermerk: „Mozart wohnte in den Jahren 1780 bis 1782 hier nicht“. Die Tafel wurde inzwischen (leider?) entfernt.



Abb. 17: Friedenssaal in Münster, Deutschland, 1648

Friedhöfe und Gräber – das Gedenken

Gedenkstätten sind natürlich besonders die Friedhöfe bzw. die Grabgelege von Kaisern, Königen, Päpsten etc., von den altägyptischen Pyramiden an-

gefangen bis zu den Vatikanischen Grüften, zu Westminster, dem Escorial, der Kapuzinergruft in Wien und der Flussinsel in St. Petersburg. Angesichts der Wichtigkeit solcher Denkweisen erinnere man sich an die Auffindung der Gebeine des englischen Königs Richard III. (1452 – 1485) unter Straßenasphalt und die neue Grablegung. Viele urgeschichtliche Gräber sind hingegen in der Landschaft weithin sichtbar, wie etwa der Tumulus bei Großmugl in Niederösterreich. Tod und Begräbnis, gelegentlich Verbrennung, haben unsere Vorfahren früh emotional berührt: Ist es bloßes Gedenken oder auch der Beginn des urzeitlichen Ahnen-Kultes? Ein ganz anderes Problem wird dann berührt, wenn man die Asche eines Verstorbenen in alle Winde zerstreut oder dem Meer übergibt (wie etwa bei dem Terroristen Osama bin Laden, 1957 – 2011). Will man doch damit verhindern, dass sich das historische Gefühl mit Nostalgie, gar mit politischer Totenverehrung oder unerwünschter „Wiederbetätigung“ verbindet (Wo sind die Knochenreste eines Adolf Hitler – wohl in Moskau?). Man denke hier an die schweren Marmorblöcke der Gruftdeckel, um symbolisch die „Wiederkunft“ zu verhindern.



Abb. 18: Tumulus bei Großmugl, Niederösterreich

Ein fast makabres Beispiel bietet hier das Grab von Evita Peron (1919 – 1952); nach einer skurrilen Irrfahrt ihres Leichnams wurde sie in Buenos Aires unter meterdickem Beton begraben, damit, wie die Fremdenführer erzählen, niemand mehr auf die Idee käme, sie auszugraben...

Probleme gibt es mit den sonst so wertvollen Museen insofern, als dort zwar adäquate historische Gegenstände aufbewahrt und präsentiert werden, jedoch oft die Unmittelbarkeit zum historischen Geschehen und damit zur Entstehung des historischen Gefühls zu wünschen übriglässt. Eine gute Lösung ist die Kombination von Geburtshaus und Museum, wie wir dies etwa von den Komponisten Mozart in Salzburg, von Franz Schubert in Wien oder von Ludwig van Beethoven in Bonn kennen.



Abb. 19: Grabplatte von Evita Peron in Buenos Aires, Argentinien

Es sei noch einmal auf eine andere Art der „Erzeugung“ des historischen Gefühls hingewiesen: Auf die Konfrontation mit Gegenständen, die in Bezug zu einer historischen Persönlichkeit oder einem historischen Geschehen stehen – was dann allerdings schon weniger mit der Magie eines

Ortes zu tun hat. Man denke hier an den schon erwähnten Mantel von Tschchow oder an die Bergschuhe und Schi von Johannes Paul II., Papst von 1978 bis 2005, in polnischen Museen. Der dem christlichen Leid verbundene Mann hat weltpolitisch agiert und mit den Schuhen offenbar lustvolle Bergwanderungen unternommen. Bekannt ist die Aufbewahrung von Füllfedern, mit denen wichtige Verträge unterschrieben wurden. In Wien etwa gibt es eine Sammlung von Dirigentenstäben berühmter Musiker. Auch Autogrammsammlungen gehören hierher. Auf die Spitze treibt diesen Kult offenbar der nordkoreanische Diktator Kim Jong-un (geb. 1983), indem alle Dinge, mit denen er sozusagen öffentlich in Berührung kam, wie etwa Gummistiefel bei der Eröffnung eines landwirtschaftlichen Betriebes, dann museal und in Verehrung aufbewahrt werden. Dass hierher der Reliquienkult jeglicher Religion und anderer Weltanschauungen gehört, versteht sich von selbst. Das historische Gefühl kann hier zu einer „heiligen“ Empfindung mutieren; dies zu beschreiben will ich mangels eigener Erfahrung allerdings anderen überlassen...

Das historische Gefühl und die Weltgeschichte

Man kann anhand des historischen Gefühls auch eine Art Weltgeschichte zusammenfügen, wie es in dem zitierten Buch (Sablik 2018) in 65 Kapiteln im Sinne eines Weges durch die Jahrtausende geschehen ist bzw. versucht wurde. Die Darstellung ist schier „unendlich“ erweiterbar – es sei dies jedem einzelnen Leser, Reisenden und Betrachter in seinem Blickfeld überlassen. Die zusammenfassende Klammer für diese Denkweise in dem Buch beginnt in der „Fossilienwelt“ in Stetten, im Weinviertel, Niederösterreich – und schließt mit der Mondlandung von Menschen am 20. Juli 1969, 20.17 Uhr. Die Fossilienwelt, also die Austerntbank mit etwa 30.000 Exemplaren, deren Individuen eine Größe von circa 50 cm haben, ist etwa 16 Millionen Jahre alt. Damals gab es noch keine Menschen, wohl aber ein angenehmes Klima mit 17 Grad Durchschnittstemperatur: Es hätte sich für uns Menschen schon angenehm leben lassen... Doch es gab keine Menschen, nur Alligatoren, Haie, Rochen, Sumpfschildkröten und mikroskopisches Kleintier. Wozu ist dann der Mensch auf die Erde gekommen und hat sich, von heute zurückgerechnet, erst in der letzten Million Jahre entwickelt? War das notwendig, darf man philosophisch fragen, in Anlehnung an die Frage: „Warum gibt es überhaupt etwas, und nicht vielmehr nichts?“ Wir Menschen haben uns dann von Jägern und Sammlern zu Ackerbauern,

Handwerkern und Händlern entwickelt und sind sesshaft geworden. Dies hatte eine Vermehrung der Menschen zur Folge, bis an die Acht-Milliarden-Grenze irgendwann nach dem Jahre 2020. Eine andere Folge war, dass sich die Aggression über Stammesfehden bis zu Völkerkriegen (Zwei Weltkriege im 20. Jahrhundert!) ausgedehnt hat. Der englische Physiker Stephen Hawking (1942 – 2018) hat den Vorschlag unterbreitet, die Menschheit solle die umgebenden Planeten, quasi den Weltraum, besiedeln (Hawking 2018, 189-205), womit eine Überbevölkerung vermieden werden könne. Was das Weltall betrifft, haben wir Menschen zumindest jetzt ein Problem, wonach wir selbst mit Raketen mit Lichtgeschwindigkeit, die es ja nicht gibt, nicht weit kommen würden... Wir befinden uns in einem „physikalischen Gefängnis“ – zudem mit unserem Körper samt Gehirn in einem „psychologischen Gefängnis“. Der britische Philosoph Colin McGinn (geb. 1950) meint (McGinn 2001), dass wir aufgrund unserer begrenzten kognitiven Fähigkeiten bestimmte menschliche, wissenschaftliche Probleme nicht lösen könnten, wie zum Beispiel das sogenannte „Leib-Seele-Problem“...



Abb. 20: Austernbank in der „Fossilienwelt“ Stetten, Niederösterreich

Es gibt aber das große philosophische, lebensnahe „Trotzdem“. Geschichte ist geschehen – die Zukunft wartet. Warum Geschichte so passiert ist, wie sie passiert ist und wie wir sie kennen und zeitweise gegenwärtig erleben, kann im Sinne des historischen Gefühles erkannt und vertieft werden: Für jeden von uns für sich...

Literatur

- Hawking, Stephen (2018). *Kurze Antworten auf große Fragen*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- McGinn, Colin (2001). *Wie kommt der Geist in die Materie? Das Rätsel des Bewusstseins*. München: C. H. Beck.
- Rohracher, Hubert (1960). *Einführung in die Psychologie*. Wien, Innsbruck: Urban & Schwarzenberg, 7. Auflage.
- Sablik, Karl (2018). *Das historische Gefühl. Magie historischer Orte*. Horn: Verlag Berger.
- Wehle, Peter (2008). *Haydn, Haydn über alles*. Wien: Kremayr & Scheriau.

Abbildungsverzeichnis

- 1) Platane, unter der Hippokrates lehrte, auf der Insel Kos – Norbert Eichler (Spillern) 2019
- 2) Stiegenaufgang zur Ordination Sigmund Freuds in der Berggasse 19, Wien – Sablik 2020
- 3) Die Gedenktafel für die „Doppelhelix“ am Pub „The Eagle“ in Cambridge – Sablik 2013
- 4) Heldenplatz in Wien mit dem Denkmal für Prinz Eugen – Sablik 2020
- 5) Napoleons letztes Reisebett in Waterloo – Sablik 2015
- 6) Die *beschädigte Weltkugel* in New York als Symbol der Aggression – Sablik 2009
- 7) Martin Luthers Wohnraum im Kloster in Wittenberg – Sablik 2014

- 8) Buddhas Zahntempel in Kandy, Sri Lanka – Sablik 2014
- 9) „Neubau“ eines altrömischen Hauses in Carnuntum, NÖ – Atelier Olschinsky (Carnuntum) 2020
- 10) Bildstock für Franz Reidinger (1932 – 2004) in Spillern, NÖ – Sablik 2020
- 11) Der Ort Hallstatt vom See aus gesehen – Sablik 2020
- 12) Geburtshaus Shakespeares in Stratford mit Schauspielern – Sablik 2013
- 13) Denkmal für Goethe und Schiller vor dem Nationaltheater in Weimar – Sablik 2019
- 14) Wolfgang von Goethes Wohnhaus (Gartenseite) in Weimar – Sablik 2019
- 15) „Haus der Europahymne“ in Baden, NÖ, Rathausgasse 10 – Sablik 2018
- 16) Geburtshaus von Franz Schubert in Wien, Nussdorfer Straße 54 – Sablik 2020
- 17) Friedensaal in Münster, Deutschland, 1648 – Presseamt Münster, Münster View 2020
- 18) Tumulus bei Großmugl, NÖ – Sablik 2020
- 19) Grabplatte von Evita Peron in Buenos Aires, Argentinien – Sablik 2014
- 20) Austernbank in der „Fossilienwelt“ Stetten, NÖ – Fossilienwelt Stetten 2020

Anmerkung

Der Artikel basiert auf dem gleichnamigen Buch, veröffentlicht 2018 im Verlag Berger, Horn.

Die Kunst des Geschichten Erzählens: Entwicklungspsychologische, kulturelle und gesellschaftspolitische Bedeutung

Richard Poltnig & Dagmar Eigner

Sir Gawain and Lady Ragnelle

D: Welche Geschichte möchtest Du uns heute erzählen?

R: Jeder Geschichten Erzähler beginnt natürlich mit seiner Lieblingsgeschichte. Und auch wenn viele Zuhörer die Geschichte schon gehört haben, so wünscht man ihnen, dass sie große Elefantenohren haben, um die Geschichte wieder neu zu hören. Die Geschichte, die ich jetzt erzählen werde, ist eine sehr alte Geschichte; sie kommt aus dem König Artus Sagenkreis aus England und handelt von der wirklich sehr hässlichen Lady Ragnelle und einem Frauenheld, einem richtigen *womanizer* am Hof des König Artus, dem schönen Ritter Gawain.⁴ Dieser ganze Sagenkreis wird von den Geschichten rund um König Artus und seiner Tafelrunde, deren wichtigste Aufgabe darin bestand, den Heiligen Gral zu finden, dominiert. Um die Tafel sitzend rätstelten sie, wo der Heilige Gral sein könnte. Zwischenzeitlich haben sie natürlich getrunken und sind auf die Jagd gegangen.

Immer wieder sind sie zusammengekommen, Sir Lancelot vom See – und wie alle die mächtigen und prächtigen Ritter geheißen haben – und dachten wieder darüber nach, wo sie den Heiligen Gral finden könnten. (Übrigens gibt es einen sehr guten Film von Monty Python, in dem es um den Heiligen Gral geht, *Der Ritter Kokosnuss*.) Wenn ein Jahr um das andere Jahre vergeht, man immer wieder die gleichen Hirsche jagt und denselben See befischt, ist es mit der Zeit nicht mehr sehr befriedigend.

⁴) Aufgenommen am 2. September 2020. Die Transkription hält sich – mit einigen kleinen Ausnahmen – eng an die besondere Erzählweise.

Als die Ritter eines Tages so beieinandersaßen, meinten sie, dass es langweilig sei, immer das gleiche zu fischen, immer das gleiche zu jagen und immer dieselben Frauen zu sehen und ihnen nachzustellen. ‘Sollten wir nicht dem König des Nachbarreiches einen Tausch vorschlagen?’ Es ist zwar gleich groß, hat auch nur einen See, hat auch nur die gleichen oder ähnliche Hirsche, aber es wäre doch ein wenig Abwechslung. Alle Ritter meinten, dass das eine super Idee sei und sie das machen wollten, weil Abwechslung doch ganz wichtig im Leben sei. Aber der König des Nachbarreiches war ein richtiger mieselsüchtiger alter König, mit dem niemand richtig reden wollte und der auch kaum Kontakt zur Außenwelt hatte. Sie überlegten, wer am besten zu ihm hingehen sollte.

Die Ritter waren alle der Ansicht, dass das nur König Artus bewerkstelligen könne, dass es nur von König zu König möglich wäre, diesen Vorschlag zu machen. König Artus entgegnete, ‘was soll ich mit dem mieselsüchtigen alten Mann tun? Der wird mich auf der Stelle wegjagen und das freut mich garnicht. Es sollte doch lieber jemand anderer hingehen.’ Die Ritter beharrten jedoch darauf, dass der Nachbarkönig keinen anderen als König Artus empfangen würde.

Nach langem Reden und vielem Trinken ließ sich König Artus breit-schlagen, sein Pferd zu besteigen und in das Nachbarreich zu dem wirklich grantigen und mieselsüchtigen, alten und hässlichen König zu reiten und sagt zu ihm: ‘Du, von König zu König, ich schlage Dir vor, wir tauschen unsere Königreiche.’ Und der andere sagt: ‘Artus, bist Du verrückt? Warum sollte ich mein Königreich mit Dir tauschen?’ Artus sagt, ‘sie sind gleich groß, wir haben gleich viele Seen, wir haben gleich viele Wälder und in meinem Königreich ist noch die Burg Camelot! Und Deine Burg ist nicht so schön wie Camelot, Du hättest also einen Profit daraus.’ – ‘Mich interessiert Camelot überhaupt nicht!’ König Artus versucht weiter und verhandelt, verhandelt, verhandelt, und der mieselsüchtige König merkt schon, dass er Artus nicht abwimmeln kann und sagt dann zu ihm: ‘Gut, ich tausche mit Dir das Königreich unter einer Bedingung. Ich gebe Dir einen Monat Zeit, um herauszufinden, was die Frauen wollen.’

König Artus denkt sich, ‘naja, das kann ja nicht so schwer sein; von meiner Frau, der Königin Gueneveve, weiß ich, dass sie Schuhe will. Also werden wir das schon herausfinden.’ Und er sagt dann: ‘Ja, gut, das ist fair, das nehme ich an.’ Der andere König antwortet: ‘Aber wenn Du es nicht

herausfindest, heißt das, *Kopf ab.* Da denkt sich König Artus, ‘das sind ja ziemlich rauhe Sitten, wirklich harte Bedingungen, aber da die Aufgabe nicht so unbewältigbar ist, kann ich das ruhig annehmen.’

Beim Zurückreiten juckt Artus schon ein bisschen der Hals und er denkt sich, dass es vielleicht doch dumm gewesen sei, auf diese Bedingung einzugehen. Aber er hat ja Ritter Gawain, den schönsten Ritter des Königreichs, der ist jung und prächtig und die Frauen mögen ihn, den wird er losschicken und er wird das herausfinden.

Als König Artus zur Burg Camelot zurückkommt, sitzt die Tafelrunde wieder beisammen, tafelt wieder, sie trinken Wein, und der König berichtet, ‘es ist fast so weit, wir können die Königreiche bald tauschen, es gibt vorher nur noch eine kleine Bedingung zu erfüllen, wir müssen herausfinden, was die Frauen wollen.’ Die Ritter murmeln, ein paar meinen, das könne man nicht herausfinden, das weiß niemand, aber König Artus sagt, ‘naja, von meiner Frau weiß ich, dass sie Schuhe will.’ Dann antworten einige, ‘nein, das ist nichts; nein, was die Frauen wirklich wollen, ist etwas anderes.’ Artus sagt, ‘wir werden Ritter Gawain auf eine *fact finding mission* schicken, er soll auf allen Schlössern im Königreich die Frauen besuchen und sie befragen; er wird das schon herausfinden. Er hat einen Monat Zeit; nach einem Monat muss er zurückkommen und mir die Lösung präsentieren.’

Ritter Gawain ist jung und unternehmungslustig, voller Testosteron und sagt, ‘ich mache das gerne’, springt auf sein Pferd und reitet gleich zum ersten Schloss, wo er eine Freundin hat. Er isst bei ihr, schläft bei ihr, und wie sie so im Bett liegen, fragt er sie, ‘was willst Du von mir?’ Sie antwortet ihm, ‘was ich von Dir will, ist, dass Du zärtlich bist, dass Du mir süße Worte ins Ohr flüsterst und mit mir schläfst, das ganze habe ich eben gern.’ Gawain denkt sich, dass das eigentlich ohnehin schon die richtige Antwort sei, aber da er noch vier Wochen Zeit hat, reitet er zum nächsten Schloss, wo eine Frau wohnt, die er schon länger im Auge hatte, bei der er jedoch noch nie richtig landen konnte, die schon etwas älter war, nicht mehr so ein Teenager wie die erste, schläft mit ihr und sagt dann zu ihr, ‘was ist es, was Du eigentlich von mir willst?’ Sie sagt, ‘naja, das ist ja wohl klar, ich hätte gerne jemanden, der für mich sorgt, der für mich und meine Kinder eine feste Burg baut, der für uns da ist und uns beschützt.’ Gawain denkt sich, ‘das ist super, das ist eigentlich klar, das ist eine sehr gute Antwort, die ich mit in meinen Katalog der Antworten aufnehme.’

Da noch etwas Zeit übrig ist, reitet Gawain weiter zu einer Burg, wo eine schon etwas ältere Dame wohnt, schläft auch mit ihr und fragt dann, 'ich möchte gerne wissen, was Du von mir möchtest.' Sie sagt, 'ich hätte gerne, dass Du mich um meinetwegen respektierst, mich als Person, mich als Frau respektierst.' Gawain findet das ebenfalls eine sehr gute Antwort, die er den bisherigen hinzufügt.

Mit seinen drei sehr schönen Antworten hat, macht sich Ritter Gawain daran, zurückzureisen. Erschöpft von seiner *fact finding mission* legt er sich auf einen sonnigen Platz einer Wiese, entspannt sich, erholt sich und plötzlich hört er *tak tak tak* das Klappern von Pferdehufen. Er schaut aus der Wiese auf und sieht einen weißen wunderschönen Schimmel und auf der anderen Seite des Schimmels sieht er die zwei schönsten Beine, die er jemals in seinem Leben gesehen hat. Da denkt er sich, 'Zeit habe ich noch, die frage ich auch noch.'

Gawain steht auf, geht hin und wie er um das Pferd herum geht, bemerkt er schon die Fliegenschwärme um die hässlichste Frau, die er je gesehen hat, Lady Ragnelle. Im Gesicht hat sie Warzen, aus denen die Haare herauswachsen, weiters einen Mundgeruch, der einen Eber tot umfallen ließe, die Haare sind fett und hängen strähnig vom Haupt. Sie sagt, 'oohh, Ritter Gawain, welche Freude, Dich zu treffen' und er antwortet, 'oh, Lady Ragnelle, welche Freude auch auf meiner Seite, Sie zu treffen', lächelt und will sich langsam rückwärts davonschleichen. Sie aber sagt, 'bleib da, Du bist in einer Mission unterwegs, Du willst wissen, was die Frauen wollen.' – 'Ja, Lady Ragnelle, das war ich, aber ich habe meine Mission beendet, ich weiß, was die Frauen wollen und ich werde meine Antworten dem König Artus übermitteln.' Sie entgegnet jedoch, 'nein, Du weißt gar nichts! Ich werde Dir jetzt die richtige Antwort geben und Dir sagen, was die Frauen wollen, aber Du musst mir Dein ritterliches Ehrenwort geben, dass Du diese Antwort erstens zu den Antworten, die Du bereits hast, hinzufügst und zweitens, wenn meine Antwort sich als die richtige erweist, Du mich innerhalb von Monatsfrist heiraten wirst.'

Ritter Gawain läuft ein Schauer über den Rücken, aber er denkt sich, er hat ja bereits drei so super Antworten, was kann da noch dazukommen? Da er auch nicht unhöflich sein wollte, sagt er, 'freilich, Lady Ragnelle, geben Sie mir auch Ihre Antwort, ich nehme sie dazu.' – 'Du musst dem miesel-süchtigen, grantigen König sagen: Frauen wollen auch ihren eigenen Willen

haben.' Gawain denkt bei sich, 'schlecht ist das nicht und ich habe ihr auch mein Wort gegeben, also teile ich das König Artus ebenfalls mit.'

Gawain reitet zurück, die Tafelrunde ist wie immer betrunken, 'ah, Gawain kommt, hallo Gawain, was hast Du herausgefunden?' Und Ritter Gawain sagt zum König Artus, 'ich habe viele Frauen im Königreich befragt und die Frauen wollen, dass man zärtlich zu ihnen ist und ihnen süße Worte ins Ohr flüstert.' König Artus sagt: 'großartig, Gawain, großartig, das ist das, was die Frauen wollen!' Ritter Gawain: 'Moment, Moment, ich habe noch eine zweite Antwort. Die Frauen wollen, dass die Ritter für sie eine Burg bauen, für die Sicherheit, für die Kinder und für die Frauen sorgen.' König Artus antwortet: 'auch nicht schlecht, das nehme ich auch dazu.' Gawain meint, 'ich habe aber auch noch andere Frauen im Königreich gefragt und da ist die Antwort gekommen, dass die Frauen um ihrer selbst willen respektiert werden wollen, als Persönlichkeit und als Frau.' König Artus: 'Ja, ja, das ist auch nicht schlecht, gut, nehme ich auch dazu.'

Dann wieder Wein und Becher her; da sagt Ritter Gawain ganz leise, 'ich habe noch eine Antwort.' Aber König Artus erwidert, dass sie schon drei so prächtige Antworten hätten, was könne er da noch hinzufügen? – 'Ja, ich habe noch die Antwort von Lady Ragnelle: die Frauen wollen ihren eigenen Willen haben.' König Artus: 'ja, das habe ich auch schon öfters erlebt; ist nicht schlecht; das nehme ich noch dazu.'

Am nächsten Tag lässt König Artus sein Pferd satteln und reitet zum König des Nachbarreiches hin. Der, grantig wie immer, sagt, 'ah, Artus, heute verlierst Du Deinen Kopf!' Er hat sein Schwert am Schoß, den Wetzstein in der Hand; 'schumm schumm schumm, schumm, wetzt er sein Schwert und sagt, 'na, was hast Du den herausgefunden, was die Frauen wollen?' Schumm, schumm, schumm, schumm... König Artus sagt voller Zuversicht, 'die Frauen wollen, dass man zärtlich zu ihnen ist, ihnen süße Worte ins Ohr flüstert und sie umarmt.' Der Nachbarkönig bekommt ganz verträumte Augen und meint, 'wer hätte so etwas nicht gerne, egal ob Mann oder Frau? Eine prächtige Antwort, wirklich eine prächtige Antwort, aber leider ist sie falsch!' Schumm, schumm, schumm, schumm ... geht es wieder mit dem Schwert, und König Artus denkt, 'na gut, eine Antwort ist weg, aber ich habe noch zwei weitere. 'Ich habe noch eine Antwort,' sagt er zu dem grantigen König. 'Die Frauen wollen, dass eine sichere Burg für sie gebaut wird, dass es ihren Kindern gut geht und dass die Kinder in Sicher-

heit aufwachsen können.’ Der grantige König bekommt wieder ganz verträumte Augen und sagt, ‘Ja, wer hätte das nicht gerne, das ist wirklich eine schöne Antwort, aber leider, Artus, ist es nicht die richtige Antwort.’ Schumm, schumm, schumm ... geht es wieder. Artus juckt es schon ein bisschen im Genick und er denkt sich, ‘jetzt ist nur noch eine Antwort übrig und sagt, ‘die Frauen wollen um ihrer selbst willen respektiert werden, sie wollen als Frauen wahrgenommen werden.’ Der König meint, ‘wer Mann oder Frau möchte nicht um seiner selbst willen respektiert werden und als Mann oder Frau wahrgenommen werden. Das ist eine sehr schöne Antwort, wirklich eine sehr schöne Antwort, aber leider ist es die falsche Antwort!’ Und schumm, schumm, schumm – fährt der Wetzstein wieder über das Schwert.

Artus fürchtet, dass sein Kopf jetzt verloren ist, als ihm einfällt, dass er ja doch noch eine Antwort hat. Auf die Frage des grantigen Königs, welche das sei, erwidert Artus, ‘die Frauen wollen ihren eigenen Weg haben, ihren eigenen Willen haben!’ Der grantige König wirft sein Schwert weg und schreit ärgerlich: ‘Du hast mit meiner Schwester gesprochen! Aber ... na gut, da Du die richtige Antwort kennst, tauschen wir unsere Reiche eben.’

König Artus reitet zu seiner Burg zurück, wo er schon von den Rittern der Tafelrunde erwartet wird. ‘Wie ist es ausgegangen, Artus?’ Dieser antwortet, ‘wie ihr seht ist mein Kopf noch an seiner Stelle und wir tauschen die Königreiche.’ Großer Jubel, großes Besäufnis ... der einzige, der sich nicht freut, ist Ritter Gawain. Er fragt ganz vorsichtig, ‘welche Antwort war die richtige?’ König Artus antwortet, ‘die vierte, die besagt, dass Frauen ihren Willen haben wollen.’ Gawain wird noch blasser und noch blasser und meint, dass das die Antwort der Lady Ragnelle sei. Artus erzählt, dass der grantige König gleich bemerkt habe, dass es die Antwort seiner Schwester sei. ‘Aber watum bist Du so blass, Gawain?’ - ‘Ich habe ihr mein ritterliches Wort gegeben, dass ich sie binnen Monatsfrist heiraten werde, wenn ihre Antwort die richtige ist und sie Deinen Kopf rettet.’ Artus sagt, ‘ist das Dein Ernst? Du wirst doch nicht Lady Ragnelle, die hässlichste Frau in ganz Großbritannien heiraten? Du bist Gawain, der schönste Ritter, Du wirst doch nicht diese Frau heiraten?’ Und alle anderen stimmen sofort ein, ‘bitte, Gawain, das geht doch nicht!’ Aber er erwidert, dass er ihr sein ritterliches Ehrenwort gegeben habe, dass er sie heiraten werde.

Daraufhin reitet Artus ganz betroffen nach Hause und erzählt seiner Frau,

Lady Gueneveve von den Vorkommnissen. ‘Aber das ist unmöglich’, ruft Gueneveve. ‘Nein, es ist wahr, er hat ihr sein Wort gegeben.’ Schließlich meint sie, ‘nun gut, feiern wir eben eine kleine Hochzeit und außerdem müssen sie danach ja nicht zusammen leben, das wird dann schon irgendwie gehen.’ Aber Gawain erinnert an seine Zusage, dass er eine schöne große Hochzeit ausrichten werde und er sich an sein Wort gebunden fühlt.

Das ganze Königreich verfällt in tiefe Trauer, weil der schönste aller Ritter die hässlichste aller Frauen heiraten muss. Am Tag der Hochzeit ziehen sie durch den Ort und die Leute weinen und klagen auf der Straße. Lady Ragnelle sitzt auf ihrem Pferd, die Fliegen umschwirren sie und sie stinkt wie immer. Sie ziehen in den Königspalast, wo die Hochzeitstafel bereit ist. Lady Ragnelle nimmt als erstes den Truthahn und als sie hineinbeißt, rinnt das Fett über ihre Warzen die Mundwinkel herunter. Alle an der Tafel drehen sich weg und sagen, ‘scheußlich, wirklich scheußlich.’ Als Lady Ragnelle Wein trinkt, tropft er aus ihrem Maul. Für alle Ritter ist es ein Trauerspiel. Dann steht sie auf und sagt, ‘Gawain, die ehelichen Pflichten rufen!’

Mit schwankenden Knien steht Ritter Gawain ebenfalls auf. Die Frauen an der Tafel weinen, die anderen Ritter sind teilweise schadenfroh, teilweise wirklich betroffen, und Gawain geht mit Lady Ragnelle in das eheliche Gemach. Dort gibt sie den Schleier herunter, verscheucht die Fliegen, nähert sich Gawain und mit dem ihr eigenen üblen Mundgeruch fordert sie den Hochzeitskuss ein. Gawain denkt bei sich, ‘das muss ich machen, aber dann wird mir kotzübel werden.’ Als er sie nimmt, um sie zu küssen, macht es puff – und plötzlich steht eine wunderschöne Frau vor ihm. Die Warzen sind verschwunden, die Haut ist rein, der Mundgeruch ist weg, das Haar ist glänzend schön und nicht mehr strähnig wie zuvor. Gawain ist überwältigt von ihrer Schönheit, und sie sagt zu ihm, ‘ja, Gawain, Du hast den Fluch von mir genommen. Jetzt kannst Du Dich entscheiden, ob Du mich in der Nacht so haben willst oder bei Tag.’ Er denkt sich, ‘mit dieser Frau die Nächte verbringen, das wäre ein Wahnsinn; andererseits wäre sie bei Tag so hässlich, dass mich alle bedauern würden. Wenn sie bei Tag so schön ist, werden mich alle beneiden, aber dann in der Nacht mit ihr zusammen im Bett liegen... furchtbar!’

Gawain denkt nach und denkt nach und denkt nach, was er gelernt hat, bis er sagt, ‘also bei meiner *fact finding mission* habe ich gelernt – es ist ja eine

Entscheidung, die Dich mehr betrifft als mich – entscheide Du! Dann geht es puff – und es ist auch die zweite Hälfte des Fluchs von ihr gefallen: sie ist Tag und Nacht schön, eine wunderschöne Frau.⁵

Resonanz und Bedeutung: Die Vier Flüsse des Verstehens

D: Was lernen wir aus dieser Geschichte?

R: Dass Frauen ihren eigenen Willen haben wollen. Es handelt sich hier um eine alte Geschichte aus dem Europa des 15. Jahrhundert, eine Geschichte, die bereits einen sehr großen feministischen Zug aufweist, was damals nicht so üblich war.

D: Naja, wissen wir das denn wirklich? Vielleicht hatten früher die Frauen eine stärkere Stellung als zu späteren Zeiten, wie z.B. in unserer Gesellschaft, vor allem im Hinblick auf die letzten 100 bis 150 Jahre? – Zu welchem Zweck oder bei welchen Gelegenheiten wurden und werden solche Geschichten erzählt?

R: Wie viele Geschichten ist auch diese belehrend.

D: Ja, genau aus diesem Grund wollte ich wissen, was wir aus dieser Geschichte lernen.

R: Diese Geschichte ist darauf ausgerichtet, den Frauen ihre natürliche Stellung zurückzugeben, die in unseren monotheistischen, patriarchalen, abrahamistischen Gesellschaften verschwunden ist.

D: Ihre natürliche, starke, selbstbehauptende, unabhängige Stellung?

R: In diesen streng patriarchalen Gesellschaften haben die Frauen keine Stellung; er wird ihnen weder Zärtlichkeit, Schutz, Selbstbehauptung, Selbstwert oder ein eigener Wille zugestanden.

D: Und was ist für Dich die Lehre, die wir aus dieser Geschichte ziehen können?

R: Dass es eine Entwicklung gegeben hat, die jetzt langsam, langsam wieder zurückgespult wird. Die stärkere Stellung, die Frauen früher schon einmal in manchen Gesellschaften gehabt haben, nehmen sie sich jetzt wieder zurück.

⁵) Die von der australischen Künstlerin Marilyn Peck illustrierte englischsprachige Version der Geschichte in poetischer Form erschien im Jahr 2016. Weitere Legenden rund um König Artus, basierend auf den mittelalterlichen Texten, wurden von Rosalind Kerven bearbeitet und herausgegeben (2019).

D: Eine Art zirkuläre Entwicklung?

R: Ja.

D: Lass uns nochmals zu den Interpretationsweisen der Geschichten zurückkommen; Du hast von den vier Flüssen des Verstehens gesprochen.

R: Meine sehr verehrte Lehrerin Angeles Arrien hat uns, den Mitgliedern ihres Teams, immer gesagt: du bist so lange lebendig, so lange du die vier Flüsse verfolgen und spüren kannst; wenn du das nicht mehr kannst, gehst du in der Prozession der lebenden Toten, das heißt, du bist nicht mehr wirklich innerlich lebendig.

*You are still alive as long as you can track the four rivers:
the river of inspiration, love, challenge, and surprise.*

Das bedeutet, dass man jede Geschichte entsprechend der vier Flüsse hören und verstehen kann. Für das Lernen und um das Gelernte dann zu integrieren, ist es extrem wichtig, sich beim Hören einer Geschichte – oder auch danach – auf die vier Flüsse zu konzentrieren:

- Was hat mich an einer Geschichte inspiriert?
- Was hat mich an einer Geschichte überrascht?
- Was hat mich an einer Geschichte im Herzen berührt?
- Was hat mich an einer Geschichte herausgefordert oder was hat mich geärgert?

Wenn ich diese vier Aspekte einer Geschichte für mich benennen kann, dann kann ich die Geschichte in mein Leben integrieren. Gleichzeitig lerne ich daraus – z.B. die **Herausforderung**, *challenge*, – wenn mich etwas an einer Geschichte beunruhigt oder ärgert oder so, dann sind das Gebiete, wo ich noch Arbeit zu tun habe, wo ich noch wachsen muss. Wenn mich eine Geschichte **überrascht**, dann sind die Türen zum *magic kingdom* noch nicht verschlossen, dann habe ich noch immer das ‘ah’ und ‘oh’ des kleinen Kindes in mir.

D: Was ist das *magic kingdom*?

R: Das ist das, was Walt Disney versucht zu produzieren. Als Kind hat man das große *magic kingdom*, in diesem Alter ist die Welt ein einziges *magic kingdom*. Mit dem Beginn der Schulzeit wird das alles ausgetrieben, dann wird die Welt flach und grau, und nur noch ab und zu siehst du einen Regenbogen oder die Türen zum *magic kingdom* – wo du weißt, es könnte noch alles mögliche noch geschehen, auch wenn du garnicht mehr daran

denkst. Das ist dann die Überraschung. Und die Menschen, die in dieser Prozession der leben-den Toten gehen, haben die Tür zum *magic kingdom* zugemacht, die kennen das nicht mehr, die sehen das nicht mehr.

D: Welche Leute?

R: Die in der Prozession der lebenden Toten gehen, die mit dem grauen Anzug und ihrem Aktenkoffer um fünf Uhr oder sieben Uhr in der Früh ins Büro gehen und um fünf Uhr nach Hause gehen; für die ist das vorbei, nicht wahr?

D: Kannst Du versuchen, dieses *magic kingdom* etwas zu umschreiben?

R: Wenn ich in den Wald gehe, um Pilze zu suchen und einen schönen Parasol sehe, dann ist das für mich *magic kingdom*, dann freue ich mich, pflücke ihn und esse ihn mit großem Vergügen. Oder wenn mir mein Hund einen großen Trüffel ausgräbt, das ist für mich auch eine Tür zum *magic kingdom*, weil das etwas ist, was ich nicht sehe, was nur der Hund riecht; der gräbt es aus, dann bin ich überrascht, das freut mich und da ist der Gedanke, dass ich das in Geld umgewandelt werden kann, ganz sekundär.

D: Was hat Dich bei der Geschichte von der Lady Ragnelle überrascht?

R: Mich hat überrascht, dass Ritter Gawain mit dem zweiten Kuss den Fluch völlig aufgehoben hat.

D: Wieso ist das so überraschend?

R: Weil ich ihm das nicht zugetraut habe, dass er seine Erfahrungen von der Reise bis in das Schlafzimmer mitnimmt. Es war für mich überraschend, dass er so viel gelernt hatte, dass er das im entscheidenden Moment bringen konnte.

D: Gehen wir nochmal zu den vier Flüssen zurück, zu den vier Aspekten, die Du genannt hast; wo waren wir da stehengeblieben?

R: Die **Inspiration** ist ein anderer wesentlicher Aspekt. Wenn wir uns den Fluss der Inspiration ansehen, können wir sagen, dass jede Geschichte auch eine Inspiration für einen Zuhörer in sich birgt, weil man aus jeder Geschichte etwas lernen kann, wenn man inspiriert wird.

D: Bedeutet das, dass für Dich Lernen ohne Inspiration ...

R: Das ist Strebern! Weil lernen immer Wachsen beinhaltet und das kann ich nur, wenn ich inspiriert bin.

D: Welcher von den vier Flüssen ist jetzt noch übrig?

R: Die **Liebe**, das, was mich im Herzen berührt.

D: Liebe im Sinn von emotionaler Rührung oder Berührung?

R: Ja.

D: Weinst Du manchmal, wenn Du Romane liest oder Filme siehst, die Dich berühren?

R: Ab und zu ja.

D: Ist das ein Ausdruck der Berührung?

R: Nicht unbedingt. Gewisse Sachen sind so sentimental, dass sie mich natürlich auch irgendwie in einer alten tiefen Schicht in mir berühren, sodass ich nur schwer die Tränen zurückhalten kann. Ich erlebe das eher mit Musik als mit Filmen.

D: Ich habe einmal in Kathmandu im Kino einen alten indischen Film gesehen; ein Musiker hatte einen Waisenjungen in sein Haus aufgenommen, und ein Großteil des Filmes handelte davon, dass dieser Musiker dem Jungen etwas vorsang, was der Junge dann auf der Shennai, einem sehr alten indischen Blasinstrument mit einem wunderbaren Klang, nachspielte. Sowohl die Musik als auch die Geschichte waren so berührend, dass nicht nur mir, sondern anderen auch, im Kino die Tränen heruntergelaufen sind. Ich genierte mich dann richtig, als ich völlig verheult aus dem Kino ging.

R: Es gibt Musiker, die in ihrem Solo eine Geschichte erzählen können ... das ist sehr berührend.

D: Was heißt das, *mit Musik eine Geschichte erzählen*?

R: Ein Solo jenseits der Harmoniewechsel und Akkorde, sondern eine Geschichte, die aus dem Inneren herauskommt und etwas Bestimmtes vermittelt, eine Stimmung in mir hervorruft. Das bringt mich manchmal zum Weinen. Bei guten erzählten Geschichten ist das genauso; bei guten Geschichten sollten zumindest ein paar Leute weinen.

D: Das Weinen ist ja nicht Schmerz, sondern Berührung im Herzen.

Von der Oral- zur Schrifttradition und zurück

Die meisten Geschichten werden von einer Generation auf die nächste mündlich weitergegeben. Bedeutende Erzählungen bzw. ganze Zyklen wurden oft auch niedergeschrieben, gedruckt und somit einem viel breiterem Publikum zugänglich gemacht. Ein Beispiel dafür sind die Nibelungen Sagen oder auch viele Märchen und Mythen, europäischer und außer-europäischer Erzählungen, die wir heute in Form von Büchern rezipieren können.

Eine erzählte Geschichte niederzuschreiben ist nicht einfach. Die *Kunst des Erzählens* umfasst auch die persönliche Kompetenz, ein Publikum durch

das gesprochene Wort in den Bann zu bringen und damit die Botschaft einer Geschichte unmittelbar verständlich und spürbar werden zu lassen, mit all dem besonderen Einfühlungsvermögen in kulturelle, soziale und sprachliche Besonderheiten der Zuhörerschaft.

Andererseits erfordern angelesene Geschichten (siehe unten) eine gewisse Erzählpraxis, um das festgeschriebene im Vortrag wieder lebendig werden zu lassen. Eine anfangs erzählte, dann niedergeschriebene Geschichte wird wieder in ihre ursprüngliche oral tradierte Form zurückgeführt. Die dabei erfahrenen Transformationen sind in hohem Maße von den beteiligten Personen (AutorInnen, ErzählerInnen) abhängig und wie sich diese auf ihr Publikum – wenn überhaupt bekannt – einstellen können.

Die schriftlichen Versionen von *Lady Ragnelle* lesen sich glatter, aber die Kraft der persönlichen Erzählung, die animieren und inspirieren kann, geht dabei verloren. Begriff aus anderen Sprachen, wie z.B. *fact finding mission*, können in transkribierten Geschichten manche LeserInnen irritieren oder ärgern, jedoch in Präsenz des/der Erzählenden eher herausfordern und die Aufmerksamkeit vorübergehend erhöhen. Irritationen vermögen sowohl beim Lesen als auch beim Zuhören tiefliegende Gedanken und Gefühle heraufzubringen.

Techniken und Hilfsmittel beim Erzählen

D: Was möchtest Du uns zur Kunst des Geschichten Erzählens sagen?

R: Es ist vor allem wichtig, dass man eine gute Geschichte hat.

D: Was macht eine gute Geschichte aus?

R: Zuallererst muss sie mir selbst gefallen und dann muss ich versuchen, sie den Zuhörern nahezubringen. Das ist so wie in der Musik. Wenn ein Musiker mit seinem Instrument eine gute und spannende Geschichte erzählt, dann hört man gerne zu. Ist die Geschichte langweilig, nur eine beliebige Abfolge von Tönen oder Akkorden, dann hört man nicht gerne zu. Und so gibt es auch erzählte Geschichten, die die Menschen im Auditorium *berühren, inspirieren, herausfordern* und *überraschen*.

D: Jetzt nimmst Du wieder Bezug auf die 4 Flüsse?

R: Ja, genau. Und das ist für jeden zu einem gegebenen Zeitpunkt unterschiedlich, je nachdem in welcher Stimmung oder Situation sich jemand befindet. Auch die Umgebung ist sehr wichtig; z.B. passt grelles Licht oder

der Lärm von vorbeifahrenden Zügen nicht zum Geschichten Erzählen; es sollte in einer ruhigen Atmosphäre stattfinden, in der sich sowohl Zuhörer als auch Erzähler entspannt fühlen. Des Weiteren kommt es auf Deine eigene Verfassung an; ob Du gerade Lust hast, Geschichten zu erzählen. Zum Warmwerden kann man auch die eigene Lieblingsgeschichte erzählen oder eine, die gerade gut passt. Beobachte, in welcher Stimmung die Zuhörer sind, ob sie noch Lust auf weitere Geschichten haben oder ob die eine Geschichte genügt. Es gibt verschiedene Techniken, mit denen man eine Erzählung spannender machen kann, sodass es sich nicht nur um eine einfache Inhaltsangabe handelt, sondern eine dramatische und lebhaftere Geschichte entsteht. Man kann z.B. Geräusche nachmachen, wie *klopf klopf klopf*, wenn jemand an der Tür klopft. Wichtig ist auch die Wiederholung, dass man das mehrmals macht, um die Spannung zu steigern. Die Zuhörer sind dann neugierig zu erfahren, wer an der Tür klopft und Einlass begehrt. Dann sieht man nach, wer vor der Tür steht. Oder wenn man von großen sich nähernden Hunden erzählt, kann man ihr Bellen nachahmen: *wau wau wau!* So lässt sich eine Geschichte lebhafter gestalten und das Publikum in den Bann zu ziehen. Bemerkt man, dass die Spannung bei den Zuhörern nachlässt, wird man leiser, um so die Aufmerksamkeit zu erhöhen.

D: Deshalb sprichst Du immer so leise!

R: (*lacht*) Oder wenn man merkt, dass es langweilig wird, dann erzählt man schneller. Das Tempo und die Lautstärke sind ganz einfache Methoden und Hilfsmittel, die man immer zur Verfügung hat, wenn man eine Geschichte erzählt. Natürlich beobachtet man auch immer die Resonanz im Publikum – wie es das aufnimmt.

D: Und wenn die Leute es nicht so gut aufnehmen?

R: Dann ist die Geschichte schlecht erzählt. Eine weitere Technik ist der Wechsel von der objektiven in die subjektive Perspektive, um die Zuhörer noch mehr in die Geschichte hineinzuziehen, z.B. den Schrei eines erschreckten Mädchens auszustößen und somit zu dem Geräusch, das man macht, zu werden.

D: Das Subjektive dabei ist, dass Du als eine Person der Geschichte sprichst oder agierst?

R: Ja, wenn Du durch den Mund von Lady Ragnelle sagst: „Ritter Gawain, ich weiß, dass Du drei treffliche Antworten hast, aber ich habe die einzig richtige!“ Da wechselst Du in die Person der Lady Ragnelle, um ihrer Aussage noch mehr Bedeutung zu verleihen und nimmst die Zuhörer dort hin mit.



Geschichten Erzählerin
*Vorderseite des Hanouts für das Erzähl-Workshop auf den Bahamas
im Februar 1995; Ausschnitt*

Die Prinzessin und der Mörder

Es war einmal ein armer und geiziger König mit einer wunderschönen Tochter. Aus Angst, dass die Freier ob der Schönheit der Prinzessin von anderen Königshäusern kommen könnten und er eine Hochzeit mit entsprechender Mitgift ausrüsten müsste versteckte er seine Tochter und sperrte sie in einen Turm. Trotzdem sprach sich die Schönheit der Prinzessin herum und ein Fremder, der den Markt des Königsreichs besuchte, wurde neugierig und schlich sich am Abend zum Turm, um einen Blick auf die Prinzessin zu erhaschen. Die Prinzessin bemerkte den Fremden und erschrak. Nächsten Tag bat sie ihren Vater inständig doch das Obergeschoß des Turmes auszubauen, weil sie sich in ihrem Zimmer nicht sicher fühlte.

Der Vater lehnte das ab und spielte den Vorfall herunter. Als am Abend wieder der Fremde erschien und bereits versuchte den Turm hinaufzuklettern, forderte die Prinzessin erneut eine Umsiedlung. Abermals lehnte der Vater ab.

Am dritten Abend nahm die Prinzessin ein Beil mit in ihr Schlafzimmer. Der unheimliche Fremde erschien und versuchte in ihr Zimmer zu steigen. Als er seine Hand zum Fenster ausstreckte ergriff die Prinzessin das Beil und hackte ihm die Hand ab. Am nächsten Morgen zeigte sie die abgehackte Hand ihrem Vater als Beweis, dass ihre Furcht berechtigt war.

Als einige Zeit vergangen war tauchte ein vornehm gekleideter Fremder, der sich äußerst großzügig erwies am Hofe des Königs auf. Er brachte Geschenke und Wein und Delikatessen mit und hielt um die Hand der Prinzessin an. Er beruhigte den König, indem er ihm versicherte für das Hochzeitsfest selbst aufkommen zu wollen und auch keine Mitgift zu fordern.

Der Prinzessin war der Mann anfangs unheimlich aber der König sah eine Gelegenheit viel Geld zu sparen und stimmte dem Antrag des Fremden zu. Die Hochzeit wurde gefeiert und die Prinzessin mit einer sechsspännigen Kutsche vom Bräutigam in dessen Reich geführt. Die Reise währte lange und führte durch dunkle Wälder bis zur weit entfernten Küste. In ihrem neuen Zuhause angekommen streckte der Bräutigam seine weißen Hand-

schuhe, die er immer trug, aus, und da erkannte die Prinzessin den unheimlichen Fremden, dem sie einst die Hand abgehackt hatte.

Der Fremde entpuppte sich als Pirat und Mörder und war auf Rache aus. Er band die Prinzessin wie einen Hund mit einem Seil an einen Baum. Nun wirst Du für mich die Arbeiten verrichten, die ich durch deine Schuld nicht mehr selbst machen kann, sagte er. Aber vorerst muss ich nochmals weg, sprach und ließ die Prinzessin am Baum angebunden. Dort war sie nun, allein und wusste nicht ein noch aus. Sie wusste nur, dass sie einer schweren Zeit entgegensah. Am Meer am Horizont tauchte ein Schiff auf und sie rief und schrie aus Leibeskräften, um die Besatzung auf sich aufmerksam zu machen. als das Schiff drohte wieder zu verschwinden, riss sie sich ihr Kleid vom Leib, um damit zu winken und siehe da auf dem Schiff wurde jemand auf sie aufmerksam. Zwei Matrosen mit einem Boot kamen, um sie zu befreien. Auf dem Schiff angelangt erzählte sie der Besatzung und den Baumwollaufkäufern, denn es handelte sich um ein Baumwollschiff ihr trauriges Schicksal, wie sie zuerst von ihrem Vater und dann von ihrem Ehemann, der ein Mörder und Pirat war, gefangen gehalten war und jetzt ohne Familie und Versorgung und ohne Kleidung in den Händen von fremden Männern war. Ein alter Seemann nahm sich ihrer an und sagte ihr, dass sie sobald sie an Land wären sie zu seiner Frau gehen könnte, welche sich um sie Sorgen würde.

In der Zwischenzeit war der Mörder nach Hause gekommen und bemerkte, dass die Prinzessin verschwunden war. Als er am Horizont ein Schiff in die Ferne gleiten sah, sprang er in sein Piratenboot, um die Verfolgung aufzunehmen. Nach nicht zu langer Zeit holte er das Schiff ein und enterte es nach Piratenmanier. „Ihr habt meine Frau!“ schrie er, aber die Besatzung verneinte. „Dann werfe ich Eure Baumwollballen allesamt ins Meer.“ Die Baumwollkaufleute flehten dies nicht zu tun, es wäre ihr ganzes Hab und Gut. Der Mörder durchsuchte das Schiff, konnte seine Frau jedoch nicht finden, Daraufhin nahm er seinen Säbel und stach in jeden Ballen, um sicher zu gehen, dass seine Frau nicht in einem dieser Ballen versteckt sei. Verdrossen zog er ab und kehrte um. Die Prinzessin war tatsächlich in einem dieser Baumwollballen versteckt gewesen, hatte aber nur eine leichte Verletzung vom Degen des Mörders erfahren.

Als das Schiff am Bestimmungsort angelangt war, brachte der alte Seemann die Prinzessin zu seiner Frau. Die Prinzessin hatte unter der Bedingung

eingewilligt, dass sie immer im Haus versteckt bleiben und niemand etwas von ihrer Anwesenheit erfahren würde.

Sie half im Haushalt und in ihrer Freizeit stickte sie wunderbare Decken, wie sie es in ihrer Jugend am Königshof gelernt hatte. Die Seemannsfrau brachte diese Decken zum Markt und verkaufte sie. Einmal kam der Hofmarschall zum Markt und sah die Decken und kaufte sie. Dem dortigen König fiel die exquisite Arbeit auf, die unmöglich von einer Bäurin oder Fischerin sein konnte. Er beschloss dieser Sache selbst auf den Grund zu gehen. Unauffällig folgte er der Fischerin zu ihrem Haus und folgte ihr bis in die Stube, wo er die verängstigte Prinzessin vorfand. Er war von ihrer Schönheit überwältigt und wollte sie vom Fleck weg heiraten. Die Prinzessin aber, die noch immer in Furcht vor ihrem Mann und Mörder lebte und sich deshalb selbst weggesperrt hatte, wagte es nicht an das Licht der Öffentlichkeit. Der König drängte und drängte und willigte schließlich in alle Bedingungen der Prinzessin ein.

Es musste eine kleine Hochzeit sein, sie werde sich nie außerhalb ihrer Kammer zeigen, der einzige Mensch, ausser ihrer Zofe, der sie zu Gesicht bekommen würde, wäre der König. In seiner Verliebtheit willigte der König in alles ein.

Es gab damals zwar noch keine *yellow press*, doch die Neugier und das Interesse an *Royals* bestand bei den gewöhnlichen Menschen schon immer. Das Volk wollte seine Königin sehen und als das nicht geschah begannen böse Gerüchte ihre Runde zu machen. Die Königin sei hässlich, sie habe Ausschläge, sie sei verkrüppelt, zu klein, zu groß, kahl, blind, etc.

Dem König, der seine Frau liebte, taten diese Gerüchte weh und er drang in sie, sich wenigstens einmal im Jahr am Balkon des Palastes zu zeigen. Nach langem Bitten gab die Prinzessin nach und ein Termin wurde vereinbart. Das ganze Land fieberte diesem Ereignis entgegen und der Platz vor dem Palast war voller Leute. Die Prinzessin erschien ängstlich und widerwillig am Balkon, das Volk applaudierte und war voller Begeisterung und Jubel, die Prinzessin hatte jedoch nur Augen für den einen Armstumpf, der inmitten der winkenden Hände ihr drohend entgegengestreckt war. Sie fiel in Ohnmacht und wurde wieder in ihre Kemenate gebracht.

Tage vergingen und im Palast war die Ohnmacht auf eine Schwäche der Prinzessin zurückgeführt worden, als ein vornehmer und großzügiger Fremder am Hof erschien. Er brachte Wein aus fremden Landen und Geschenke mit. Der Wein jedoch war mit einem Gift versehen, der alsbald den gesamten Hofstaat in einen tiefen Schlaf versenkte. Nun machte sich der Mörder auf die Suche nach seiner Frau. Als er sie gefunden hatte sagte er zu ihr: dein letztes Stündlein hat geschlagen, ich werde dich für alles was du mir angetan hast abschlachte, aber zuvor bring mir noch eine Schüssel mit Wasser damit ich mir dein Blut abwaschen kann. Die Prinzessin eilte davon um Hilfe zu holen aber ihr Mann und der gesamte Hofstaat war in tiefstem Schlaf. sie brachte das Geforderte, der Mörder war jedoch noch nicht zufrieden, weil sie kein Handtuch mit dem Wasser gebracht hatte. er beschimpfte sie als schlechte Hausfrau und sie ging, um auch das Handtuch zu holen. Wieder versuchte sie ihren Mann, den König, zu wecken jedoch vergebens. Da nahm sie dessen Pistole aus dem Gurt, versteckte sie unter dem Handtuch und ging zurück. Als der Mörder nun mit dem Messer auf sie zukam nahm sie die Pistole und erschoss ihn. Durch den Schuss wurde nun der Hofstaat mitsamt König munter und strömte herbei. Da nun die Gefahr vorbei war strahlte die Prinzessin auf und wurde zu einer großartigen Königin.

Entwicklung und Befreiung der Frau

Dieses Märchen spielt mit dem Archetyp der Befreiung und Initiation. Die Prinzessin wird von ihrem Vater gefangengehalten. Dieses Klischee in der traditionellen Rollenverteilung gibt es bis herauf in unsere Zeit. Väter behüten ihre Töchter. Die Befreiung aus dem väterlichen Gefängnis gelingt mit der Heirat, nur um in eine weitere Abhängigkeit zu gelangen. Der Gefängniswärter wechselt. Wenn die Gefangenenrolle genug verinnerlicht ist, braucht es keinen äußeren Zwang mehr. Die Frau sperrt sich selbst ein. Der Rückzug ist vollbracht. Es ist auch keine Befreiung, wenn der König auftaucht. Es wechselt nur das Gefängnis, statt Fischerhütte nun Königspalast. Die Befreiung findet erst statt, wenn sie selbst initiativ wird. Zuerst noch passiv gehorsam, ihrem Mörder das Wasser bringend, verzweifelt bei ihrem Mann Hilfe suchend entschliesst sie sich selbst den Befreiungsschritt zu tun und ihr Schicksal selbst in die Hand zunehmen.

Hier kommt kein Prinz, der die Prinzessin wachküss, und kein Held, der den Mörder erledigt und die Prinzessin vor dem sicheren Tod rettet. Sie

setzt den Initiationsschritt von der passiven Frauenrolle zur selbstbestimmten Frau, die die bedrohliche Situation meistert und ihren schlafenden König wachküst. Man kann auch einen prophetischen Aspekt darin sehen: Der männliche Archetyp verschläft die Wandlung des Heimchens am Herd zur selbständigen und selbstsicheren starken Frau; ein Problem, das im 20. Jahrhundert vermehrt thematisiert wird.

Dieses Märchen stammt aus Sizilien, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert, aufgeschrieben von Italo Calvino. Geboren 1923 auf Kuba, kehrte er zwei Jahre später mit seiner Familie zurück nach Italien, wo er in San Remo aufwuchs. In Turin studierte er zunächst Agrarwissenschaften, dann Literatur und promovierte 1947 mit einer Arbeit über Joseph Conrad. Italo Calvino reiste durch ganz Italien, um Geschichten zu sammeln, niederzuschreiben und zu kommentieren (Calvino, 1975). Er gilt als einer der bedeutendsten Schriftsteller Italiens in der Nachkriegszeit und viele seiner Werke gehören heute zum Kulturgut und sind Basislektüre in Schulen.

Feministische Geschichten wie die von der Prinzessin und dem Mörder spiegeln die Stellung der Frau in der Gesellschaft wider und zeigen die sich verändernden Rollenbilder und Beziehungsgeflechte auf. In der oben dargestellten Erzählung sperrt sich die schöne Frau zuerst selbst ein, um sich zu schützen, und muss sich schließlich auch selbst durch einen Kraftakt befreien, da ihr kein Held als Retter zu Hilfe eilt.

Kennzeichen sogenannter feministischer Geschichten sind u.a.:

- Verkehrung der den Geschlechtern zugeschriebenen Eigenschaften;
- Die Frau ist die Heldin der Geschichte (zieht in den Krieg; besitzt Stärke, rettet schwierige Situationen, etc.);
- Dem Mann werden negative Eigenschaften zugeschrieben (sinnlose Gewalt, zerstörerische Aggressionen, Neid und Gier, narzisstische Selbsterhöhung, Eifersucht, etc.);
- Der Mann hat in solchen Geschichten meist keinen Namen.

Die Moral der Geschichten

Viele Geschichten haben einen belehrenden Wert und dienen nicht nur zur Unterhaltung. Sie mahnen die Menschen, sich möglichst von negativen Eigenschaften, wie Neid oder Gier zu befreien und anderen nichts Schlechtes zu wünschen. Bei Geschichten, die gut ausgehen, wird das vom Publi-

kum mitunter anerkennend besiegelt, indem gesagt wird: ‚das isr eine heilende Geschichte‘; bei Erzählungen, die schlecht ausgehen, wird ange-merkt: ‚das sollte so nicht geschehen‘.

Eine Geschichte aus dem Nigerdelta handelt von jungen Mädchen, die alle in demselben Dorf leben. Eines dieser Mädchen, das besonders hübsch und reizvoll ist, hat eine wunderschöne Halskette aus speziellen Perlen. Die anderen Mädchen beneiden sie um ihre Schönheit und auch um diese Perlenkette.

Als sie eines Tages gemeinsam zum Fluss Wäsche waschen gehen, machen die Mädchen den Vorschlag, vor der Arbeit im Fluss zu baden. Sie ziehen sich alle aus, auch die besonders hübsche, und die anderen fordern sie auf, ihre Perlenkette auch abzulegen. Dann nimmt eines der Mädchen die Kette und wirft sie in den Fluss. Das hübsche Mädchen ist ganz verzweifelt und die anderen lachen und spotten, dass sie so gutgläubig war. Als die Hübsche in den Fluss hineinspringt, um ihre Perlenkette wieder zu herauf-zuholen, trifft sie im Wasser eine alte Frau, deren ghanzer Körper voller Krätze ist. Diese Frau sagt, ‚ah, du kommst herunter, um deine Kette zu suchen; ich kann dir helfen sie zu finden, vorher musst du jedoch meine Krätzen lecken.‘ Dem Mädchen graust es zwar sehr, aber da sie ihre Kette gerne wieder bekommen möchte, beginnt sie die Hand der Frau zu lecken. Plötzlich hört sie, *trappel trappel trappel*, und die alte Frau ruft, ‚oh, jetzt naht das Flussmonster; komm unter meinen Kittel, denn wenn es dich sieht, frisst es dich!‘ Und das Mädchen kriecht unter den Kittel der Frau. Als das Flussmonster kommt, sagt es, ‚ich rieche Menschenfleisch, ich rieche Menschenfleisch‘, doch die alte Frau erwidert, dass das wohl ein Irrtum sein müsse, und das Monster geht wieder weg. Dann gibt die Frau dem Mädchen ihre Kette zurück und noch eine zweite, viel schönere dazu.

Nachdem das Mädchen wieder aufgetaucht ist, sieht sie die anderen am Ufer aus lauter Schadenfreude tanzen und sie sagt zu zu ihnen, ‚da unten gibt es viele solcher wunderschönen Ketten!‘ Die Mädchen springen in den Fluss und kommen zu der alten Frau, die sie auffordert, ‚leckt meine Krätze, leckt meine Wunden!‘ Voller Grausen und Entsetzen verweigern sich diese jedoch. Als das Flussmonster *trappel trappel trappel* wieder heran-naht, bietet die alte Frau den Mädchen nicht den Schutz ihres Kleides an, und das Monster frisst sie alle auf.

Erzähl-Workshop auf den Bahamas

Das von Angeles Arrien und Brooke Medicine Eagle organisierte Workshop fand auf San Salvador statt, eine kleine Insel und ein Distrikt am Nordost-Rand der Bahamas, wo Christoph Columbus 1492 zum ersten Mal amerikanischen Boden betrat. Bis 1834 war San Salvador ein bedeutender Sklavenmarkt; danach wurde versucht, die Wirtschaft durch den Tourismus in Gang zu bringen.

Thema des Workshops war die Technik des Geschichten Erzählens, aber für viele der Teilnehmenden wurde es zu einer intensiven Selbsterfahrung und einem Selbstfindungsprozess. Manche nützten den Aufenthalt auf San Salvador auch für Sport und Entspannung am schönen Strand. Kostenpunkt des 12 Tage langen Workshops war etwa 3000 US Dollar, Unterkunft und Verpflegung mit eingeschlossen.



Die große Geschichten Erzählerin Angeles Arrien und ihr Schüler Richard Poltnig auf den Bahamas im Februar 1995

Angeles Arrien wurde im Baskenland geboren, zog im Alter von sieben Jahren mit ihrer Familie in die USA, wo sie an der University of Idaho, an

der University of California in Berkeley und am California Institute of Integral Studies studierte. Das Baskenland ist eine Gesellschaft, in der die Oraltradition eine große Rolle spielt. Ursprünglich von ihrem Vater, ein Meister dieser Kunst, unterrichtet, entwickelte sie im Lauf ihres Lebens die Tradition weiter und integrierte aktuelle Themen wie kulturelle Diversität und Arbeitsrechte. Für ihr Buch *The Second Half of Life* erhielt sie 2007 den *Nautilus Book Award* für die beste Publikation über das Altern.

Brooke Medicine Eagle, Musikerin und Lehrerin, wuchs in Montana auf und studierte Psychologie an der Universität von Denver. Sie sagt zwar von sich, dass sie von den Sioux und Nez Perce Indianern abstamme, beteiligt sich jedoch nicht an der immer stärker werdenden Bewegung, deren Mitglieder gegen die Unterdrückung und Verarmung der amerikanischen Indianer eintreten. Mitunter wird ihr sogar von deren Seite her ihr eigenwilliger Umgang mit dem kulturellen Erbe der Indigenen vorgehalten. Allerdings hat sie in der *New Age* Szene viele Anhängerinnen, von denen einige auch das Erzähl-Workshop auf San Salvador besuchten.

Täglicher Ablauf und Übungen

Nach dem Frühstück (unter dem ausgestopften Schwertfisch) kamen alle im Gruppenraum – der in einer heißen stickigen Wellblechbaracke gelegen war, zusammen, wo sie ihre Aufgabe für den jeweiligen Tag erhielten. Manchmal erzählte Angeles Arrien den ersten Teil einer Geschichte und fragte dann die TeilnehmerInnen, wie sie die Geschichte weiterentwickeln würden, sodass sie ein gutes Ende nehmen könne. In Gruppen zu jeweils vier Personen gingen sie dann an den Strand, um sich an die Arbeit zu machen. Dafür hatten sie von etwa 10 bis 18 Uhr Zeit. Am Abend musste eine Person von jeder Gruppe das Ergebnis im Plenum präsentieren. Das wurde dann diskutiert.

Zum Beispiel gingen in einer Geschichte Vater und Sohn auf die Jagd und sahen im Wald Spuren von weiblichen Füßen, von kleinen zarten Füßen und von größeren nicht so zarten Füßen. Der Vater, ein Witwer, sagte zu seinem Sohn, dass er so lange keine Frau mehr gehabt hätte und er gerne sehen wolle, was diese Personen in ihrem Jagdrevier machen. Als sie den Spuren folgend durch den Wald gingen, verliebten sie sich in die Spuren; der Vater in die großen und der Sohn in die kleinen. Nachdem sie viele Stunden lang den Fußspuren gefolgt waren, kamen sie zu einem Felsen, bei

dem zwei Frauen saßen. Der Vater hatte sich ja bereits in die großen Spuren sehr verliebt und der Sohn in die kleinen, und so beschlossen die beiden, zu den Frauen zu gehen und ihnen einen Antrag zu machen. Beim Felsen angelangt, bemerkten sie, dass die kleinen Spuren der Mutter gehörten und die großen der Tochter. Der Sohn hatte sich in die kleinen Spuren verliebt, also in die Mutter, und der Vater in die großen Spuren der Tochter. Beide Männer machten den Frauen einen Antrag, sie feierten eine Doppelhochzeit und nach einem Jahr brachte jede Frau ein Kind zur Welt.

Eine der Fragen bei dieser Aufgabe lautete: Wie sind die Kinder miteinander verwandt und wie kann die Geschichte weitergehen?



Workshopteilnehmerin aus San Francisco im Frühstücksraum mit dem ausgestopften Schwertfisch

Eine andere Art von Übung bestand darin, dass jedes Mitglied der Vierergruppe eine erlebte und eine erfundene Geschichte erzählen musste. Die anderen sollten dann herausfinden, welche Geschichte erlebt und welche erfunden war. Es sollte aber kein Erraten sein, sondern das Wesentliche dabei waren die Überlegungen und Argumentationen, die jemand vorbringen konnte, um die getroffene Entscheidung zu begründen. Ein wichtiger

Vorgang dabei war, die Energie in einer Geschichte aufzuspüren, da man erfundene Geschichten nie mit einer so großen Energie erzählen kann wie erlebte.

Die Arbeit in den Vierer-Gruppen erfolgte in entspannter Atmosphäre am schönen Sandstrand der Insel San Salvador, begleitet vom Rhythmus des Meeres. Zwischendurch gingen die TeilnehmerInnen schwimmen oder ließen sich ein kühles Bier holen.

Ziel des Workshops war, die Techniken des Geschichten Erzählens zu erlernen und zu üben, Freude am Geschichten Hören und Erzählen zu erleben und auch anderen Personen vermitteln zu können. Für manche war es gleichzeitig Therapie und Hilfe bei der Lebensgestaltung. Z.B. wusste einer der Teilnehmer damals nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte; er war im Management der Firma *Extraordinary Conversations* tätig, fühlte sich jedoch dort nicht am richtigen Platz. Nach den Erfahrungen im Workshop konnte er sich eine Laufbahn als selbständiger Berater und Leiter von Schamanen Workshops aufbauen.



Richard versucht, das Meer zu teilen (Bahamas 1995)



Geschichten Erzähler

*Vorderseite des Handouts für das Erzähl-Workshop auf den Bahamas
im Februar 1995; Ausschnitt*

Workshop-Handout

Zu Beginn des Workshops wurde allen TeilnehmerInnen eine Broschüre mit verschiedenen Beiträgen über das Geschichten Erzählen ausgehändigt.

Inhalt des Handouts 1995:

The Alchemy of Story by Robert Gigdon
The ABCs of Storytelling by Yvonne Young
Make Your Video Tell a Story by Laurel C. Sneed
The Trickster and Creative Illness by D. Jean Collins
Br'er Rabbit Rises Again by Suzanne Martin
The Wanderer: A Yemenite Folk Tale
Storytelling Bibliography

Der Mensch – Das Geschichten erzählende Tier

In seinem Beitrag zum Handout des Workshops auf den Bahamas bezeichnet Robert Higdon, Autor und psychologischer Berater aus Atlanta, USA, den Menschen als Wesen, das im – Gegensatz zu anderen Kreaturen auf dieser Welt – nach Bedeutung und Sinn sucht, über Symbole kommuniziert, nach dem ‚warum?‘ fragt und Geschichten erzählt. Er schreibt, „Jewish folk wisdom says, ‘God made man because He loves stories.’ Stories are soul food. We hunger for stories. We read them in books, tell them to our children, watch them on stage or TV or in the movies. Classic or cliché, *Masterpiece Theatre* or *The Days of our Lives*, we must have our regular ‘fix’ of story”.

Des Weiteren führt Robert Higdon aus, dass in allen Kulturen Erzählungen von Beziehungen zwischen Menschen handeln.⁶ “All stories are about relationships, about humans and human endeavors. Stories of animals or of gods are all about humans in the forms of animals or gods. We anthropomorphize everything. We project our own being and experience onto the entire universe and see it through this simultaneously clarifying and distorting lens.”

⁶) Sammlungen von Geschichten aus verschiedenen Kulturen finden sich z.B. bei Joseph Campbell (1944), Angela Carter (1990), James Frazer (1991), Joseph Jacobs (1967) und Idries Shah (1979, 2010).

The ABCs of Storytelling (by Yvonne Young)

Diese Ratschläge von Yvonne Young für angehende Geschichtenerzähler sind so prägnant formuliert, dass wir sie im Originaltext und in voller Länge wiedergeben:

Allow yourself to learn by telling a story you don't think is perfect yet.

Appear to be calm and confident.

Ask for advice when you need it.

Begin with one story.

Believe in yourself and your story.

Breathe deeply, and use your diaphragm.

Capture your audience's attention.

Collect stories: jot down the source, or outline the story when you hear one you want to remember.

Communicate personally and directly through stories.

Deliver in dialects only if they are authentic and consistent and you are certain no one will be offended.

Discipline with eye contact.

Discover ways to learn by trying different methods.

Eliminate unnecessary gestures.

Enlive your stories with energy.

Evaluate stories for "tellability" and "learnability".

Figure out a way to get feedback.

Find wonderful material in folklore.

Forget about forgetting: you won't if you know your story so well it's part of you.

Gain confidence by telling as often as you can.

Gather with other storytellers to listen and share.

Gesture when it improves your telling.

Habitually rehearse your stories before you tell.

Heighen suspense with appropriate pauses.

Hook audiences with the introduction.

Identify with your characters: imagine their viewpoints; give them personal

characteristics; see them in your mind's eye.

Imagine your story: see it as you tell it, as though a movie reel were un-winding before you.

Improvise if you make a mistake – your audience will probably never know the difference.

Join your audience in sharing the joy of the story.

Just be yourself; you'll find your natural style.

Journey into the world of storytelling – after a few successes, you'll never want to stop!

Keep records of stories you've learned and stories you've read or heard that you may want to learn.

Kindle listeners' imaginations and emotions.

Know your story inside and out.

Learn only stories you love.

Let the story speak for itself – don't explain it.

Listen to as many stories as possible.

Memorize only the beginning and the end of your stories and key phrases.

Make eye contact with your audience so each listener feels the story is a personal gift.

Match your material to the audience.

Meditate to find inner layers of meaning in your stories.

Note any changes that you'd like to make after each performance.

Notice audience reaction.

Nurture yourself and your audience with stories that speak to the meaning of life.

Obtain permission to tell stories written by other tellers.

Observe what makes other tellers successful.

Outline the story structure.

Participate with audience members by encouraging them to join in on repeated patterns.

Pause to intensify the meaning and to heighten suspense.

Practice your stories until they are a part of you.

Paraphrase to make the stories yours.

Qualify yourself with adequate practice and preparation.

Quiet your qualms.

Quit worrying.

Read as many stories as possible: finding stories is often the hardest part of being a storyteller.

Relax your body before you begin to tell.

Retell a new story as often as possible.

Reward yourself with a new book about storytelling.

Search out stories with female heroes.

Select stories carefully; sometimes they'll select you.

Speak clearly and distinctly.

Tell every chance you get when you're working on new material.

Transmit universal truths in your stories.

Try different alternatives for characterization and presentation as you work.

Turn mistakes into learning.

Understand your stories thoroughly.

Use a mirror to practice gestures and a tape recorder to evaluate your telling.

Utilize material from many sources.

Vary our expression with vocal techniques.

Visualize the characters, settings, and action as you tell.

Validate yourself for a story well told!

Warm up your voice to make it more resonant and free.

Wear comfortable clothing.

Widen your horizons with tales from various cultures.

Write or type your stories if it helps you learn them; at least keep a card files of outlines.

X-cite children about reading and literature through stories.

X-plore many possibilities to find the best stories for you.

X-press yourself clearly.

Yawn to relax jaw muscles and release tensions before you tell.

Yield to stories: if you keep remembering a particular story, maybe it wants you to learn it.

Zeal, zest, and zip give life to your stories, to you, and to your audience.

Jenseits des Heldentums

Wenn die Heldensagen, in denen wir Drachen besiegt und Prinzessinnen erobert hatten und glücklich bis ans Ende unserer Tage gelebt haben durch die rauhe Wirklichkeit wie Scheidung, Arbeitslosigkeit, Krankheit, langweilige Arbeit, soziale Distanziertheit, Depression und *midlife crisis* eingeholt wurden, sehen wir, dass wir uns weiterentwickeln müssen, um überleben zu können. Die jugendlichen Triumphphasen sind vorbei, der Alltag hat uns, und unsere Seele braucht neue Erzählungen.

Es war der Verdienst von Allen B. Chinen, eine Sammlung von Märchen aus der ganzen Welt zusammenzustellen, die er „Beyond the Hero“ (1993) nannte. Mythen und Erzählungen hatten immer die Funktion, Symbole zu liefern, die die Menschen vorwärtstragen und den Bildern und Einstellungen entgegenwirken, die uns an die Vergangenheit ketten wollen. Das folgende Märchen aus der Sammlung von Allen B. Chinen spielt in Marokko:

Es war einmal ein sehr mächtiger Sultan. Bei seinem Spaziergang durch seinen weitläufigen Palastgarten sah er ein wunderschönes Mädchen mit Namen Zakia. Sie war die Tochter des Großwesirs. Der Sultan verliebte sich unsterblich in Zakia und bestellte den Großwesir am nächsten Tag zu sich, um über eine Hochzeit mit Zakia zu sprechen. Der Großwesir war geehrt fürchtete sich aber gleichzeitig, weil er seine Tochter Zakia als eigenwilliges Mädchen kannte. Als er seiner Tochter von den Plänen des Sultans erzählte erlitt er eine furchtbare Abfuhr. Er bettelte und drohte, aber es nützte nichts Zakia wollte von einer Hochzeit mit dem Sultan nichts hören. Erst als er erklärte, dass ihre Weigerung ihm den Kopf kosten könnte, liess sie mit sich reden und erklärte unter einer Bedingung den Sultan heiraten zu wollen. Er müsste ein Handwerk können. Wenn er einmal nicht mehr Sultan wäre, womit wollte er sonst die Familie ernähren?

Zitternd überbrachte der Großwesir diese Bedingung dem Sultan, der ob der Bedingung aber nicht wie befürchtet erzürnt war, sondern dies als weise erklärte und sofort die besten Handwerker zum Hof einbestellte und sich von jedem dessen Handwerkskunst zeigen ließ. Nachdem er viele gesehen hatte entschied sich der Sultan für die Weberei. Er ließ sich einen Webstuhl bauen und begann sofort das Gelernte in die Tat umzusetzen. Er webte ein Taschentuch mit einer wunderschönen Rose vor einem Wald als Hintergrund für Zakia und ließ ihr dieses Taschentuch bringen.

Nun sah Zakia, dass der Sultan sie wirklich liebte, und willigte in die Heirat ein. Sie verlebten glückliche Tage und der Sultan, der seine Frau Zakia als sehr weise einschätzte, ließ sie an seinen Regierungsgeschäften als Beraterin teilhaben.

Um zu erfahren, wie das Volk über seine Regierungsgeschäfte wirklich dachte, verkleidete sich der Sultan eines Tages mit dem Gewand eines gewöhnlichen Bauern, befahl dies zwei Höflingen ihm gleichzutun und sie begaben sich auf den Basar, um die Stimme des Volkes ungefiltert zu hören. Nach einigen Stunden wollten die Höflinge nicht mehr zu Fuß gehen und verspürten auch Hunger. Der Sultan wollte noch nicht zurück und schlug vor in einem nahegelegenen Lokal, das für seine Fleischspeisen berühmt war, um etwas zu essen. Als sie vor dem Lokal standen und überlegten hineinzugehen, öffnete sich eine Falltür unter ihnen und die drei fanden sich in einem dunklen Keller am Boden liegend wieder. Ein hässlicher Mann schaute durch ein Fenster auf sie und sagte: „gleich werde ich Euch schlachten und dann wisst ihr auch warum unsere Fleischspeisen so berühmt sind.“ Erschrocken saßen die drei am Boden und versuchten mit ihrem Schicksal zurecht zu kommen. Die Höflinge versuchten dem Mann klarzumachen wer sie seien, doch der Sultan unterband dies, weil er wusste, dass dies ihr sicherer Tod wäre. Er nahm Kontakt mit dem Mann auf und sagte ihm: „Wenn Du uns schlachtest hast du Gewinn für ein paar Essen, wenn du jedoch uns am Leben lässt könnte ich für dich weben und du hättest unser Leben lang Sachen, die du mit Gewinn verkaufen könntest. Wenn du mir einen Webstuhl besorgst kann ich Dir Sachen weben, die so schön sind, dass du sie jederzeit im Sultanspalast verkaufen kannst.“

Er bekam einen Webstuhl und begann sofort an einem Taschentuch mit einer Rose zu arbeiten. Als er fertig war sagte er zu dem Mann er solle das Taschentuch zu Prinzessin Zakia bringen, die sicher viel Geld dafür zahlen werde.

Der Mann machte sich mit dem Taschentuch zum Sultanspalast auf den Weg. Im Palast herrschte Aufregung wegen der ungewöhnlich langen Abwesenheit des Sultans. Der Mann fand endlich Zakia und zeigte ihr das Taschentuch. Sie erkannte sofort das Pendant zu ihrem Taschentuch, das der Sultan einst gewebt hatte. Sie belohnte den Mann fürstlich und ließ ihn von zwei Soldaten verfolgen. Als sie herausgefunden hatte, wo er her war,

ließ sie sein Haus umstellen und durchsuchen und fand ihren Mann den Sultan wieder. Sie leitete die Operation persönlich, weil sie fühlte, wie sehr sie den Sultan liebte. Er fiel ihr um den Hals und erkannte, wie umsichtig sie diese ganze Sache angegangen war. So lebten sie fortan in tiefer Zuneigung und Weisheit.

In dieser Geschichte wird sehr schön gezeigt, wie der Sultan sich weiterentwickelt. Zuerst verzichtet er auf Machtausübung. Er könnte Zakia sehr leicht dazu zwingen, zu seiner Frau zu werden, verzichtet jedoch auf seine Macht und hört auf den Wunsch seiner zukünftigen Frau. Nicht nur diesen femininen Zug des Zuhörens nimmt er an, sondern er sucht sich auch aus den Handwerkskünsten seines Landes das Weben aus, das immer als eine sehr eine feminine Tätigkeit angesehen wurde. Dies ist umso erstaunlicher als die Erzählung aus Marokko stammt, also einem patriarchalischen Umfeld. Schließlich muss der Sultan dann, als er dem Schlächter in die Hände fällt, auf die Weisheit seiner Frau vertrauen, um von ihr gerettet zu werden.

Allen B. Chinen zeigt in seiner Geschichtensammlung die Weiterentwicklung des Mannes vom strahlenden Helden, der durch verwegene Taten und Kraft versucht, seine Ziele zu erreichen, zum reifen und besonnenen Menschen, der nicht mehr Alle und Alles besiegen und sich untertan machen muss und auch weiche, weise und weibliche Aspekte integriert hat. Carl Gustav Jung bezeichnet die Annahme anderer, zusätzlicher Wesenszüge – oft ganz andere als die der jungen Menschen, die noch auf der Suche nach ihrer grundlegenden Identität sind – als Individuation. Männer integrieren weibliche Aspekte, Frauen männliche und erfahren so Wandlungsprozess zu ganzheitlichen Menschen (vgl. z.B. Jung, 1997 und Vogel, 2017).

Der Drache ist besiegt und die Prinzessin erobert – was jetzt? Probleme und Entwicklungen im fortgeschrittenen Lebensalter

Anhand von drei Geschichten aus dem Textbook of Transpersonal Psychiatry and Psychology von Chinen, Battista & Scotton (1996) werden einige Aspekte der spirituellen Entwicklung im Erwachsenenleben nach der jugendlichen „Sturm und Drang Zeit“ illustriert. Dabei geht es nicht mehr nur um die persönliche Wandlung und Individuation des Mannes in patriarchalen Gesellschaften, sondern auch um die Unabhängigkeit und

Selbständigkeit von Frauen, erfüllte Geschlechterbeziehungen und um die Lebensbedingungen, Einstellungen und Verhaltensweisen von Alten und Armen.

Der Zorn des Mannes

Diese Geschichte stammt aus Wales. Ein junger Mann trifft auf einer Wiese eine Gruppe im Kreis tanzender Feen. Eine der Feen ist von so betörender Schönheit, dass er sie einfach raubt und nach Hause mitnimmt. Er bittet die Fee, seine Frau zu werden. Nach langem Flehen willigt sie unter zwei Bedingungen ein. Er muss herausfinden, wie ihr richtiger Name ist und er muss sie davor schützen, mit Eisen in Berührung zu kommen. Schließlich findet er nach langem Suchen und mannigfachen Schwierigkeiten ihren Namen heraus, sie heiraten, bekommen Kinder und sind glücklich miteinander. Eines Tages, als er sein Pferd satteln will, wird dieses scheu. In seinem Zorn wirft er das Zaumzeug nach dem Pferd. Das Eisenteil trifft jedoch unglücklicherweise seine Frau, die daraufhin für immer verschwindet und ihn und die Kinder unglücklich zurücklässt.

Ähnliche Geschichten gibt es überall auf der Welt in sämtlichen Kulturen. Sie handeln alle von der Notwendigkeit transpersonaler Erfahrung während des Heranwachsens. In den meisten indigenen Gesellschaften wurden diese Erfahrungen durch Initiationsriten gefördert und begleitet. In der westlichen Zivilisation findet man bei den jungen Menschen den Hang zur romantischen Liebe, ausufernde soziale Aktivitäten, die Suche nach Bewusstseinsweiterung (eventuell auch durch Drogenkonsum) und idealistische Vorstellungen.

Ein weiteres Thema der Geschichte ist der Verlust der Magie, des jugendlichen Schwungs. Hier wird das Verschwinden der transpersonalen Bemühungen im Erwachsenenleben durch weltliche Pflichten thematisiert. Der Sozialromantiker tritt ins Berufsleben, der jugendliche Schüler verlässt seinen Guru, der Drang nach dem Erleben veränderter Bewusstseinszustände verliert sich im Alltag und die große romantische Liebe endet in Ehe und/oder Scheidung.

Die Storchenfrau

In Japan gab es vor langer Zeit einen berühmten Krieger und hervorragenden Arzt, zu dem die Menschen von weither kamen, um Heilung zu

erbitten. Dieser Krieger war mit einer schönen und tüchtigen Frau verheiratet. Eines Abends ging sie auf die Toilette, die sich ausserhalb des Haupthauses befand. Als sie sich entblößte spürte sie eine kalte haarige Hand auf ihrem Hintern. Sie erschrak, schrie auf fasste sich jedoch und drohte dass wenn das nochmal passieren sollte dies üble Folgen haben werde. Nächsten Tag nahm sie ein scharfes Schwert ihres Mannes mit und als die haarige kalte Hand versuchte sie an ihrem Hintern zu berühren, hackte sie diese Hand mit dem Schwert ab und nahm sie als Beweis, dass der Vorfall am Vortag keine Einbildung war ins Haus mit. Die Hand schimmerte grünlich und hatte Schwimmhäute zwischen den Fingern.

In der Nacht wachte das Ehepaar von einem kläglichen Wimmern außerhalb des Hauses auf und draussen stand ein Wassermann und flehte um die abgehackte Hand. Der Krieger ergriff sein Schwert und drohte dem Wassermann mit dem Köpfen falls er nicht sofort verschwände. Der bedrohte Wassermann floh unter Wehklagen kehrte aber in der darauffolgenden Nacht wieder auf, wimmerte vor Schmerz und flehte um seine Hand. Wiederum ergriff der Krieger sein Schwert und jagte den Wassermann fort. In der dritten Nacht war das Flehen so intensiv und durchdringend und die Bitte nach einem Gespräch so nachhaltig, dass der Krieger dem Wassermann sagte, dass die Hand verschrumpelt sei und keinen Wert mehr habe und er sie in Ruhe lassen solle. Der Wassermann aber erwiderte, dass er wie alle Wassermänner ein großer Heiler sei und er sehr wohl die Hand wieder verwenden können werde. Da mischte sich die intelligente und praktische Frau in das Gespräch ein und sprach: ‚wenn Du uns einen Teil Deiner Heilkunst beibringst, dann sollst Du Deine Hand, die ich Dir zu Recht abgehackt habe, zurückerhalten.‘

Der Wassermann willigte ein, nahm seine verschrumpelte Hand und zeigte dem Ehepaar einige seiner Heilanwendungen durch das erfolgreiche Anbringen seiner abgehackten Hand. Dann verschwand er. Am nächsten Tag fand das Ehepaar zwei wunderschöne Fische auf der Türschwelle als Dank des Wassermannes. Von da an verwendeten sie die Heilmethoden des Wassermannes und wurden reich und berühmt für ihre Heilkünste.

Diese und ähnliche Geschichten (z.B. *Rat des Salomon*) handeln von der mittleren Phase des Lebens. Es tauchen Dämonen auf paradigmatisch für die dunkle Seite des Selbst derer man sich in dieser Lebensphase bewusster wird. Anders als in den heroischen Jugendgeschichten besiegt man

den Dämon nicht in heroischen und blutigen Schlachten, sondern vor allem in zähen Verhandlungen. Nicht die Verdrängung, sondern die Integration der dunklen Seiten ist das Ergebnis. Der Lohn dafür ist etwas Magisches, wie z.B. in der obigen Geschichte die Heilkunst. Im übertragenen Sinn ist der Lohn Heilung der *midlife crisis*.

Der leuchtende Fisch

Die dritte Geschichte kommt aus Italien in handelt von den Versuchungen, denen sich manche Menschen im Lauf eines entbehrungsreichen Lebens stellen müssen.

Ein altes Fischerehepaar lebte in bitterer Armut, weil der Mann zu schwach war, um noch Fische zu fangen. Er verdiente sein karges Geld indem er für andere Leute im Wald Brennholz sammelte. Eines Tages hörte er schwache Hilferufe aus dem Dickicht und schaute nach. Ein Kobold hatte sich mit seinem Bart beim Holzfällen in einem Holzstrunk verfangen und konnte sich nicht selbst befreien. Er half dem Kobold frei zu kommen. Dieser bedankte sich bei ihm und gab ihm eine Börse mit Goldstücken. Glückliche ging der Mann nach Hause. Auf dem Heimweg dachte er, dass seine Frau möglicherweise das Gold rasch ausgeben und nicht den sparsamen und bescheidenen Lebensstil in seinem Sinne weiterleben würde. Also versteckte er das Gold im Misthaufen und beschloss, seiner Frau nichts davon zu sagen. Zu seinem Entsetzen sah er, dass seine Frau am nächsten Morgen den Mist verkauft hatte, um etwas Geld für Lebensmittel zu bekommen. Am Boden zerstört ging er wieder in den Wald Holz sammeln. Wiederum begegnete er dem Kobold, dem er sein Missgeschick klagte. Der Kobold gab ihm abermals eine Börse mit Gold. ‚Diesmal mache ich es gescheiter‘, dachte sich der Mann und versteckte das Gold im Aschehaufen. Als er am Morgen erwachte, hatte seine Frau die Asche, ein Düngemittel, dem Nachbarn im Austausch für einen Laib Brot gegeben. Nun war er wirklich deprimiert: zweimal hatte er das Gold vor Augen und zweimal hatte sich das Geschenk in Luft aufgelöst. Er zog sich an und ging in den Wald, um Brennholz zu sammeln. Als der der Kobold auftauchte, erzählte ihm der alte Mann wieder von seinem Missgeschick. Der Kobold sagte zu ihm ‚Ich habe jetzt kein Gold mehr, das ich Dir geben könnte, aber Du sollst nicht unbedankt für Deine Hilfe sein. Ich werde jetzt mit Dir Frösche fangen gehen, die Du in der Stadt verkaufen könntest. Ich rate Dir jedoch, das nicht zu tun, sondern die Frösche gegen den größten Fisch,

den Du am Markt findest, eintauschen. Dann hast Du jedenfalls einige Zeit genug zu essen.'

Gesagt, getan. Sie fingen viele große schöne Frösche, die Holzsammel-taschen waren voll und unter großem Gequake ging der alte Mann zum Markt. Dort erhielt er einige Angebote für die Taschen voller Frösche. Er war auch versucht, diesen Angeboten nachzugeben und sich dafür etwas Schönes zu kaufen, als er sich an den Rat des Kobolds erinnerte und durchhielt, bis er zum Fischstand mit dem größten Fisch am Markt kam, wo er die Frösche gegen diesen Fisch tauschte und daraufhin nach Hause ging. Der Fisch war so groß, daß er ihn vor dem Haus aufhängen musste, weil in der Küche zu wenig Platz war. In der Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Der Sturm war so furchtbar, dass das Ehepaar sich hinkniete und für die Fischer, die vielleicht noch auf See waren, betete. Als sich der Sturm gelegt hatte und der Morgen anbrach, hörten sie ein Klopfen. Vor der Tür standen kräftige junge Fischer und brachten Körbe voll von Fischen. Einer der Fischer sprach: 'Wir waren verloren. Der Sturm hatte uns so mitgenommen, dass wir nicht mehr wussten, wo das rettende Ufer ist. Dann sahen wir euer Licht und waren gerettet.' Der alte Mann blickte sich um und sah, dass der große Fisch ein sehr starkes Licht, das man meilenweit zu sehen war, ausstrahlte. Von diesem Tag an ließ der alte Mann jeden Abend den Fisch vor dem Haus hängen, sodass die jungen Fischer heimfinden konnten. Als Gegenleistung teilten die Fischer ihren Fang mit dem Ehepaar, die fortan keinen Hunger mehr leiden mussten.

Kulturübergreifend betrachtet ist in vielen Geschichten, die ältere Personen als ProtagonistInnen haben, Armut ein wichtiges Thema. Diese Armut symbolisiert die vielen Verluste, die man im Laufe eines Lebens erfährt.

Noch einmal kehrt der Zauber in Gestalt eines Kobolds in das Leben des alten Mannes zurück und er erhält Gold, also etwas sehr Kostbares. Misstrauen und Gier lassen den Alten jedoch das Gold vor seiner Frau verstecken, wodurch er es wieder verliert. Und das widerfährt ihm gleich zweimal hintereinander. Bei der dritten Begegnung mit dem Kobold gibt es dann kein Gold mehr für ihn. Die Frösche, die gemeinsam gesammelt werden, stehen für die Transformation, die der alte Mann jetzt (vielleicht) erfahren kann. Er kommt zwar noch einmal in Versuchung, den Rat des Kobolds zu missachten, doch eingedenk seiner schlechten Entscheidungen an den Vortagen befolgt er den Rat des Kobolds und tauscht die Frösche

gegen den riesigen Fisch ein. Da er seine Gier überwinden kann und den Fisch, der zu einem Leuchtturm im Sturm wird, vor die Tür hängt, sichert er sich und der nächsten Generation das Überleben. Themenbereiche des fortgeschrittenen Lebensalters sind Achtsamkeit, Mitgefühl, Freigiebigkeit und Selbsttranszendenz.

Am Anfang steht die eigene Geschichte – oder was erzähle ich einem Fremden?

R: Beim Geschichten Erzählen sollte man sich überlegen, welche Episoden aus dem eigenen Leben man erzählen möchte, wenn man einem Fremden begegnet. Was erzähle ich derjenigen Person von mir? Welche Geschichten aus meinem Leben sind meine Lieblingsgeschichten?

D: Du meinst, Persönliches, Erlebtes?

R: Ja; bei der eigenen Lebensgeschichte fängt das Geschichten Erzählen an. Und wenn du dich an deiner eigenen Lebensgeschichte nicht erfreuen kannst, ist das ein Zeichen, dass du deine Seele verloren hast. Dann weißt du, dass du an einem Punkt angelangt bist, an dem du etwas ändern musst, dass du etwas anderes brauchst und du in deiner Entwicklung weitergehen musst. Geschichten Erzählen kann auch eine wichtige und effiziente Heilmethode sein.

D: Du hast das Erfreuen an der eigenen Lebensgeschichte angesprochen, aber es gibt ja Menschen, die ständig lustvoll Jammergegeschichten erzählen.

R: Ja, das ist auch Lebensgeschichte. Manche sind eben eher masochistisch veranlagt und müssen immer jammern.

D: Und wenn jemand gar nichts mehr erzählt und auch keine Geschichten mehr anhören will?

R: Wenn ich Geschichten anhöre und mich daran erfreue, dann geht es mit meiner Psyche noch halbwegs. Wenn ich Geschichten nicht mehr anhöre, wenn ich keine Freude oder Geduld mehr mit Geschichten habe, dann ist es schlecht um mich bestellt. Und wenn ich keine Geschichten mehr erzähle, dann möchte ich auch keine mehr hören. Eine Frage, die uns Angeles Arrien bei dem Workshop auf den Bahamas stellte, lautete: ‚welche Geschichte möchtet ihr einer neuen Bekanntschaft am liebsten erzählen? Wie wollt ihr bei der fremden Person punkten?‘

D: Ja, und?

R: Ich habe einen großen Schatz an Erzählungen; da gibt es viele ...

D: Zum Beispiel? Oder worum geht es dabei?

R: Eine meiner Lieblingsgeschichten, die ich oft erzählt habe, handelt von meinem Tanzkurs. Meine Freunde und ich waren damals 17 Jahre alt und kamen uns wahnsinnig *cool* vor. Das *coole* beim Tanzkurs war auch, dass man darübersteht, Mädchen für sich zu gewinnen; man braucht sich nicht bemühen, weil man ja so *cool* ist.

D: Du meinst, dass sie von selbst kommen sollten, einem sozusagen in den Schoß fallen sollten?

R: Ja, genau. Mit meinen Freunden ging ich statt dem Abschlusswalzer immer in das Café Perstinger auf einen Martini. Dienstag und Donnerstag waren von 7 bis 9 Uhr die Tanzstunden. Als ich eines Tages vor dem Abschlusswalzer zu meinem Freund Hansi sagte, ‚so, gehen wir jetzt?‘, meinte er zu meinem großen Erstaunen, dass er bei der Perfektion ein Mädchen kennengelernt hätte, die er nach dem Abschlusswalzer nach Hause begleiten wollte. Ich fiel natürlich aus allen Wolken! In meiner Enttäuschung dachte ich, ‚die nächste, die aus der Tür herauskommt, frage ich, ob ich sie nach Hause begleiten darf, weil das doch nicht sein kann, dass ich als einziger übrigbleibe.‘

D: Das wäre wirklich sehr *uncool*.

R: Dann kommt ein Mädchen heraus und sie willigte ein, dass ich sie nach Hause begleite. Dort angekommen dachte ich, dass es wohl auch dazu gehören würde, sie zu küssen. Also küsste ich sie beim Abschied und ging dann schnell nach Hause. Am nächsten Tag machten sich die Mädchen in meiner Klasse über mich lustig und sagten: ‚Schau, Dein Schatzi steht in der Tür!‘ Als ich zu ihr hinging, erklärte sie mir, dass sie nicht mehr zum Tanzkurs gehen dürfe, weil ihr Vater gesehen habe, wie sie vor der Haustür von mir geküsst wurde.

D: Das ist ja wie in einem alten amerikanischen Film!

R: Ja, genau. Sie fügte noch hinzu, dass sie nur weiterhin den Tanzkurs besuchen dürfe, wenn ich sie von zu Hause abhole und mich ihren Eltern vorstelle. Das musste außer mir niemand in meiner Klasse machen! Ich war der erste und einzige, dem das bei uns jemals widerfahren ist! Also musste ich für die Frau des Hauses Blumen kaufen und mich nach dem Beruf des Vaters erkundigen, um für eventuelle Gespräche vorbereitet zu sein. Als ich erfuhr, dass der Vater Mathematikprofessor war, freute ich mich, da ich ja damals schon sehr interessiert war und viel darüber wusste. Für die Konversation bereitete ich mir drei Sätze vor, mit denen ich den Vater beeindruckend wollte. Gut gekleidet mit Anzug und Kravatte – wie es damals üblich war – ging ich zu dem Haus, in dem Waltraud wohnte und über-

reichte den Blumenstrauß ihrer Mutter, die daraufhin in die Küche ging, um Kaffee zuzubereiten. Vorher hatte sie noch die Sitzordnung im Wohnzimmer vorgegeben. Allein im Zimmer geblieben, stand ich auf und sah mir die Bibliothek an. Inzwischen kam der Vater herein und setzte sich auf den Platz, der eigentlich mir zugewiesen war. So setzte ich mich neben ihn auf die Couch, nicht wissend, dass er auf dem mir zugewandten Ohr fast taub war. Ich eröffnete das Gespräch mit einem wahnsinnig intelligenten Satz, den ich vorbereitet hatte, aber er sagte darauf: ‚Bitte?‘ Dann musste ich diesen wahnsinnig intelligenten Satz wiederholen, obwohl ich mir dachte, dass das garnicht nicht so gescheit sei, und er sagte wieder: ‚Bitte?‘

D: Was war das für ein Satz?

R: Ich weiß es nicht mehr, irgend etwas über die Relativitätstheorie. Bei der dritten Wiederholung kam mir der Satz dann schon extrem blöd vor, aber er verstand ihn zum Glück auch beim dritten Mal nicht. Das ist eine Geschichte, die ich relativ oft erzähle.

D: War das der Schluss? Geht die Geschichte nicht mehr weiter?

R: Nein, sie geht nicht mehr weiter; es war ohnehin schon peinlich genug. Beim Abschlusskränzchen des Tanzkurses stürzte ich dann noch mit der Mutter beim Polka-Tanzen.

D: Wenn Du einen Fremden triffst, erzählst Du gerne eine so peinliche Geschichte? Was möchtest Du damit bewirken?

R: Das erzähle ich nur, wenn jemand selbst auch eine peinliche Geschichte erzählt. Die Tanzkursepisode ist zwar peinlich, aber humorvoll. Wenn jemand über sich selbst lachen kann, dann erzähle ich diese Geschichte, damit diejenige Person erfährt, dass auch ich über mich lachen kann ... dass wir gemeinsam über uns lachen können.

D: Möchtest Du damit eine gewisse Resonanz herstellen? Ein Gefühl der Gemeinsamkeit?

R: Ja. Wie Victor Borge so schön sagte: „Humor ist die kürzeste Distanz zwischen Menschen“.

Der dänisch-amerikanische Pianist und Kabarettist Victor Borge (1909 – 2000) entwickelte nach einer Karriere als klassischer Konzertpianist einen ganz eigenen Stil von *Performances*, die aus einer Mischung von Klaviermusik und kurzen humorvollen Texten bestanden. Neben den vielen Ehrungen, die er zeitlebens erhielt, wurde er 2009 (neun Jahre nach seinem Tod) mit einer ausführlichen Fernsehsendung über sein Leben und Werk speziell gewürdigt. Der Titel des Programms lautete: **100 Jahre Musik und Lachen.**



Melinda Maxfield und Richard Poltnig Geschichten erzählend
während einer Exkursion im Waldviertel (April 1995)

Literatur

- Bulfinch, Thomas & Scott, Loughran J. (2017). *Age of chivalry; or, King Arthur and his knights*. Philadelphia: David McKay Publisher.
- Calvino, Italo (1975). *Italienische Märchen. Gesammelt, neu gefasst und eingeführt von Italo Calvino*. (Deutsche Übersetzung von Lisa Rüdiger). Zürich: Manesse Verlag. (Originalausgabe: *Fiabi italiano*, 1956, Turin: Einaudi).
- Campbell, Joseph (1944). *The Complete Grimm's Fairy Tales*. New York: Pantheon Books.
- Carter, Angela (ed.) (1990). *Old Wives' Fairy Tale Book*. New York: Pantheon Books.
- Chinen, Allen B. (1993). *Beyond the Hero. Classic Stories of Men in Search of Soul*. New York: Putnam Books.

- Chinen, Allen B., Battista, John R. & Scotton, Bruce W., eds. (1966). *Textbook of Transpersonal Psychiatry and Psychology*. Thriftbooks.
- Frazer, James (1981). *The Golden Bough: The Roots of Religion and Folklore*. New York: Avenel Books.
- Jacobs, Joseph (1967). *European Folk and Fairy Tales*. New York: Putnam Books.
- Jung, Carl Gustav (1997). *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten*. München: dtv Verlagsgesellschaft.
- Kerven, Rosalind (2019). *Arthurian Legends. Retold from Medieval Texts with Extended Notes*. London: Batsford.
- Peck, Marilyn (2016). *Sir Gawain and the Loathly Lady*. Creative Space Independent Publishing Platform.
- Shah, Idries (1979). *World Tales*. New York: Harcourt Brace Jovanovich, Inc.
- Shah, Idries (2010). *Die Weisheit der Narren: Geschichten der Sufimeister*. München: Zustand Verlag.
- Vogel, Ralph T. (2017). *Individuation und Wandlung. Der "Werdensprozess der Seele" in der Analytischen Psychologie C.G. Jungs*. Stuttgart: Kohlhammer.

Abbildungen: Archiv Richard Poltnig

Heutige Vertreter der schamanischen Tradition der Nenzen

Jelena Timofejewna Puschkarewa

Einleitung

Die Ereignisse der letzten vierzig Jahre – die im Jahr 1985 von der KPdSU begonnene Perestrojka in der UdSSR, der Mauerfall am 9. November 1989, der endgültige Zerfall der Sowjetunion am 26. Dezember 1991 – sind durch eine Öffnung aller Grenzen in jeglichem Sinne in unserem Land gekennzeichnet. All das trug zur Befreiung des Privatlebens und des öffentlichen Lebens der Bürger und insgesamt des Volkes der Nenzen bei. Der vorliegende Artikel behandelt die heutigen Praktiken der Schamanen in ihren verschiedenen Erscheinungsformen.

Die Nenzen sind das größte Volk unter den sogenannten *Kleinen Völkern des russischen Hohen Nordens*. Es gibt mehr als 40 Tausend Nenzen. Sie besiedeln seit langem ein großes Gebiet vom Weißen Meer im Westen bis zum rechten Ufer der unteren Flußstrecke von Jenissei im Osten. Im Norden leben sie auf den arktischen Inseln (Kolguev, Vaigach) und im Süden in der Taiga-Zone entlang der Flüsse Pur und Agan. Administrativ leben sie im Autonomen Kreis der Nenzen, im Autonomen Kreis der Jamal-Nenzen, in Taimyrsky Dolgano-Nenez Gemeindebezirk der Region Krasnojarsk, im Autonomen Kreis der Chanten und Mansen – Jugra, im Gebiet Murmansk, in der Republik Komi, und im Bezirk Mezensky Archangelsker Gebiets.

Die Hauptbeschäftigung der Nenzen war und ist die nomadische Großherden-Rentierzucht, die sie mit Jagd und Fischfang kombinieren; gleichzeitig üben die Nenzen in den letzten fünfzig Jahren verschiedene neue Berufe aus. Unter ihnen sind viele Lehrer, Ärzte, Tierärzte, Kulturschaffende; sie beherrschen Berufe in der Öl- und Gasindustrie sowie in der Kommunal- und Staatsverwaltung. Im 21. Jahrhundert finden sich auch viele Nenzen im Unternehmertum. Vor allem Rentierzüchter und Fischer bewahren auch heute noch immer die wesentlichen Elemente der traditio-

nellen Kultur (Wohnung, Fortbewegungsmittel, Kleidung, Bräuche und Rituale).

Die Sprache der Nenzen bildet zusammen mit Selkup, Nganasan und Entsy die Samojeden-Sprachgruppe der uralischen Sprachfamilie. Die Sprache der Nenzen umfasst zwei Dialekte (Tundra und Wald), die in eine Reihe von Lokalsprachen unterteilt sind. Die Nenzen haben eine reiche Folklore. Der Großteil der Nenzen (über 95 Prozent) spricht den Tundra-Dialekt. Die in diesem Artikel erwähnten Personen haben alle den Tundra-Dialekt als Muttersprache.

Zeitgenössische nenzische Schamanen, die religiöse Rituale durchführen

Zuallererst eine komplizierte Frage: wie wird man Schamane? Aus den ethnographischen Quellen ist bekannt, dass man durch Vererbung, durch den Ruf der Geister oder wie M. Eliade betonte, aus eigenem Willen oder dem Willen des Stammes zum Schamanen wird (Eliade 2000). Die Beispiele, auf die ich hier eingehe, gehören eher zum dritten Typ. Dies ist aktuell auf das Verschwinden der Lehre für die Schüler des Schamanen zurückzuführen, was in vieler Hinsicht das Resultat effektiver sowjetischer atheistischer Propaganda und aktiver und wirksamer Maßnahmen in Form von physischer bzw. moralisch-psychischer Vernichtung der Schamanen war (vgl. Charitonowa 2010).

„Der Schamane Kolja“ – Nikolaj Aleksandrowitsch Taleew

Über den Schamanen Kolja habe ich zum ersten Mal in den 2000er Jahre in der Nähe von Moskau von einer mir praktisch unbekanntem Person gehört, dem meine Nationalität (ich bin Nenzin) auffiel. Er berichtete mir, er heile schwer kranke Menschen in der Moskauer Region – ihn nannte man Kolja den Schamanen. Als ich meine Freunde im Autonomen Kreis der Nenzen befragte, bekam ich von allen mit einem Lächeln zu hören, Kolja sei ein Hochstapler und dank seines Managers N.N. Schamane geworden. Seitdem verfolge ich lose seine Tätigkeit. Ich entdeckte sogar, dass Kolja der Schamane einen eigenständigen Artikel in Wikipedia bekam (Schaman Kolja, o. J.).



Abb. 1: Der Schamane Kolya spricht mit den „Geistern“ der Nenzen;
Naryan-Mar. (Foto: Albert Ludwig, Dezember 2007)



Abb. 2: Der Schamane Nikolaj Talew in Erwartung des *Buran Day* – „Schneewettlauf“; Naryan-Mar. *Buran* bedeutet Schneesturm und ist auch ein Markenname eines russischen Schneemobils.

(Foto: Albert Ludwig, März 2017)

Nikolaj Aleksandrowitsch Talew wurde am 1. April 1969 im Dorf Nel'min Nos, im Autonomen Kreis der Nenzen, als Sohn eines Arbeiters geboren. Er wuchs in einem Kinderheim auf, besuchte die Schule im Internat für die Nenzen und erlernte in der nenzenischen Agrar- und Wirtschaftsfachschule den Beruf eines Veterinärs. Er leistete seinen Wehrdienst in der Sowjetarmee im Fernen Osten ab. Er arbeitete im Fischkombinat, in einer landwirtschaftlichen Versuchsstation und war Mitglied der Stammes-Kooperative „Tundra“. Wie ich vermute, zog er in andere Regionen des Landes um, weil seine Landsleute nicht an seine schamanischen Kräfte glaubten. In den 2000er Jahren übte er seine Heilpraktiken im Moskauer Gebiet aus. Wikipedia nennt ihn einen „weißen Schamanen, der seinen Beruf von seinen Ahnen ererbt hat“ und berühmt für seine hellseherischen und heilkräftigen Fähigkeiten ist. Russlandweite Bekanntheit erlangte er durch die Fernsehsendung „Prjamoj Efir“ (dt. ‚Livesendung‘) mit M. Selenskij am 11. Oktober 2011.

Am 3. März 2015 wurde Nikolaj Talew vom Abgeordneten Igor Korowin in das Sankt Petersburger Stadtparlament eingeladen, wo er den Sitzungssaal besuchte. Als er am Sessel des Abgeordneten Witalij Milonow vorbeiging und bemerkte, dass der Benutzer dieses Sessels eifersüchtig sei, produzierte Milonow daraufhin einen Skandal: Er protestierte dagegen, dass der Schamane während der Großen Fastenzeit der orthodoxen Kirche „teuflische Handlungen“ ausübe. Dieser Skandal verebbte nach einer Weile wieder. Nikolaj Aleksandrowitsch Talew betätigt sich auch im sozialen Bereich. So führte er z.B. am 10. April 2015 auf der Insel Wajgatsch ein Ritual zum „Vergraben des Bösen“ durch, das in verschiedenen Ländern und Städten der Welt gesammelt wurde.

Als Mitglied einer Delegation des Autonomen Kreises der Nenzen (seine Landsleute hatten offensichtlich seine Begabung schlussendlich anerkannt) besuchte der Schamane am 28. April 2015 den Rat der Föderationsversammlung Russlands, wo er mit der Vorsitzenden des Föderationsrats Walentina Iwanowna Matwijenko sprach. Am bedeutsamsten für das Volk der Nenzen mag die Tatsache sein, dass Nikolaj Talew im Jahr 2015 zum offiziellen Bewahrer der „Friedenspfeife“ erkoren wurde, die ihm vom internationalen Schamanen-Kongress in Norwegen überreicht wurde. Zur Zeit lebt er in der Stadt Sawodoukowsk und übt dort seine Heilpraktiken aus. Man kann das, was mit den neuen Schamanen der Gegenwart ge-

schieht, für gesetzmäßig halten, oder mit Wundern und Schamanenkräften erklären. Nikolaj Aleksandrowitsch Taleew äußerte sich so: „Unsere Kraft besteht darin, dass wir uns durch die Zeit bewegen können. Daraus resultieren alle Wundertaten“.

Aleksej Papulewitsch Okotetto

Am 22. Dezember 2016, am Tag der Wintersonnenwende, fand ein bedeutsames Ereignis statt (Charjutsch 2018). In der Stadt Salechard am Kap Angalskij, das seit Jahrhunderten als heiliger Ort für die Urbevölkerung gilt, führte Aleksej Papulewitsch Okotetto aus dem Dorf Sjunaj-Sale im Jamalskij Rajon des Autonomen Kreises der Jamal-Nenzen eine ‚kamlanie‘ (Schamanenritual, Tranceritual) durch. Ihm assistierte sein Helfer. Vor der ‚kamlanie‘ wurden am heiligen Ort sieben Rentiere gleichzeitig geopfert. Die ‚kamlanie‘ wurde aus Anlass der Weihung des Kaps Angalskij als sakraler Ort und als Gebet für die Gesundheit der Teilnehmer und ihrer Familien durchgeführt. Sie dauerte von 6 Uhr abends bis gegen Morgen. Wie ein Augenzeuge berichtete, wanderte der Schamane in seiner virtuellen „Reise“ durch alle von Nenzen bewohnten Regionen. Ungewöhnlich an dieser ‚kamlanie‘ war die Tatsache, dass das Ritual zu einer „ausschließlichen Männerveranstaltung“ erklärt wurde, was betonen sollte, dass es besonders sakral und für Frauen zugänglich sei. Eine solche Forderung ist mir weder aus ethnographischen Quellen über die Kultur der Nenzen noch aus Lebensgeschichten von Augenzeugen bekannt. Bei anderen Völkern jedoch, wie zum Beispiel bei den Chakassen, wurden ‚kamlanie‘ auf den Bergen des Stammes unter genau solcher Bedingung aufgrund ihres besonderen sakralen Status durchgeführt. Es sind auch andere Rituale bekannt, für die eine solche Bedingung gilt. So erfuhr ich (mündliche Mitteilung von N. L. Schukowskaja), dass eine der burjatischen Schamaninnen ernsthafte Probleme mit der einheimischen Bevölkerung bekam, nachdem sie eine ‚kamlanie‘ an einem heiligen Ort durchführte, den Frauen nicht betreten durften. Eine Frau konnte jedoch zu der oben beschriebenen Handlung vordringen – sie unterhielt das Feuer, das unbedingt während des gesamten Rituals brennen musste. Eine weitere Besonderheit dieses bedeutsamen Ereignisses war die Tatsache, dass daran hohe Regierungsvertreter des Autonomen Kreises teilnahmen.

Wer ist nun Aleksej Okotetto? In offiziellen Quellen des Autonomen Kreises heißt es (Podwedeny itogi konkursa...), er sei im Jahr 1953 als Sohn eines traditionellen Schamanen geboren worden, von dem er die Märchen, Schamanen-Lieder und Sagen ererbte. Er habe ein normales Arbeitsleben geführt. Vor seiner Rente arbeitete er für die Fischfabrik in Nowy-Port. Derzeit tritt Aleksej Papulewitsch Okotetto regelmäßig in seinem Heimatdorf auf verschiedenen Festen mit traditioneller Folklore, sowohl für die ältere Generation seiner Dorfgenossen als auch vor Schülern auf. In seinem Repertoire gibt es *chynabzy*, *jarabzy* und *sambdabzy* (Schamanen-Lieder). Er nahm am Festival des Rajons „Die Weisheit der Silbernen Tundra“, am ethnischen Festival des Autonomen Kreises „Die Seele der Tundra“ und am vierten Allrussischen Kunstfestival der zahlenmäßig kleinen finno-ugrischen und samojedischen Völker in Sankt Petersburg teil. 2016 gewann Aleksej Papulewitsch Okotetto in der Sparte „Meister des Volkskunst-Genres der Nenzen“ den Titel „Meister des Volkskunst-Genres“.

Obwohl Aleksej Okotetto aus der Familie eines Schamanen stammt, musste er sich (zusammen mit seinem Bruder, der auch traditionelle Folklore aufführt) selbst in den Trümmern der Schamanenkunst orientieren. Ich hatte die Gelegenheit mit ihm zu sprechen und er berichtete, dass er selbst in sich Schamanenkräfte spüre. Vor vielen Jahren hörte ich unter anderem skeptische Meinungen über ihn; einige nannten ihn sogar einen Hochstapler.

Schamanenpraktik als Heilkunst

Eine andere Gruppe von Personen, die den Schamanismus als kulturelles Phänomen unterstützen, verbreitet die Schamanenpraktik als Heilkunst.

Filipp Nikititsch Ardeew

Vor allem möchte man Filipp Nikititsch Ardeew (1940 – 2019, Autonomer Kreis der Nenzen), den Stolz des Volkes der Nenzen, nennen. Der bekannte und verdiente Polarforscher nahm als Schlittenführer 1982 – 1983 an der von der Zeitung „Sowjetskaja Rossija“ (dt. ‘Sowjet-Russland’) veranstalteten transkontinentalen Polarexpedition teil. Die Expedition fuhr mit Schlittenhundegespannen von der Siedlung Uelen bis nach Murmansk.



Abb. 3: Filipp Ardeew, Nachkomme von Schamanen der Nenzen;
Naryan-Mar. (Foto: Anton Taybarey, Oktober 2017)

1986 nahm er an der Expedition mit Motorschlitten und Motorrädern am Uralgebirge entlang von der Karasee bis zum Kaspischen Meer teil. F.N. Ardeew zählt man zu den nenzischen Schamanen, die nicht geweiht wurden (Ardeew 2009). Seine Entwicklung zum Schamanen begann bereits in der Kindheit. Nach eigener Erzählung lief er über einen Hügel zum Ufer der Barentssee zu einem alten Idol. Dort setzte er sich in eine Felsspalte und meditierte. Später fertigte er für sich selbst eine Schamanentrommel und ein Schamanenkostüm mit allen dazugehörigen Atributen an.

Filipp Ardeew ist als herausragender Vertreter des Kunstgewerbes und der Handwerkskunst bekannt: er war ein Meister in der Herstellung nenzischer

Trommeln, Schlitten, und von Gegenständen aus Knochen und Leder. Überdies war er ein großartiger Graphiker. Außerdem galt er als wunderbarer Interpret des gesungenen Epos. Filipp Nikititsch Ardeew nahm an zahlreichen Kunstgewerbeausstellungen im In- und Ausland teil. Während der 30 Jahre unserer Bekanntschaft ließ ich mich oft von seiner Kunst begeistern. Meinem Eindruck nach hat Filipp Ardeew selbst nie seine schamanischen Fähigkeiten in den Vordergrund gestellt, das war, ganz gemäß der Tradition, für ihn etwas Geheimes und Sakrales. Mir scheint das auch ein Grund dafür, dass er sein ganzes Leben glücklich in seiner Heimat unter seinen Stammesgenossen gelebt hat. Es war weithin bekannt, dass seine Interpretationskunst therapeutisch auf das Publikum wirkte und die Menschen seine Konzerte beflügelt verließen.

Hadri Okotetto

Ein weiterer einzigartiger Fachmann, Hadri Okotetto (Artjom Igorjewitsch) wurde am 23. Mai 1992 in der Tambejskaja Tundra geboren, wo er bis zur Schule zusammen mit seinen Eltern und Brüdern das Leben der Nomaden führte. Er besuchte dann elf Klassen in der Internatsschule in Sejacha im Jamalskij Rajon des Autonomen Kreises der Jamal-Nenzen und das multidisziplinäre Jamalskij College, an dem er Bankwesen studierte. Derzeit möchte er den Beruf des Kulturwissenschaftlers an einer der Moskauer Hochschulen erlernen. Von Jugend an träumte er davon Journalist zu werden und war tatsächlich Korrespondent beim staatlichen Radio- und Fernsehsender des Kreises (russ. Abk. OGTRK) „Jamal-Region“. Seine kreativen Fähigkeiten verwirklichte er auf der Bühne des Zentrums für nationale Kulturen und er war Berater bei den Dreharbeiten zum Film „Belyj Jagel“ (dt. „Weiße Rentierflechte“) (2014) des Regisseurs Wladimir Tumajew nach einer Idee von Anna Nerkagi (das Projekt leitete Wladimir Menschow).

Vor langer Zeit hörte ich von Hadri als jemandem, der vorhabe, einen Roman in der Sprache der Nenzen zu schreiben, was mich maßlos freute. Wir haben einander persönlich bei einer bemerkenswerten Gelegenheit kennengelernt. Ich hatte geschäftlich im Zentrum für nationale Kulturen in der Stadt Salechard zu tun. Ich ging den Flur entlang, als ich plötzlich eine wunderbare Interpretation des epischen Gesanges der Nenzen hörte, so herrlich, dass mir der Atem stockte. Ich verspürte dieselben Vibrationen,

die ich manchmal während meiner Folklore-Expeditionen beim Zusammentreffen mit bekannten Interpreten des Epos empfand. Ich blieb zuerst stehen und ging dann diesem Geräusch nach. Ich gelangte in den kleinen Konzertsaal und sah am Boden ein junger Mann sitzen, fast noch ein Kind, der mit geschlossenen Augen und mit leicht vor und zurückschwankendem Oberkörper unsere endlosen epischen Lieder sang. Ich wartete auf das Ende des Gesanges und lernte den Sänger kennen. Seitdem verfolge ich unermüdlich seine Projekte. Er ist ein Enthusiast und Propagandist der Erhaltung unserer Kultur. Übrigens baute Hadri seinen Schwestern ein Tschum (Nomadenzelt), das diese von Mai bis Oktober 10 Kilometer von der Stadt Salechard entfernt auf der Straße zur Siedlung Aksarka aufstellen.

Irgendwann wurde es Artjom Igorjewitsch Okotetto in seinem Kreis zu eng, vielleicht hat unsere lokale Gesellschaft auch seine Suche nach einem eigenen Lebensweg, der vom gewöhnlichen abweicht, nicht akzeptiert. Jedenfalls zog er nach Moskau um. In Moskau (im Viertel Marjina Roschtscha) stellte er ein Tschum auf, wo er zusammen mit seiner jungen Ehefrau lebte und allen Interessierten über das Leben der Nenzen erzählte. Neben dem Singen und Märchenerzählen ging Hadri zu einem bestimmten Zeitpunkt zum Schamanismus über: er baute sich eine Trommel und begann darauf zu spielen. In seinem selbst gebauten Nomadenlager „Ilir“ im Viertel Marjina Roschtscha erklärte er den Schamanismus und andere sakrale Praktiken der Nenzen. Leider brannte das Nomadenlager infolge von Brandstiftung vollständig ab.

Lieder und Beispiele des Spiels von Artjom Igorjewitsch Okotetto auf Maultrommel und Schamanentrommel findet man im Internet. Auch wenn er sich nicht selbst als Schamane, sondern nur als Übersetzer der Kultur der Nenzen bezeichnet, taucht in seinen Workshops für das Publikum doch der Gedanke an einen urbanen Schamanen auf. Seine Workshops sind auf die Suche nach dem inneren Selbst und der inneren Harmonie von Seele und Körper orientiert. Eine der Schülerinnen seiner Workshops, die Moskauerin Jelisaweta K. berichtete mir, dass sie nach einer Séance mit Artjom Igorewitsch Okotetto Besänftigung und Freude in ihrer Seele spürte. Derzeit arbeitet Hadri in der Galerie für Zeitgenössische Kunst in der Soljanka Straße in Moskau und zeigt seine darstellende Kunst im Klub „Root-Roof“.



Abb. 4: Hadri Okotetto. Fotosession vor dem Workshop
„Danksagung an den Himmel – Hymne an die Natur“
im Dorf Starokurovo, Bezirk Stupinsky, Region Moskau.
(Foto: Maria Ponkratowa, Oktober 2020)

Es gibt Familien-Schamanentrommeln, die an besonderen Tagen gespielt werden, um die Natur und die Welt zu begrüßen und sich bei HIMMEL, ERDE, SONNE, MEER oder FLUSS für ihre Geschenke und für das Wohlbefinden der Familie und des Clans zu bedanken (vgl. Pushkareva 2019)



Abb. 5: Hadri Okotetto. Fotosession vor dem Workshop
„Energie der Vorfahren“
im Dorf Starokurovo, Bezirk Stupinsky, Region Moskau.
(Foto: Maria Ponkratowa, Oktober 2020)

Der Schamane oder eine andere Person, die eine Schamanentrommel besitzt, singt über ihre starken, klugen, tapferen und mutigen Vorfahren oder Verwandten, die ihre Charakterzüge an sie weitergegeben haben. Bei den Nenzen ist es üblich, die Kontinuität der Charakterzüge innerhalb der Familie und des Clans hervorzuheben.

Was hält das Publikum von ihm? Das Moskauer Publikum mag ihn, viele sind begeistert. Die Leiterin der regionalen gesellschaftlichen Organisation „Minlej“ Galina Mataras aus der Stadt Salechard, die in der Bildungsarbeit im Bereich nenzische Kultur tätig ist, beurteilt sein Spiel auf der Schamanentrommel und andere sakrale Praktiken negativ. Sie ist der Ansicht, dass man diese Praktiken ohne Weihe nicht ausüben dürfe und dass sie sich negativ auf sein Leben auswirken könnten. Junge Nenzen unterstützen ihn mehrheitlich. Die jungen Leute sind der Meinung, dass jeder ein Recht auf Suche nach seinem eigenen Weg je nach verfügbaren Mitteln habe, und dass eine solche Tätigkeit die breite Öffentlichkeit mehr interessiere als das, was gewöhnlich von Folkloreensembles aufgeführt wird.

Schamanismus in der Tätigkeit von Nachkommen von Schamanen

Anastasija Timofejewna Lapsuj

Eine eigene ausführliche Untersuchung verdienen die Nachkommen von Schamanen oder Schamanenfamilien, die sich in ihrem unmittelbaren ethnischen Umfeld nicht als schamanische Heiler präsentieren, aber sich manchmal außerhalb dieses Umfelds zu solchen erklären. Sie sind im Land der Nenzen recht zahlreich. Diese Personengruppe arbeitet in verschiedenen Wirtschaftszweigen: Rentierzucht, Fischfang, Jagd, Bildungswesen, Medizin, Journalistik, Rechtswesen, Wissenschaft und in anderen Bereichen. Sie besitzen jedoch alle das Erbe von Schamanen. Das sind gewöhnlich Personen, die von ihrer Umgebung ausgewählt werden. Besonders fällt dies im Umfeld von Ärzten und anderen Heilberufen auf. Nicht selten gestanden mir Vertreter anderer Völker, dass sie es vorziehen Ärzte aufzusuchen, die Angehörige der nördlichen Urbevölkerung sind, und dass sie fühlen, wie nach einem einfachen Besuch bei ihnen das Unwohlsein abnimmt. Menschen berichteten mir von der Außergewöhnlichkeit ihrer Berührungen und von der besonderen Wirkung ihrer Stimmen. Solche Personen sind auch in anderen Berufen zahlreich.

Eine Vertreterin dieser Gruppe ist Anastasija Timofejewna Lapsuj – Journalistin, Ehrendoktorin der Künste an der Universität Lappland, Filmregisseurin. A. T. Lapsuj erhielt die Ehrenurkunde des staatlichen Komitees für Fernsehen und Hörfunk der UdSSR (rus. kurz „Gosteleradio SSSR“)

und ihr wurde die Medaille „Für die Erschließung der Bodenschätze und die Entwicklung des Erdöl- und Gasindustriekomplexes in Westsibirien“ verliehen. Ihre Filme wurden mehrfach mit internationalen Preisen ausgezeichnet.



Abb. 6: Anastasija Lapsuj zeigt die Innenseite ihrer Trommel.
(Foto: Markku Lehmuskallio, März 2008)



Abb. 7: Anastasija Lapsuj als Darstellerin einer schamanischen Großmutter in ihrem und Markku Lehmuskallios Film "PUDANA – Die Letzte im Clan" nach den Dreharbeiten des Films. Ngum Yakhako Fluss, Jamal-Distrikt, Autonomer Distrikt Jamal-Nenzen. (Foto: Ilko Lapsuj, April 2009)

Anastasija Timofejewna Lapsuj wurde 1944 im Jamalskij Rajon des Autonomen Kreises der Jamal-Nenzen auf der Halbinsel Jamal in der Nähe von des Bächleins Syrengg Ngyne (dt. „weißes Tal“) im Tschum der Familie von Timofej Jefimowitsch Lapsuj, eines Schamanengehilfen und Sohn eines Schamanen, geboren. Sie besuchte die Internatsschule, absolvierte die nationale pädagogische Fachschule in Salechard und studierte an der Staatlichen Universität des Urals. Fast 30 Jahre arbeitete sie im Radio des Autonomen Kreises der Jamal-Nenzen. Sie war Korrespondentin, literarische Übersetzerin und leitete die Abteilung für die nationalen Programme. Diese bemerkenswerte Frau übersetzte die Märchen von Alexander Puschkin ins Nenzische (Kusnezow, Wedernikowa et al., 2012). 1991 folgte Anastasija Lapsuj ihrem Ehemann, dem Filmregisseur Markku Lehmuskallio nach Finnland. Dort konnte sie in vollem Maße ihr großes Talent als Regisseurin und Schauspielerin entwickeln. Sie ist eine Interpretin der nenzischen Personen-Lieder und gesungenen Anrufungen an die himmlischen Mächte. 2004 stellten ihre Brüder in ihrem Auftrag eine Trommel für sie her (wie bekannt ist, können Trommeln bei den Nenzen persönliche Schamanentrommeln, Familientrommeln und andere persönliche Trommeln sein). Seitdem begleitet sie ihre Lieder und Auftritte in Finnland mit dem Spiel auf der Trommel.

Alle von Anastasija Lapsuj in Co-Autorschaft oder Zusammenarbeit mit Markku Lehmuskallio gedrehten Filme sind den Nenzen, der nenzischen Kultur oder Ereignissen gewidmet, die im Land der Nenzen vor sich gingen. Religion und Rituale der Nenzen ziehen sich wie ein roter Faden durch alle ihre Filme. Am eindrucksvollsten kommt die „Schamanenberufung“ von Anastasija Lapsuj im Film „Yksitoista ihmisen kuvaa“ (dt. „Elf Bilder des Menschen“) (2014) zum Ausdruck, zu dem sie das Drehbuch schrieb. Sie selbst spielte die Hauptrolle in diesem Film. Die Musik zum Film wurde über mehrere Jahre hinweg geschrieben. Die mystischen Schamanengeräusche, das Schlagen der Steine aufeinander, das Plätschern des Wassers – nach Meinung verschiedener Regisseure verleiht insbesondere diese Musik dem Film seine ungewöhnliche Kraft. Der Film „Yksitoista ihmisen kuvaa“ (dt. „Elf Bilder des Menschen“) gewann den ersten Preis, den „Goldenen Taucher“ des XVIII. Internationalen ökologischen Fernsehfestivals „Retten und Bewahren“, das 2014 im Autonomen Kreis der Chanten und Mansen – Jugra – stattfand und auf dem 480 Filme vertreten waren. Interessant ist der Kommentar von Anastasija Lapsuj zu

diesem Werk: „Ich wollte herausfinden, wie meine Mutter vor 50 000 Jahren war. Und ich folgte den Felszeichnungen. Sie unterschieden sich durch nichts von meinem heutigen Ich. Und meine achthundertste Mutter hinterließ in einer Felszeichnung die Botschaft, dass ich das Leben schützen solle. Und ich sah mich dort, so wie ich heute bin...“ (Kusnezow, Wedernikowa et al., 2012). Ist das keine Schamanenreise?! Nach Berichten von Augenzeugen senden ihre Auftritte energetische Wellen ins Publikum.

Die Zugehörigkeit von Anastasija Lapsuij zu den Schamanen (Charitonowa 2000; 2004) belegt zum Beispiel ihre Antwort auf die Frage nach ihrer Lieblingspeise: sie sagte, dass sie verschiedene Arten von Brei möge, besonders die klösterlichen, die nach alten Rezepten zubereitet werden; wenn sie einmal im Jahr große Empfänge bei sich zu Hause in Helsinki gibt, dann versammeln sich bei ihr 30 bis 50 Schamanen aus aller Welt, die sie mit Brei bewirtet, welcher aus russischen Getreidesorten, wie zum Beispiel Gerstengraupen, Hirse oder Buchweizen, zubereitet wird.

Zusammenfassung

Der Artikel präsentiert Materialien und biographische Angaben zu zeitgenössischen nenzenischen Schamanen, die religiöse Rituale durchführen, und zu Personen, die ihre Kenntnisse über Schamanenpraktiken und Schamanenliteratur im Bereich der Heilkunst anwenden. Es werden biographische Angaben zu Nachkommen von Schamanen geliefert, die das Schamanentum „erbt“ haben. Des Weiteren wird eine Person vorgestellt, die den Schamanismus als Beruf gewählt hat – ein neues Phänomen in der geistigen Kultur der Nenzen. Andere nutzen ihr „Schamanenerbe“ nebenberuflich. Ungeachtet der jahrelangen Verfolgungen, des fortschreitenden Prozesses des Vergessens und einer gewissen Skepsis der lokalen Gemeinschaft, die aus dem Fehlen einer Schamanenausbildung für die zeitgenössischen Schamanen resultiert, haben sich die Schamanenpraktiken der Nenzen in den letzten Jahrzehnten erneuert.

Literatur

- Amelina, M. (2013). Interw'ju s Chadri Okotetto (Interview mit Chadri Okotetto), LiveJournal (<https://liveinterview.livejournal.com/14710.html>) (01.12.2018).
- Ardeew, Filipp Nikititsch (2009). *Schamanism w Rossii* (Schamanismus in Russland) (<https://shamanrussia.wordpress.com/2009/05/14/%D0%B0%D1%80%D0%B4%D0%B5%D0%B5%D0%B2%D1%84%D0%B8%D0%BB%D0%B8%D0%BF%D0%BF%D0%BD%D0%B8%D0%BA%D0%B8%D1%82%D0%B8%D1%87%D0%BD%D0%B5%D0%BD%D0%B5%D1%86%D0%BA%D0%B8%D0%B9-%D1%88%D0%B0%D0%BC%D0%B0%D0%BD/>) (01.12.2018).
- Bobrowa, Irina (2009). Schaman Kolja dast moskowicham w buben (Der Schamane Kolja wird den Moskowitern ein Tamburin geben). *Moskowskij komsomolez*, 18.11.2009, S. 24.
- Charitonowa, Walentina Ivanowa (2000). *Narodnye magiko-medizinskie praktiki: tradizija i sovremennost'. Opyt kompleksnogo sistemno-fenomenologitscheskogo issledowanija*. (Traditionelle Magie und Naturheilkunde: Tradition und Gegenwart. Ergebnisse einer komplexen systemphänomenologischen Untersuchung) Diss. w wide nauchnogo doklada ... doktora istoritscheskich nauk. M.: IEA RAN (rus. Abk. für Institut für Ethnologie und Anthropologie der Russischen Akademie der Wissenschaften), 84 S.
- Charitonowa, Walentina Ivanowa (2004). Schamany i schamanisty: nekotorye teoretitscheskie aspekty isutschenija schamanisma i inych tradizionnych werowanij i praktik (Schamanen und Schamanisten: einige theoretische Aspekte der Forschung des Schamanismus und anderer traditioneller Glaubensvorstellungen und Praktiken). *Etnografitscheskoe obosrenie*, № 2, 99–118.
- Charitonowa, Walentina Ivanowa (2010). Politika, korrekirujuschaja tradizii: (neo) schamany i (neo)schamanism w SSSR i RF (1922–2010). (Die Politik, die die Traditionen korrigiert: (Neo)Schamanen und (Neo)Schamanismus in der UdSSR und der Russischen Föderation (1922–2010)) *Národnostní politika na teritoriu bývaleho SSSR/ František Bahenský akolektiv. Etnologický ústav Akademie věd České Republiky*, V.V.I., Praga, 85–120.

- Charjutschi, S. N. (2018). Persönliches Gespräch mit S. N. Charjutschi am 15. September 2018.
- Eliade, Mircea. (2000). *Schamanism: archaischeskie tehniki ekstasa* (Schamanismus und archaische Ekstasetechniken). Kiew: Sophia.
- Kusnezow, A., Wedernikowa, L., Belowa, M. et al. (2012). *Kinorebissier is Finljandii rodom is Jamal'skoj tundry* (Eine Filmregisseurin aus Finnland, die aus der Jamal-Tundra stammt). Tjumen'skaja oblast' segodnja, (<https://tumentoday.ru/2012/12/11/%D0%BA%D0%B8%D0%BD%D0%BE%D1%80%D0%B5%D0%B6%D0%B8%D1%81%D1%81%D0%B5%D1%80-%D0%B8%D0%B7-%D1%84%D0%B8%D0%BD%D0%BB%D1%8F%D0%BD%D0%B4%D0%B8%D0%B8%D1%80%D0%BE%D0%B4%D0%BE%D0%BC-%D0%B8%D0%B7-%D1%8F/>) (01. 12. 2018).
- Podwedeny itogi konkursa na priswoenie swanija «Master fol'klornogo shanra» v 2017 godu. (Die Ergebnisse des Wettbewerbes für den Titel „Meister des Volkskunst-Genres“ 2017) Nowosti, Departament po delam korennych i malotschislennyh narodow Sewera Jamalo-Nenezkogo awtonomnogo okruga, (<https://dkmns.yanao.ru/presscenter/news/1441/>) (01.12.2018).
- Puschkareva, Elena (2019). *The Image of the Universe in the Folklore of the Nenets. Systematic and Phenomenological Analysis*. St. Petersburg: Istoricheskaya Illiustratsiya.
- Sakrylsja XVIII Meshdunarodnyj telefestival' «Spasti i sochranit'» (Das XVIII. Internationale Fernsehfestival „Retten und Bewahren“ ist abgeschlossen) (2014), Argumenty i fakty – Jugra, 9.6.2014, (<http://www.ugra.aif.ru/society/1185830>) (01.12.2018).
- Schaman Kolja (Kolja der Schamane), o. J., Wikipedia (https://ru.wikipedia.org/wiki/%D0%A8%D0%B0%D0%BC%D0%B0%D0%BD_%D0%9A%D0%BE%D0%BB%D1%8F) (01.12.2018).

Übersetzung: Aldar Badmajewitsch Zhamjanow
(Алдар Бадмаевич Жамьянов)

Internet Use and Healthcare

László Ropolyi

The medical use of computing and information and communication technologies (ICTs) has a history of several decades, but the emergence of the internet, and especially the web and social media, created a new situation. As a result, currently the term eHealth is widely used – and the usage of the internet (and mobile) “technologies” in healthcare (among the patients and professionals, too) tends to be usual practice. There are more and more signs of the institutionalization of this new sub-disciplinary field of medicine, such as social organizations, healthcare institutes, scientific journals, regular conferences, etc. In this paper, collecting the most relevant developments we will try to characterize this state of affairs in the field. Moreover, as it is well-known, the use of the internet has an enormous impact on society, social systems and subsystems, and even on the everyday life of people. This extended practice also influences medicine and healthcare as social subsystems, and fundamentally transforms some of their characteristics. In this paper, we try to show several important dimensions of these changes.

*

Today more than 50% of the world's population has internet access and the use of the internet has an enormous impact on society, social systems and subsystems, culture, and even on the everyday life of people. About 30 % of internet use is associated with some kind of health-content – in this way, this is the second most popular topic on the web. This extended internet use has a double influence on medicine and healthcare. First, internet (and mobile) technologies have successfully been directly applied in medical practice and healthcare systems – and from all of these applications a specific new area of healthcare, the so-called *eHealth* has already emerged and has been formed. Secondly, internet use has changed the whole culture and the modes and spheres of human beings – and in this way, creating a radically new context for the human existence, the whole medical practice

and healthcare systems have also sustained a reinterpretation as *Medicine 2.0* or health 2.0. Both the direct and the indirect impacts of internet use on healthcare, i.e., both eHealth and Medicine 2.0 have relatively uncertain contours, plural interpretations and intensively varying nature – but the fundamental significance of their formation is unquestionable. The following brief accounts of these developments can hopefully serve as a possible starting point for more sophisticated further studies.

Emerging eHealth

The emergence of eHealth (electronic health, e-health, iHealth, etc.) can be observed from the 90s as the intensive application of computing and information and communication technologies (ICTs) in healthcare. However, the medical use of computing and informatics had a history of several decades, by this time medicine and healthcare had sustained a moderate lag in applying ICT-intensive procedures in their everyday praxis compared to areas like commerce or banking. Nevertheless, the general use of digitalization of all kinds of data, and the ubiquitous use of the internet, and especially the web and social media, created a beneficial situation in this field. As a result, the usage of the internet (and mobile) “technologies” in healthcare (both among the patients and professionals) tends to be the usual practice. There are more and more signs of the institutionalization of this new multidisciplinary field of medicine. In this paper, we will try to show the state of affairs in the field.

Regarding the history of science, technology and medicine, John Pickstone’s works (Pickstone, 2001, 2007) demonstrate excellently how medical praxis includes – during the whole history of medicine – the “ways of knowing and ways of working” as well. In other words, medicine necessarily has a technological character and technological sensibility, in this way, the appearance of ICTs within medical praxis in the late 20th century is not an extraordinary experience. However, both medicine and computing, information and communication technologies have a very complex structure with many different constituents, in this way, it is not so trivial to identify the interacting medical and ICT components and the identity of the emerging new entity. There are no well identified circles of experiences and broadly accepted definitions of the emerging new medical practices.

As a strange consequence, a wide terminological diversity can be identified in the *naming* of the new field of medical praxis. The most frequently used names include: telemedicine, digital medicine, cybermedicine, electronic health, e-health, eHealth, mHealth, uHealth, iHealth, Health2.0, Medicine2.0, eCare, etc. The meanings of these names, of course, are not absolutely the same, there are historical, disciplinary, practical, technical, etc. differences in the meanings. In what follows we will disregard the differences and will normally use the term “eHealth” alone.

In fact, to find an acceptable *definition* of the new medical practice is a more fundamental difficulty than to find a name for it. As a consequence of the interactions of the two highly complex entities (medicine as a discipline and ICTs as technology), a proliferation of definitions can be considered. The most cited definition came from Gunther Eysenbach, who is the editor of the leading journal of this new field of experiences called “Journal of Medical Internet Research” (JMIR) (Eysenbach, 2001):

“e-health is an emerging field in the intersection of medical informatics, public health and business, referring to health services and information delivered or enhanced through the internet and related technologies. In a broader sense, the term characterizes not only a technical development, but also a state-of-mind, a way of thinking, an attitude, and a commitment for networked, global thinking, to improve health care locally, regionally, and worldwide by using information and communication technology.”

However, scholars working on different medical fields and/or with different ICT technologies proposed and applied slightly (and sometimes radically) different definitions. A significant collection of these definitions – based on the analysis of several hundreds of relevant publications – can be found in the (Oh, Rizo, Enkin & Jadad, 2005) paper, which includes 51 different definitions such as the following: “The use of emerging information and communication technology, especially the internet, to improve or enable health and healthcare thereby enabling stronger and more effective connections among patients, doctors, hospitals, payors, laboratories, pharmacies, and suppliers”, or “The use of internet technology by the public, health workers, and others to access health and lifestyle information, services and support; it encompasses telemedicine, telecare, etc.”.

A much more systematic consideration of the different definitions can be found in (Cunningham, Wake, Waller & Morris, 2014). They present definitions associated with the aims aspired to by eHealth systems, patient involvement, devices and hardware, data management and presentation, usability and accessibility, clinical application of eHealth, patient centered care, and so on. The most extended and most meaningful classification of definitions was published recently by Giuseppe Aceto, Valerio Persico and Antonio Pescapé (Aceto, Persico & Pescapé, 2018). Considering many hundreds of relevant eHealth-related publications they were able to indentify different kinds of ICTs-based healthcare paradigms. These are the following: e-health, mobile health, personalized health, smart health, ubiquitous health, and pervasive health. The paper provides a comparative analysis of these paradigms, identifying their similarities and dissimilarities as well. Additionally, they consider and present the taxonomy of the technological conditions, tools, equipments, i.e. the ICT paradigms using in eHealth situations – and propose valid links between healthcare and ICT paradigms. Taking into account this development, it is now possible to define eHealth-related medical practices as a medical field, a subdiscipline with well-identifiable and critically considerable characteristics.

eHealth as subdiscipline

At this time, actually, we can probably declare much more: besides the formation of the well-identifiable medical subdiscipline of eHealth, different important signs of the institutionalization of this new field of healthcare can also be observed.

There are many conscious reflections on the *historical formation* of the field. Notwithstanding the lack of a proper name and well-identifiable characteristics of the new medical praxis numerous studies had been published from the beginning of the formation of the eHealth considering the possibilities of a dimly visible field (Lindberg & Humphreys, 1998), (Russell, 2000), (Kapur, 2001), (Paris & Ferranti, 2001), (Rice & Katz, 2001), (McKenzie, 2002), (Tyrrell, 2002), (Powell, Darvell & Gray, 2003), (Murero & Rice, 2006). Cut a long and complicated story short and simple: shaping the identity of the new (sub)discipline in a certain sense was a result of a continuous conscious reflective construction. Relatively comprehensive treatments of the story can be found in the (Gibbons, 2008a),

(Meier, Fitzgerald & Smith, 2013) and (van Rooij & Marsh, 2016), (Whitehouse, Wilson & Rosenmöller, 2014) papers and in the books (Miah & Rich, 2008), (West & Miller, 2009).

A significant step in the process of institutionalization of a scientific discipline is to form specific *research communities*, public forums, organizations, etc. for studying the topic. Perhaps the most important thing is to have an infrastructure of publication, to create specific journals, series of books, etc. for the topic. Besides the regular publications on eHealth topics in the different medical and ICT journals and series of books such own forums have fundamental roles to form and improve the self-identity of the discipline. In case of eHealth, the *Journal of Medical Internet Research* (JMIR) was launched in 1999 (Eysenbach, 1999) as a peer-reviewed open access journal for digital medicine, and health & healthcare in the internet age.

This initiative has shown an extraordinary development. Now it is called JMIR Publications (<https://www.jmirpublications.com/>) which is the leading open access digital eHealth research publisher and its collection includes about 30 (!) specific journals in the field. (Eysenbach, 2019). The Journal of Medical Internet Research and its “sister” journals has already published more than 7000 publications, all of them included into a searchable thematic collection: <https://www.jmir.org/themes>. The following can be found among the most important journals: *Journal of Participatory Medicine*, JoPM (<http://jopm.jmir.org>), its mission is to advance the understanding and practice of participatory medicine among health care professionals and patients. It is the official Journal of the Society for Participatory Medicine. The *JMIR mHealth & uHealth* (mobile and ubiquitous health), JMU, (<http://mhealth.jmir.org>) is devoted to the studies of mobile and tablet apps, ubiquitous and pervasive computing, wearable computing and domotics (smart home) for health. *Medicine 2.0*, (<http://www.medicine20.com>) is the official proceedings publication of the Medicine 2.0 Congresses. The *JMIR Data* (JD), (<http://data.jmir.org/>) is focusing on the publication and curation of datasets, small and large, in the field of medicine and health. The *Interactive Journal of Medical Research* (i-JMR), (<http://www.i-jmr.org>) is a general medical journal with a focus on innovation in health, health care, and medicine. Perhaps even this ad hoc list of the JMIR Publications demonstrates clearly the enormous significance of the organization in the formation of eHealth.

Of course, besides this extended publication activity of the JMIR Publications, numerous other publishers also have more or less eHealth relevant journals. Such as the following:

- *JAMIA Journal of the American Medical Informatics Association* (<https://academic.oup.com/jamia>) is a peer-reviewed journal for biomedical and health informatics,
- *Informatics for Health and Social Care* (formerly known as Medical Informatics and the Internet in Medicine) (<https://www.tandfonline.com/action/journalInformation?journalCode=imif20>),
- *PLoS Medicine*, (<http://journals.plos.org/plosmedicine/>),
- *Telemedicine and e-Health* (<https://home.liebertpub.com/publications/telemedicine-and-e-health/54>),
- *Journal of Health & Medical Informatics* (<https://www.hilarispublisher.com/health-medical-informatics.html>),
- *Journal of Mobile Technology in Medicine (jMTM)* (<http://www.journalmtm.com/>).

It is also an interesting new development that in the last year the high prestige medical journal, The Lancet launched its new open access journal (The Lancet Digital Health. Editorial 2019) *The Lancet Digital Health* (<https://www.thelancet.com/journals/landig/home>).

Another important component of the formation of a new discipline is to organize regular *conferences* and to publish their outcomes in book series. In case of eHealth, we can observe such activities, as it is documented e.g. in the publications (Weerasinghe, 2008), (Kostkova, 2010), (Kostkova, Szomszor & Fowler, 2012), (Giokas, Bokor & Hopfgartner, 2016).

In the case of an established discipline there are several widely used *monographs*. It is interesting that there are only a few and relatively old monographs on the problems of eHealth (Gibbons, 2008b), (West & Miller, 2009). The lack of numerous newer monographs probably is a consequence of the extremely fast development of the field.

Last but not least, the formation of well functioning *cultural institutions* associated with the discipline (research and educational institutes, social initiatives, economic and political organizations and their programs, etc.) represent important signs of the existence of a discipline.

There are several research institutes all around the world, e.g. the *NHMRC Centre of Research Excellence (CRE) in Digital Health* is a significant academic e-health research organization in Australia (<https://digitalhealth.edu.au/>), the *HIMSS Institute for e-Health Policy* in the USA (<https://www.e-healthpolicy.org/>), the *eHealth Research Institute (eHRI)* in Hong Kong (<http://www.ehealth-ri.com/en/index.html>), *The Norwegian Centre for E-health Research* (<https://ehealthresearch.no/en>), etc.

Numerous universities provide *degrees* in the field of eHealth, e.g. an international Consortium of Educational Institutions in Digital Health overlapping many countries, the McMaster University in Canada, the Harbin Institute of Technology in China, the Flensburg University of Applied Sciences in Germany, the Linnaeus University in Sweden, or even the FH JOHANNEUM, University of Applied Sciences in Graz.

There are a huge number of state, commercial, non-profit, etc. *initiatives* to improve eHealth policies and the necessary infrastructure. Even the WHO has an “eHealth Unit”, the European Commission under the title “Research and Innovation in eHealth” manages around 100 eHealth and ICT for ageing projects. There are German, Czech, Norwegian, and many more national projects on eHealth.

In this way, based on the disciplinary components listed and characterized above, it seems to be clear that currently eHealth can be considered as an existing medical (sub)discipline.

Social and cultural consequences of internet use

Until now, we have focused on the direct consequences of ICTs and internet use on healthcare. However, it is known from the philosophical description of nature and the use of the internet that extended internet use has many important social and cultural implications. It can be shown that internet use strongly impacts on the whole culture and even on the modes and spheres of human beings – in this way, creating a radically new context

for human existence. It is almost evident that these fundamental changes of the human conditions have an influence on the traditional context of medical practices and the whole healthcare system and involve a necessary reinterpretation of them. In the rest of the paper, we try to identify the most important social and cultural changes and some of their impacts on medicine and healthcare producing a new version (Medicine 2.0 or health 2.0) of them.

The appearance and the extended use of the internet can probably be considered as the most significant development of the twentieth century. However, this becomes evident if and only if the internet is not simply conceived as a network of interconnected computers or a new communication tool, but as a new, highly complex artificial being with a mostly unknown nature. An unavoidable task of our age is to use, shape, and, in general, discover it – and to interpret our praxis, to study and understand the internet, including all the things, relations, and processes contributing to its nature and use.

Studying the question what the internet is and its history – apparently – provides a praxis-oriented answer. Based on the social and cultural demands of the 1960s, networks of interconnected computers were built up, and in the 1980s a worldwide network of computers, the *net*, emerged and became widely used. From the 1990s the network of web pages, the world wide *web*, has been built on the net. Using the possibilities provided by the coexisting net and web, *social networks* (such as Facebook) have been created since the 2000s. Nowadays, networking of connected physical vehicles, the emergence of the internet of things, the *IoT*, seems to be an essential new development. Besides these networks there is a regularly renewed activity to form *sharing networks* to share “contents” (files, material and intellectual property, products, knowledge, services, events, human abilities, etc.) using, e.g., streaming or peer-to-peer technologies. In this way, currently, from a practical point of view, the internet can essentially be identified as a complex being formed from *five kinds* of intertwined coexisting networks: the net, the web, the social networks, the *IoT*, and the sharing networks. (Ropolyi, 2018).

As it is easy to see, the internet cannot be identified, and its development cannot be understood independently from the historical-societal and cultural environment in which it is launched and used. In this way, we have

to understand the emergence and formation of a complex of the five intertwined coexisting and interacting networks shaped by experts and active users in the changing social and cultural environments of the late modern (or postmodern) age.

However, such a social/cultural contextualization of the intertwined, highly complex networks does not provide an understanding deep enough, therefore, we need a complex philosophical analysis. In our philosophical understanding, we conceive of the internet in four – easily distinguishable, but obviously connected – contexts: we regard it as a system of technology, as an element of communication, as a cultural medium, and as an independent organism (Ropolyi, 2013). From a *technological* point of view, the internet is an artificially created and maintained virtual sphere, for the operation of which the functioning of the computers connected into the network and the concrete practices of people's interpretations are equally indispensable. From the point of view of *communication*, the internet is the network of consciously created and maintained extended plural communities, for the functioning of which the harmonized functioning of computers connected to the network as well as the individual's control over his own communicative situations are needed.

In its *cultural* context, the internet accommodates the values of the late modern age, or the “end” of modernity. That is, it houses late modern worlds. Late modern culture contains modern values as well, but it refuses their exclusivity and it favors a plural, postmodern system of values. The way of producing culture is essentially transformed: the dichotomy of experts creating traditional culture and the laymen consuming it is replaced by the “democratic nature” of cyber culture: each individual produces and consumes at the same time. Thus, from a cultural point of view the internet is a network of virtual human communities, artificially created by man unsatisfied by the world of modernity; it is a network in which a post-modern system of values, based on the individual freedom and independence of cyberculture prevails.

The worldwide *organism* of the internet is imbued with values: its existence and functioning constantly creates and sustains a particular system of values: the network of postmodern values. The non-hierarchically organized value sphere of virtuality, plurality, fragmentation, included modernity, individuality and opposition to power interconnected through

weak bonds, it penetrates all activity on the internet – moreover, it does so independently of our intentions, through mechanisms built into the functioning of the organism. Thus, from the organizational point of view, the internet is a superorganism made of systems, networks and cultural universes. Its development is shaped by the desire of late modern man to “create a home”, entering into the network of virtual connections impregnated with the postmodern values of cyber culture. For human beings, the internet is a new – more homely – sphere of existence; it is the exclusive vehicle of web-life. Web-life is created through the transformation of “traditional” communities of society and the cultures prevailing in the communities.

To sum up: *the internet is the medium of a new mode of human existence* created by late modern man; a mode that is built on earlier (i.e. natural and social) modes of existence and yet it is markedly different from them. We call this newly formed existence web-life. This means, that human existence is being transformed. Its structure, many thousand years old, seems to be changing: built on the natural and the social, there is a third form of existence: web-life. Man is now the citizen of three worlds, and its nature is being formed by the relations of natural, social and web-life. It is necessary the study of web-life, which has developed as the result of internet use (Ropolyi, 2013, 2014, 2018).

Web-life and healthcare

Although the summary presented above on the highly complex nature of the internet and the very fundamental social and cultural consequences of its use was a really brief outline, perhaps some relevant conclusions can be seen from this position. Considering the formation of eHealth – accepting the usual procedures applied in the literature – in fact, we conceived the internet in a limited, particular sense. While speaking of the internet, only its technological (and sometimes communicative) characteristics were taken into account. However, as we presented in the part of our paper above, this *description* and understanding of the internet *is not complex enough*. In this way, based on the regularly accepted and applied considerations regarding the impacts of internet use on healthcare, only a part of the consequences can be discovered, namely the part which is directly related to the internet as a technological system and as an agent of communication. This means that

we can find several additional consequences that are normally not included into the usual understanding of the eHealth.

Other types of simplified conclusions can be reached if we understand the internet as a *less complex* network, i.e. just as the net, the web, a social network, the IoT, or a sharing network. Many studies are prepared in this “particular” style, e.g. studies on telehealth, telemedicine and tele-monitoring are taking into account only the characteristics of the net, and there are a lot of web-based practices (Kreps & Neuhauser, 2010), (Shah, 2018). The so-called participatory or collaborative medicine focuses on social networks or sharing networks (Flores, Glusman, Brogaard, Price & Hood, 2013), (Hesse & Shneiderman, 2007), (Hernandez, 2009), (Hood & Auffray, 2013). The most intensively studied particular network is the internet of things (Yin, Zeng, Chen & Fan, 2016), (Dimitrov, 2016), (Bhatt, Dey & Ashour, 2017), (Armentano, Bhadoria, Chatterjee & Deka, 2018), (Kumar & Vimal, 2018), (Krishna, Gurumoorthy & Obaidat, 2019).

The particularity of these considerations comes from two (an epistemological and an ontological) kinds of simplification of the complex nature of the internet. Actually, it is presupposed in both cases that the social/cultural/human environment of medical practices is given. In other words: it is the healthcare system that is subject to change because of internet use – and not the social/cultural/human one.

However, a group of studies is sensible enough to realize the changes of social/cultural/human spheres parallel to the changes of medical practices under the influence of internet use (Gibbons, 2008b), (Hill & Powell, 2009), (Hawkins, Han, Pingree, Shaw, Baker & Roberts, 2010), (Greenhalgh, Russell, Ashcroft & Parsons, 2011), (Black, Pagliari, Cresswell, McKinstry, Procter, Majeed & Sheikh, 2011), (Hardiker & Grant, 2011), (Weber-Jahnke, Peyton & Topaloglou, 2012), (Ho, Jarvis-Selinger, Novak Lauscher, Cordeiro & Scott, 2012), (Noar & Harrington, 2012), (Schweitzer & Synowiec, 2012), (Tamburisi, Mangia, Contenti, Mercurio & Rossi Mori, 2012), (Flores, Glusman, Brogaard, Price & Hood, 2013), (Gaddi, & Capello, 2014), (Yom-Tov, 2016), (Meskó, Drobni, Bényei, Gergely & Györfy, 2017), (Le, Le, Tromp & Nguyen, 2018), (Morley, Cows, Taddeo & Floridi, 2020), (Morley, Machado, Burr, Cows, Joshi, Taddeo & Floridi, 2020).

However, the philosophical analysis proposed above emphasizes that internet use does not simply cause changes in the social/cultural/human spheres, but fundamentally transforms their structure. Internet use has a universal impact on human existence – not only a particular one.

The internet is the artificial medium of a new, virtual mode of human existence – the web-life – which is basically independent from, but built on, and coexisting with the former (natural and societal) spheres of existence and created by the late-modern humans. As a result of internet use, there can be three worlds: natural, social, and web-life, and now we are experiencing the transition from two worlds to three worlds of human beings. A more complex world is emerging in which the natural, the social and the web-life spheres are simultaneously present. “Human essence” has been moving from the social to the web-life. Personality is being reshaped and a new period of human history has started.

This means that human nature is in radical transition. As it is obvious from the new structure of human existence, the new human overcomes the “traditional” one. The “new human” can be called “Human 2.0”. The Human 2.0 is a product of the fundamental transformation which was described by Nietzsche and which is the observation of several recent social scientists (Fuller, 2011, 2013, 2019), (Fuller & Lipińska, 2014), (Csepeli, 2020). However, these views can be familiar from popular anthropological studies on transhumanism, posthumanism, and their broader contexts (Hayles, 1999), (Tegmark, 2017), (Kopnina, 2020) as well. The culture of the internet user (cyberculture) is imbued with postmodern values. In fact, postmodern values are realized and distributed in the world in the course of internet use without conscious decisions. These are: the virtuality/openness, plurality, individuality, fragmentality, included modernity, and an agency against power.

The knowledge presented and conveyed through the internet valorizes the forms of knowledge which are characteristically situation-dependent, technological and postmodern. The whole modern system of knowledge becomes reevaluated and to a large extent, virtualized; the relationship to knowledge, reality, and truth takes a personal, concrete, open and plural shape. The significance of the institutional system of science is diminished.

Instead of scientific knowledge, technological or technoscientific knowledge and the technologies of interpreting knowledge are in the forefront.

Besides culture created by the communities of society, individual cyber culture plays a more and more important role. The traditional separation of the producers and consumers of culture becomes more and more limited in this process. Supported effectively by information technologies, billions of the worlds of the citizens of web-life join the products of the professional creators of culture. Cyber space is populated by the infinite number of simultaneous variations of our individual virtual worlds. Aesthetic culture gains ground at the expense of scientific culture and imagination becomes the human capacity that determines cultural activities.

Personality becomes postmodern, that is, it becomes fully realized as an individual, virtually extremely extended and acquires a playful character with ethereal features. A more vulnerable post-selfish web citizen is developed, compelled by chaotic dynamics. Web citizens are mostly engaged in network tasks; that is, in building and maintaining their personalities and communities.

Besides the natural and the social spheres, a sphere of web-life is built up. Now humans become citizens of three worlds. Human essence moves towards web-life. The freedom of access to the separate spheres and the relationship of the spheres of existence are gradually transformed, in a yet unforeseeable manner. The characteristics of web-life are shaped by continuous and necessarily hard ideological, cultural, political, legal, ethical and economical conflicts with those of the traditional social sphere.

Web-life as a mode of existence is the realm of concrete existence. Stepping into web-life, the “real history” of mankind begins yet again; the transition from social existence to web-life existence leads from a realm of life based on abstract human capacities to a realm of life built on concrete capacities.

Medical practices and healthcare are being radically transformed as well. The medicine of the Human 2.0 can be naturally called Medicine 2.0 and its characteristics fit partly the transhumanist, but mainly the posthumanist networks of values (Kopnina, 2020), (Friese & Nuyts, 2017). Cyborg identity or postmodern e-personality can represent handy illustrations.

Several important dimensions of these changes are clear, but most of them are still unseen. However, it is evident that the eHealth subdiscipline is included into the Medicine 2.0 of the Human 2.0, as its necessary component. In this way, the direct and indirect impacts of internet use on healthcare form a compact whole.

References

- Aceto, Giuseppe, Persico, Valerio & Pescapé, Antonio (2018). The role of Information and Communication Technologies in Healthcare: Taxonomies, Perspectives, and Challenges. *Journal of Network and Computer Applications* 107, 125-154.
- Armentano, Ricardo, Bhadoria, Robin Singh, Chatterjee, Parag & Deka, Ganesh Chandra (eds.) (2018). *The Internet of Things. Foundation for Smart Cities, eHealth, and Ubiquitous Computing*. Boca Raton: CRC Press.
- Bhatt, Chintan, Dey, Nilanjan & Ashour, Amira S. (eds.) (2017). *Internet of Things and Big Data Technologies for Next Generation Healthcare*. Cham: Springer.
- Black, Ashly D., Car, Josip, Pagliari, Claudia, Anandan, Chantelle, Cresswell, Kathrin, Bokun, Tomislav, McKinstry, Brian, Procter, Rob, Majeed, Azeem & Sheikh, Aziz (2011). The impact of eHealth on the quality and safety of health care: a systematic overview. *PLOS Medicine* 8(1): e100387. <https://doi.org/10.1371/journal.pmed.1000387>
- Csepeli, György (2020). *Ember 2.0. A mesterséges intelligencia gazdasági és társadalmi hatásai*. (Human 2.0. Economic and Social Impacts of the Artificial Intelligence). Budapest: Kossuth.
- Cunningham, Scott G., Wake, Deborah J., Waller, Annalu & Morris, Andrew D. (2014). Definitions of eHealth. In: A. Gaddi, F. Capello & M. Manca (eds.): *eHealth, Care and Quality of Life*. Milan: Springer, 15-30. doi: 10.1007/978-88-470-5253-6_2
- Dimitrov, Dimiter V. (2016). Medical Internet of Things and Big Data in Healthcare. *Healthcare Informatics Research* 22(3), 156-163. doi: 10.4258/hir.2016.22.3.156

- Eysenbach, Gunther (1999). Welcome to the Journal of Medical Internet Research. *Journal of Medical Internet Research* 1(1): e5. doi: 10.2196/jmir.1.1.e5. <https://www.jmir.org/1999/1/e5/>
- Eysenbach, Gunther (2001). What is e-health? *Journal of Medical Internet Research* 3(2): e20. doi: 10.2196/jmir.3.2.e20. <https://www.jmir.org/2001/2/e20/>
- Eysenbach, Gunther (2019). Celebrating 20 Years of Open Access and Innovation at JMIR Publications. *Journal of Medical Internet Research* 21(12): e17578. doi: 10.2196/17578. <https://www.jmir.org/2019/12/e17578/>
- Flores, Mauricio, Glusman, Gustavo, Brogaard, Kristin, Price, Nathan D. & Hood, Leroy (2013). P4 medicine: how systems medicine will transform the healthcare sector and society. *Personalized Medicine* 10(6), 565-576.
- Friese, Carrie & Nuyts, Nathalie (2017). Posthumanist critique and human health: how nonhumans (could) figure in public health research. *Critical Public Health* 27 (3), 303-313. doi: 10.1080/09581596.2017.1294246
- Fuller, Steve (2011). *Humanity 2.0. What it Means to be Human Past, Present and Future*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Fuller, Steve (2013). *Preparing for Life in Humanity 2.0*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Fuller, Steve & Lipińska, Veronika (2014). *The Proactionary Imperative. A Foundation for Transhumanism*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Fuller, Steve (2019): *Nietzschean Meditations. Untimely Thoughts at the Dawn of the Transhuman Era*. (Posthuman Studies, Book 1.) Basel: Schwabe Verlag.
- Gaddi, Antonio Vittorino & Capello, Fabio (2014). The Debate Over eHealth. In: A. Gaddi, F. Capello & M. Manca (eds.): *eHealth, Care and Quality of Life*. Milan: Springer, 1-13. doi:10.1007/978-88-470-5253-6_1
- Gibbons, Michael Christopher (2008a). The iHealth Revolution. In: M. C. Gibbons (ed.): *eHealth Solutions for Healthcare Disparities*. New York: Springer, 60-65.
- Gibbons, Michael Christopher (ed.). (2008b). *eHealth Solutions for Healthcare Disparities*. New York: Springer.

- Giokas, Kostas, Bokor, Laszlo & Hopfgartner, Frank (eds.). (2016). *eHealth 360°. International Summit on eHealth*. Budapest, Hungary, June 14–16, 2016. Revised Selected Papers. Cham: Springer.
- Greenhalgh, Trisha, Russell, Jill, Ashcroft, Richard E. & Parsons, Wayne (2011). Why National eHealth Programs Need Dead Philosophers: Wittgensteinian Reflections on Policymakers' Reluctance to Learn from History. *The Milbank Quarterly* 89(4), 533-563.
- Hardiker, Nicholas R & Grant, Maria J. (2011). Factors that influence public engagement with eHealth: A literature review. *International Journal of Medical Informatics* 80, 1-12.
- Hawkins, Robert P, Han, Jeong-Yeob, Pingree, Suzanne, Shaw, Bret R, Baker, Timothy B & Roberts, Linda J (2010). Interactivity and presence of three eHealth interventions. *Computers in Human Behavior* 26, 1081-1088.
- Hayles, N. Katherine (1999). *How we became posthuman. Virtual Bodies in Cybernetics, Literature, and Informatics*. Chicago: Chicago University Press.
- Hernandez, Lyla M. (Rapporteur; Roundtable on Health Literacy; Institute of Medicine (2009). *Health Literacy, eHealth, and Communication: Putting the Consumer First: Workshop Summary*. Washington DC: The National Academies Press. <http://www.nap.edu/catalog/12474.html>
- Hesse, Bradford W. & Shneiderman, Ben (2007). eHealth Research from the User's Perspective. *American Journal of Preventive Medicine* 32(5S), S97-S103.
- Hill, John W & Powell, Phillip (2009). The national healthcare crisis: Is eHealth a key solution? *Business Horizons* 52, 265-277. doi:10.1016/j.bushor.2009.01.006
- Ho, Kendall, Jarvis-Selinger, Sandra, Novak Lauscher, Helen, Cordeiro, Jennifer & Scott, Richard (Eds.). (2012). *Technology Enabled Knowledge Translation for eHealth. Principles and Practice*. New York Heidelberg Dordrecht London: Springer.
- Hood, Leroy & Auffray, Charles (2013). Participatory medicine: a driving force for revolutionizing healthcare. *Genome Medicine* 5,110
- Kapur, Suman (2001). The Internet: Its Role in Medicine and Healthcare. *Journal, Indian Academy of Clinical Medicine (JLACM)* 2(3), 133-139.

- Kopnina, Helen (2020): Anthropocentrism and Post-humanism. In: H. Callan (ed.): *The International Encyclopedia of Anthropology*. New York: JohnWiley & Sons. p. 9.
- Kostkova, Patty (ed.) (2010). *Electronic Healthcare*. Second International ICST Conference, eHealth 2009. Berlin: Springer.
- Kostkova, Patty, Szomszor, Martin & Fowler, David (eds.) (2012). *Electronic Healthcare*. 4th International Conference, eHealth 2011. Heidelberg: Springer.
- Kreps, Gary L. & Neuhauser, Linda (2010). New directions in eHealth communication: Opportunities and challenges. *Patient Education and Counseling* 78, 329–336.
- Krishna, P. Venkata, Gurumoorthy, Sasikumar & Obaidat, Mohammad S. (eds.). (2019). *Internet of Things and Personalized Healthcare Systems*. Singapore: Springer.
- Kumar, Awanish & Vimal, Archana (2018). Novel Trends and Advances in Health Care Using IoT: A Revolution. In: R. Armentano, R. S. Bhadoria, P. Chatterjee, & G. C. Deka (eds.): *The Internet of Things. Foundation for Smart Cities, eHealth, and Ubiquitous Computing*. Boca Raton: CRC Press, 405-420.
- Le, Dac-Nhuong, Le, Chung Van, Tromp, Jolanda G. & Nguyen, Gia Nhu (eds.) (2018). *Emerging Technologies for Health and Medicine. Virtual Reality, Augmented Reality, Artificial Intelligence, Internet of Things, Robotics, Industry 4.0*. Hoboken, NJ: Wiley Global Headquarters.
- Lindberg, Donald A. B. & Humphreys, Betsy L. (1998). Medicine and Health on the Internet. The Good, the Bad, and the Ugly. *Journal of the American Medical Association (JAMA)* 280(15), 1303-1304.
- McKenzie, Bruce C. (Ed.) (2002). *Medicine and the Internet*. (3rd ed.). New York: Oxford University Press.
- Meier, Carlos A., Fitzgerald, Maria C. & Smith, Joseph M. (2013). eHealth: Extending, Enhancing, and Evolving Health Care. *The Annual Review of Biomedical Engineering* 15, 359-382. doi: 10.1146/annurev-bioeng-071812-152350
- Meskó, Bertalan, Drobni, Zsófia, Bényei, Éva, Gergely, Bence & Gyórfy, Zsuzsanna (2017). Digital health is a cultural transformation of traditional healthcare. *Mhealth* 3, 38. doi: 10.21037/mhealth.2017.08.07

- Miah, Andy & Rich, Emma (2008). *The Medicalization of Cyberspace*. London: Routledge.
- Morley, Jessica, Cows, Josh, Taddeo, Mariarosaria & Luciano Floridi (2020). Public Health in the Information Age: Recognising the Infosphere as a Social Determinant of Health. *Journal of Medical Internet Research* 22(8): e19311. doi: 10.2196/19311
- Morley, Jessica, Machado, Caio C.V., Burr, Christopher, Cows, Josh, Joshi, Indra, Taddeo, Mariarosaria & Floridi, Luciano (2020) The Ethics of AI in Health Care: a Mapping Review. *Social Science & Medicine* doi:10.1016/j.socscimed.2020.113172.
- Murero, Monica & Rice, Ronald E. (eds.). (2006). *The Internet and Health Care: Theory, research and practice*. Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum Associates.
- Noar, Seth M. & Harrington, Nancy Grant (eds.) (2012). *eHealth Applications: Promising Strategies for Behavior Change*. New York: Routledge.
- Oh, Hans, Rizo, Carlos, Enkin, Murray & Jadad, Alejandro (2005). What Is eHealth (3): A Systematic Review of Published Definitions. *Journal of Medical Internet Research* 7(1): e1. doi: 10.2196/jmir.7.1.e1. <https://www.jmir.org/2005/1/e1/>
- Paris, John J. & Ferranti, Jeffrey (2001). The Changing Face of Medicine: Health Care on the Internet. *Journal of Perinatology* 21, 34-39.
- Pickstone, John V. (2001). *Ways of Knowing: A New History of Science, Technology, and Medicine*. Chicago: University of Chicago Press.
- Pickstone, John V. (2007). Working Knowledges Before and After circa 1800. Practices and Disciplines in the History of Science, Technology, and Medicine. *Isis* 98, 489-516.
- Powell, John A., Darvell, M. & Gray, JAM (2003). The doctor, the patient and the world-wide web: how the internet is changing healthcare. *Journal of the Royal Society of Medicine* 96, 74-76.
- Rice, Ronald E. & Katz, James E. (eds.). (2001). *The Internet and Health Communication: Experience and expectations*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Ropolyi, László (2013). *Philosophy of the Internet. A Discourse on the Nature of the Internet*. Budapest: Eötvös Loránd University. https://regi.tankonyvtar.hu/hu/tartalom/tamop412A/2011-0073_philosophy_of_the_internet/index.html

- Ropolyi, László (2014). Prolegomena to a Web-Life-Theory. *Acta Universitatis Sapientiae, Communicatio* 1, 9-19.
- Ropolyi, László (2018). Toward a Philosophy of the Internet. *APA Newsletter on Philosophy and Computers* 17(2), 40-49.
- Russell, Coile, C. Jr. (2000). E-Health: Reinventing Healthcare in the Information Age. *Journal of Healthcare Management*. 45(3), 206-210.
- Shah, Ubaid Ullah (2018). Web 2.0 & Public Health. *Library Philosophy and Practice (e-journal)*. 2030. <http://digitalcommons.unl.edu/libphilprac/2030>
- Schweitzer, Julian & Synowiec, Christina (2012). The Economics of eHealth and mHealth. *Journal of Health Communication: International Perspectives*, 17(supp1), 73-81. doi: 10.1080/10810730.2011.649158
- Tamburris, Oscar, Mangia, Massimo, Contenti, Mariangela, Mercurio, Gregorio & Rossi Mori Angelo (2012). The LITIS conceptual framework: measuring eHealth readiness and adoption dynamics across the Healthcare Organizations. *Health and Technology* 2, 97-112. doi: 10.1007/s12553-012-0024-5
- Tegmark, Max (2017). *Life 3.0: Being Human in the Age of Artificial Intelligence*. New York: Alfred Knopf.
- The Lancet Digital Health. Editorial. (2019). A digital (r)evolution: introducing The Lancet Digital Health. *The Lancet Digital Health*, 1, e1. doi: 10.1016/S2589-7500(19)30010-X [https://www.thelancet.com/journals/landig/article/PIIS2589-7500\(19\)30010-X/fulltext](https://www.thelancet.com/journals/landig/article/PIIS2589-7500(19)30010-X/fulltext)
- Tyrrell, Stuart (2002). *Using the Internet in Healthcare* (2nd edition). Abingdon: Radcliffe Medical Press.
- van Rooij, Tibor & Marsh, Sharon (2016). eHealth: past and future perspectives. Review. *Personalized Medicine* 13(1), 57-70.
- Weber-Jahnke, Jens, Peyton, Liam & Topaloglou, Thodoros (2012). eHealth system interoperability. *Information Systems Frontiers* 14, 1-3. doi: 10.1007/s10796-011-9319-8
- Weerasinghe, Dasun (ed.) (2008). *Electronic Healthcare*. First International Conference, eHealth 2008. Berlin: Springer.
- West, Darrell M. & Miller, Edward Alan (2009). *Digital medicine: health care in the Internet era*. Washington D.C.: Brookings Institution Press.
- Whitehouse, Diane, Wilson, Petra & Rosenmüller, Magdalene (2014). Introducing eHealth: Past, Present and Future. In: M. Rosenmüller,

- D. Whitehouse & P. Wilson (eds.): *Managing eHealth. From Vision to Reality*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 1-15.
- Yin, Yuehong, Zeng, Yan, Chen, Xing & Fan, Yuanjie (2016). The internet of things in healthcare: An overview. *Journal of Industrial Information Integration*. 1, 3-13. doi: 10.1016/j.jii.2016.03.004
- Yom-Tov, Elad (2016). *Crowdsourced Health. How What You Do on the Internet Will Improve Medicine*. Cambridge, MA: The MIT Press.

Note:

The paper is based on my lecture given at the Medical University of Vienna on 24 May 2018. Thanks for the invitation to present my ideas on the topic.

Konflikttheorien

Daniela Hosner

Einleitung

Konflikte gehören zur Geschichte der Menschheit und sind in der heutigen globalisierten Welt allgegenwärtig. Konflikte können in unterschiedlichen Situationen, Formen und Ausprägungen auftreten und von Meinungsverschiedenheiten und in unterschiedlicher Intensität von Konkurrenz, Streit, Kampf bis hin zu Kriegen reichen. Häufig wird bereits von Konflikten gesprochen, sobald es im Rahmen eines Gesprächs zu einem Widerspruch kommt. Doch was genau sind Konflikte, was sind deren Ursachen und wer sind die Beteiligten?

Eine allgemeine Definition beschreibt den sozialen Konflikt als einen sozialen Tatbestand, „*an dem zwei oder mehr Parteien beteiligt sind und dessen Ausgangspunkt Unterschiede in der sozialen Lage und/oder Unterschiede in der Interessenkonstellation sind*“ (Imbusch 2010: 149). Des Weiteren wird der soziale Konflikt als „*universeller, d.h. in allen Gesellschaften vorfindbarer Prozess der Auseinandersetzung, der auf unterschiedlichen Interessen sozialer Gruppierungen beruht, in unterschiedlicher Weise institutionalisiert ist und ausgetragen wird*“ (Kopp & Schäfers 2010: 140) definiert.

Der Konflikt zählt zweifelsohne zu den Grundbegriffen der Soziologie und ist somit ein interdisziplinärer, theorieübergreifender Begriff, der je nach sozialwissenschaftlicher Theorierichtung unterschiedlich definiert wird (vgl. Bonacker 2008). Es gibt eine Vielzahl konflikttheoretischer Ansätze, die sich nach Analyseebene (intrapersonal, interpersonal, international), Reichweite wie auch nach synthetischen und analytischen Kriterien unterscheiden lassen. Hinsichtlich der Reichweite wird die individuelle von der gesellschaftlichen oder politikwissenschaftlichen Ebene unterschieden. Synthetische Konfliktmodelle legen den Fokus auf den Konflikt an sich, in Verbindung mit dem Umfeld, den Ursachen wie den Verlaufsformen und beschäftigen sich mit den Funktionen von Konflikten. Analytische Konflikttheorien sehen den Konflikt als soziologischen Tatbestand an und

setzen sich insbesondere mit den Instrumenten und Werkzeugen zur Analyse von Konflikten auseinander (vgl. Imbusch 2010).

Der vorliegende Beitrag fokussiert auf Konflikte, die über die intrapersonale Ebene hinausreichen und gesellschaftliche Konflikte zwischen Individuen und Gruppen betreffen sowie den synthetisch orientierten Konflikttheorien zugerechnet werden. Folglich wird ausschließlich von sozialen Konflikten die Rede sein, die zwischen einzelnen und mehreren Personen bzw. sozialen Gruppen, Individuen und Gruppen sowie Organisationen und Staaten auftreten (vgl. Kopp & Schäfers 2010).

Bei einer näheren Beschäftigung mit sozialen Konflikten aus einer soziologischen Perspektive ergibt sich rasch die Frage nach deren Ursache und Entstehung. Häufig werden Konflikte, die in der Natur des Menschen verortet werden, unterschieden von solchen, die durch Vergesellschaftung bzw. Vergemeinschaftung entstehen. Gemeinsam ist beiden Positionen, dass der Wettbewerb um knappe Güter als primärer Auslöser von Konflikten angesehen wird (vgl. Bonacker 2008).

Als Konfliktursachen werden in der soziologischen Konflikttheorie *„auch die Ungleichverteilung von Lebenschancen (Dahrendorf) und sozialem, kulturellem oder ökonomischem Kapital (Bourdieu) (...) – die Pluralisierung von Werten, aber auch die Differenzierung gleichrangiger Funktionssysteme (Luhmann) oder autonomer Handlungsfelder sowie unterschiedlicher Lebensstile (Bourdieu)“* (Bonacker 2008: 23) angeführt. Konflikte haben somit sachliche und soziale Gründe. Konfliktanlässe sind jedoch mitunter auch in individualpsychologischen Ursachen zu suchen, jedoch *„ist das Handeln individueller Personen nur insoweit Gegenstand der Konflikttheorie, als die Anwesenheit einer Person in der Konfliktsituation, ihre Interessen und Handlungsmittel durch ihre Mitgliedschaft in Organisationen und sozialen Gesellschaften begründet ist. Die Bedingungen und der Verlauf individuellen Konflikthandelns selbst fallen in den Gegenstandsbereich der Verhaltenstheorie“* (Giesen 1993: 101).

Grundlegende Voraussetzung für soziale Konflikte ist eine Form der Vergesellschaftung, denn es handelt sich um keinen sozialen Konflikt, wenn sich zwei Gruppen bzw. Gesellschaften als völlig fremd gegenüber treten. Soziale Konflikte sind also vielmehr Prozesse, die sich im Spektrum einer universellen, gleichförmigen Inklusion in Form einer Weltgesellschaft auf der einen Seite und einem Kriegszustand als Fehlen jeglicher Vergemein-

schaftung auf der anderen Seite verorten lassen. In dieser Bandbreite wird schließlich Vergesellschaftung auf- und abgebaut. Vom Kriegszustand, der von Gewalt, Desorientierung und Anomie begleitet wird, bis zum moralischen Ideal des vollkommenen Konsenses kommt es je nach Vergesellschaftungsstadium zur friedlichen bis zur gewaltförmigen Artikulation von Konflikten, die in Form von Rangordnungs-, Verteilungs- und Regelkonflikten auftreten. Rangordnungskonflikte stehen in Verbindung mit dem Problem sozialer Ungleichheit, während der Ursprung von Verteilungskonflikten in der Knappheit von Ressourcen liegt. Bei so genannten Regelkonflikten, die Kontingenz, Gültigkeit und Beachtung von Normen und Regeln zum Thema haben, handelt es sich um eine Generalisierung und höchstmögliche Versachlichung der Problembezüge. Das bedeutet, dass mit einem zunehmenden Zivilisierungsgrad der menschlichen Gesellschaften auch die Wahl der Konfliktmittel weitgehend rationalisiert wird. Dies bedeutet jedoch nicht, dass es durch neue Auseinandersetzungen oder Situationen nicht wieder zu einem Rückfall in weniger zivilisierte Konfliktformen (in diesem Zusammenhang Rangordnungs- und Verteilungskonflikte) kommen kann (vgl. Giesen 1993).

Der soziale Konflikt kann in unterschiedlichen Formen, beispielsweise als Debatte, (Wett-)Kampf, Streik oder Krieg in Erscheinung treten. So entsprechen die vielfältigen sozialen Beziehungen der Vielfältigkeit von sozialen Konflikten. Bei der Konfliktaustragung selbst spielt wiederum die Regelung von Konflikten (Art, Umfang, Verbindlichkeit) wie auch das Ausmaß und die Intensität von Macht und Gewaltausübung eine große Rolle. Jedoch muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, dass Kriege und die damit verbundene Gewalt zu den am wenigsten erforschten soziologischen Gebieten gehört, was unter anderem mit der fehlenden Unterscheidung in Mikro- und Makrogewalt zu tun hat. So lässt sich individuelle Gewalt nicht einfach aufsummieren und ohne weiteres auf kollektive Gewaltphänomene übertragen. Auch der soziologische Theorierahmen ist wenig dazu geeignet, konkrete Gewalterfahrungen und Katastrophen zu analysieren (vgl. Imbusch 2005, Kopp & Schäfers 2010).

Während also die Erklärung von Zivilisationsbrüchen, wie sie beispielsweise im Ersten und Zweiten Weltkrieg stattgefunden haben, ein Randthema in der soziologischen Forschung bleibt, sind gesellschaftliche Entwicklung allgemein bzw. der so genannte soziale Wandel durchaus

zentraler Untersuchungsgegenstand der Soziologie. Dabei wird der soziale Wandel in der Konflikttheorie eng mit dem Konfliktbegriff verwoben und wird dabei als selbstverständlicher „Normalfall der sozialen Wirklichkeit“ angesehen. Dabei werden die Labilität und die Flexibilität gesellschaftlicher Beziehungen hervorgehoben. Folglich wird von Vergesellschaftungs- und Strukturierungsprozessen anstatt von stabilen Strukturen und Gesellschaften gesprochen. In welcher Art und Weise der soziale Wandel Ausdruck findet, ist eng mit dem Auftreten von sozialer Ungleichheit und der Reaktion und den Handlungen des institutionellen Zentrums in einer Gesellschaft verbunden (vgl. Giesen 1993).

Historischer Überblick

Während die ersten Konfliktmodelle bereits ab dem 16. Jahrhundert entwickelt wurden, erreichte die soziologische Konflikttheorie Mitte des 20. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Obwohl von zahlreichen Soziologinnen und Soziologen schon zuvor aufgegriffen und bearbeitet, war von der Konflikttheorie als eigener Theorietradition erst nach dem Zweiten Weltkrieg die Rede. Besonders in den 1950er und 60er Jahren kam es zu einer intensiven Auseinandersetzung mit Konflikttheorien. Dabei trugen die Autoren Coser und Dahrendorf wesentlich zur Etablierung der Konflikttheorie als eigenes Theoriefeld bei, worauf später noch näher eingegangen wird. Auch um die Jahrtausendwende waren soziale Konflikte immer wieder Thema soziologischer Abhandlungen. Es folgt nun ein kurzer Überblick über einige der wichtigsten Vertreterinnen und Vertreter, die wichtige Beiträge zur (Weiter-)Entwicklung einer soziologischen Konflikttheorie geleistet haben. Der Fokus liegt wie bereits erwähnt auf synthetisch orientierten Konflikttheorien.

Die Grundbausteine der modernen Konflikttheorien legten mit Beginn der Neuzeit **Niccolò Machiavelli** (1469-1527), **Thomas Hobbes** (1588-1679) und später **Charles Darwins** (1809-1882). Machiavelli zeichnet dabei ein durchwegs negatives Menschenbild und stellt dabei das Konflikthandeln als eigengesetzliche Sphäre dar (vgl. Giesen 1993). Hobbes wiederum sah den Krieg als Naturzustand menschlicher Beziehungen an, der durch die Übertragung aller Befugnisse und Zwangsmittel an einen machtvollen Souverän gezähmt werden muss. Dabei soll der Staat in Form eines Gemeinwesens als primärer Ursprung der Ordnung gelten und derart einen fiktiven

Gesellschaftsvertrag ermöglichen (vgl. Imbusch 2010). Dieser Staat (bei Hobbes als Leviathan bezeichnet) kann als künstlicher Mensch gesehen werden, der Frieden, Schutz und Sicherheit gewährleisten soll und durch einen Verzicht der Menschen auf eine individuelle Gewaltausübung zu einer wirksamen Konfliktregulierung beiträgt. Hobbes Schriften wurden in weiterer Folge von Locke, Rousseau, Kant und im 20. Jahrhundert von Rawls, Nozick und Buchanan u.a. weiterentwickelt (vgl. Noetzel 2008) und waren damit nicht nur prägend für die heutige Staatenbildung, sondern auch für die Konflikttheorie.

Darwins Evolutionstheorie stellte die zentralen Aspekte von Konflikt und Konkurrenz sowie zentrale Antriebskräfte für Wandel und Fortschritt heraus und trug so ebenfalls zur Entwicklung einer Theorie sozialer Konflikte bei. Dabei ist der Konflikt als menschlicher Überlebenskampf ein zentraler Bestandteil des Lebens. An Darwin anschließend beschäftigte sich unter anderem auch Herbert Spencer mit verschiedenen Aspekten der Evolutionstheorie und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Fortschritt bzw. Wandel. Dabei wird im so genannten Sozialdarwinismus der Konflikt als nützliches Selektionsprinzip bewertet (vgl. Imbusch 2010).

Weitere zentrale Bausteine zum Entstehen der Konflikttheorien legten **Karl Marx** (1818-1883), **Max Weber** (1864-1920) und **Georg Simmel** (1858-1918), indem sie das Fundament der nachfolgenden Unterteilung sozialwissenschaftlicher Konflikttheorien in verschiedene Bereiche legten. Dabei wird Georg Simmel oft als eigentlicher Begründer der Konflikttheorie genannt, da er „*die formalen Merkmale von Konfliktbeziehungen zum Gegenstand der soziologischen Theorie und Analyse*“ (Imbusch 2010: 161) gemacht hat.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam es zur Entwicklung von zwei Strängen konflikttheoretischen Denkens. Auf der einen Seite makrosoziologische Theorieansätze, auf der anderen Seite solche, die mehr einer individualistischen Perspektive verhaftet sind. Makrotheoretische Theoriemodelle analysieren gesellschaftliche Konflikte zwischen (größeren) Gruppen und treffen darüber hinaus „*Aussagen über Widersprüche, Interessen-, Macht- und Herrschaftskonstellationen*“ (Imbusch 2010: 161), was auch Rückschlüsse auf Veränderungen in der Gesellschaft und in weiterer Folge auf den sozialen Wandel von Gesellschaften zulässt. So stehen die Aspekte Macht und Herrschaft bei Marx und Weber sowie später auch bei Dahrendorf im Zentrum der Betrachtung von Konflikten. Zentraler Vertreter eines indi-

vidualistisch geprägten Theorieansatzes ist Simmel, der den Konflikt selbst (mit den Ausprägungen Streit, Konkurrenz und Kampf) als Form der Vergesellschaftung betrachtet (vgl. Imbusch 2010). Daran anschließend entwickelte wiederum Coser seine Theorie sozialer Konflikte (vgl. Coser 2009).

Nach der Hochblüte der Konflikttheorie Anfang und Mitte des 20. Jahrhunderts beschäftigten sich auch andere Disziplinen wie Pädagogik, Psychologie oder Biologie mit der Dynamik von Konflikten. In der Folge entwickeln sich zahlreiche Theoriemodelle, die sich mit den unterschiedlichsten Fragestellungen beschäftigen, wie soziobiologische, evolutionistische, vertrags- und spieltheoretische Ansätze, aber auch Theorien über soziale Bewegungen und Revolutionen wie auch feministisch geprägte Theorieansätze. In der Soziologie selbst manifestierten sich soziale Konflikte beispielsweise in der Schichtungs- und Ungleichheitsforschung wie auch der historischen, feministischen, systemtheoretischen und politischen Soziologie. In der Folge leisteten zahlreiche weitere Autorinnen und Autoren (u.a. Rapoport, Habermas, Luhmann, Bourdieu, Fraser und Honneth) wertvolle Beiträge zur Konflikttheorie (vgl. Imbusch 2010).

Konflikttheorie im 20. Jahrhundert

Aufgrund der großen Relevanz für die Entwicklung der Konflikttheorien wird in der Folge die Zeit von Beginn bis Mitte des 20. Jahrhundert näher beleuchtet und auf die Unterscheidung zwischen makrotheoretischen und individualistischen Theorieansätzen sowie deren primäre Vertreter eingegangen.

Konflikte: Macht und Herrschaft

Karl Marx vollzieht in seinem makrotheoretischen Beitrag zur Konflikttheorie einen Wandel des Verhältnisses von Gesellschaft und Konflikt, da er die Ursachen von Konflikten (wie einst Hobbes) nicht mehr in der menschlichen Natur, sondern in gesellschaftlichen Strukturen verortet, die veränderbar sind. In diesem Zusammenhang ist für ihn der so genannte Klassenkampf die vorherrschende gesellschaftliche Konfliktform. Dabei führt die Entwicklung von Eigentum und Arbeitsteilung zu unterschiedlichen Klassen und folglich zu Ungleichheiten in der Gesellschaft, die in der verschiedenen Position im Produktionsprozess und dem (Nicht-)

Besitz von Produktionsmitteln begründet liegen (vgl. Giesen 1993). Eine Klasse (die Bourgeoisie) verfügt dabei über alle Produktionsmittel, die der Bedürfnisbefriedigung aller Menschen dienen, während eine andere Klasse (das Proletariat) über kein Eigentum verfügt und daher die eigene Arbeitskraft am Arbeitsmarkt anbieten muss (vgl. Demirović 2008). Diese Aufteilung führt in der Folge zu unterschiedlichen Interessen und kann schließlich in politischen Auseinandersetzungen und Konflikten zwischen den Klassen – dem Klassenkampf – münden. Voraussetzung dafür ist jedoch die Organisation der jeweiligen Klassen in Gruppen (vgl. Dahrendorf 1957). Für Marx ist folglich die Klasse die dominante Vergesellschaftungsform und die gesamte menschliche Geschichte von Klassenkämpfen geprägt (vgl. Imbusch 2010).

Konflikte werden zudem auf die ungleiche Verteilung von Reichtum und der dadurch entstehenden Gesellschaftshierarchie zurückgeführt, jedoch schenkt Marx der Regelung dieser Konflikte und Interessengegensätze keine weitere Aufmerksamkeit. Somit ist für Marx der fundamentale Klassenkonflikt erst in einer klassenlosen Gesellschaft auflösbar (vgl. Giesen 1993, Bonacker 2008).

In der Folge war Marx' Theorie häufig mit Kritik konfrontiert: Dies lag neben der einseitigen Betrachtung von Konflikten (als exklusive Klassen- und Interessenkämpfe) und der Nichtbeachtung anderer Konfliktformen und -felder auch am Konstrukt der politischen Ökonomie, welches sich aufgrund der Veränderung des Verhältnisses von Staat zu Gesellschaft als unbrauchbar erwiesen hat. Zudem wurde unter anderem Kritik an der Vermischung bzw. dem Übergang von soziologischen Aspekten zu geschichtsphilosophischen Postulaten und Prognosen geäußert (vgl. Dahrendorf 1957).

Max Weber widmete sich im Unterschied zu Marx vorwiegend dem sozialen Handeln (definiert als auf die Handlungen anderer Personen bezogen) bzw. dem Kampf als spezifische Form des sozialen Handelns als Beginn aller soziologischen Reflexion (vgl. Weber 1985). Weber entwickelte die Theorie des Klassenkonfliktes von Marx weiter und verortet dabei Konflikte nicht in der vertikalen, sondern der horizontalen Differenzierung der Gesellschaft. Demzufolge entscheiden Individuen selbst, welche Werte sie als verbindlich ansehen. Konflikte sind für Weber (unter anderem)

soziale Beziehungen, „in der das Handeln an der Durchsetzung eigener Ansprüche gegen den Willen anderer orientiert ist“ (Bonacker 2008: 20).

Dabei steht der Kampf um Macht im Mittelpunkt der Analyse und wird in der Folge mit Herrschaft und sozialer Ungleichheit verknüpft. Demzufolge werden Konflikte sowohl in der Wirtschaftsordnung wie auch in der sozialen und politischen Ordnung ausgetragen. Mit dieser Position erfährt die sozialwissenschaftliche Konflikttheorie eine Wende in Richtung eines Macht- und Herrschaftsdiskurses und Konflikte werden als spezifische soziale Beziehungen untersucht (vgl. Bonacker 2008, Imbusch 2010). Macht wird in diesem Kontext bei Weber als „Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 1985: 28) definiert.

Da soziale Handlungen immer auch mit Macht, Spannungen und Unruhen verbunden sind, bedarf es einer Konfliktregelung in Form von Normen, Regeln und Gesetzen. In diesem Zusammenhang werden von Weber die positiven Eigenschaften von Kämpfen hervorgehoben, da Konflikte durch die Einführung, Entwicklung und Evaluierung von Normen, Regeln und Gesetzen zum sozialen Wandel beitragen können. Hierbei ist der Grad der Institutionalisierung von Konflikten ausschlaggebend, der letztlich in der jeweiligen Gesellschaftsform (Demokratie, Diktatur etc.) seinen Ausdruck findet (vgl. Bornschieer 2007, Koenig 2008).

An Marx und Weber anschließend beschäftigt sich **Ralf Dahrendorf** (1929-2009) ab den 1950er Jahren mit der makrotheoretisch geprägten Sichtweise von Konflikten, die zur Beobachtung von langfristigen Entwicklungen in Gesellschaften geeignet ist. Demzufolge können Konflikte zu einer Erhöhung von Lebenschancen (vgl. Dahrendorf 1979) und zur Emanzipation (vgl. Marx 1919) beitragen.

Dahrendorf schließt mit seinem Beitrag zur Konflikttheorie durch die (modifizierte) Bearbeitung aktueller Herrschaftsverhältnisse als Erklärungsursache für Konflikte insbesondere an die Überlegungen von Marx an, ohne die Ursachen aber zentral auf Produktions- und Eigentumsverhältnisse zurückzuführen. Soziale Konflikte sind für Dahrendorf unvermeidlich, alltäglich wie auch strukturimmanent und sind folglich ausschließlich in Hinblick auf endogen auftretenden sozialen Wandel zu analysieren, wobei von einer grundsätzlichen Instabilität der System-

elemente ausgegangen wird (vgl. Niedenzu 2001). Dabei „*zerfällt jede Herrschaftsordnung in Konservative, die ein Interesse am Erhalt der bestehenden Ordnung haben, und Progressive, die am Wandel der Ordnung und an Veränderung interessiert sind*“ (Imbusch 2010: 163). Das heißt, dass die Systemelemente grundsätzlich in konfliktträchtiger Beziehung zueinanderstehen, was zu einem ständigen Wandel der Gesellschaft führt. Soziale Konflikte werden somit vorwiegend auf Gesellschaftsebene für Gruppen, bei denen ein Rangunterschied besteht, untersucht, was dazu führt, dass alle Gesellschaftsmitglieder bei Auseinandersetzungen einer der beiden Gruppen zugeteilt werden können. Eine zentrale Rolle spielt somit die Über- bzw. Unterordnung in Gruppenkonflikten (vgl. Niedenzu 2001).

Die Bewusstwerdung der durch die Ungleichheit entstehenden, antagonistischen Interessenlagen durch die untergeordnete Gruppe kann zur Organisation von Konfliktgruppen führen. Die unterdrückten Gruppen können dann durch Konflikthandlungen versuchen, die bestehende Herrschaftsordnung zu ihrem Vorteil zu verändern. Da aber jede Herrschaftsordnung wieder zu einer neuen Ungleichheit führt, steht die Dynamik von Herrschaft, Konflikt und Wandel niemals still. Somit gibt es auch keine allumfassende und gültige Theorie des sozialen Wandels, da dieser allgegenwärtig ist und somit die Abwesenheit von Veränderungen der Ausnahmefall bleibt. Überdies können keine Aussagen über die Richtung des sozialen Wandels und der damit verbundenen Veränderung und Entwicklung einer Gesellschaft getroffen werden (vgl. Dahrendorf 1974, Giesen 1993).

Dahrendorf betont jedoch die positiven Funktionen von sozialen Konflikten im Hinblick auf den sozialen Wandel und die Entwicklung gesamter Gesellschaften. Dabei bleibt der Anwendungsbereich seiner Konflikttheorie jedoch auf industrielle Gesellschaften beschränkt, wo der Entwicklungsprozess infolge der Regulierung und Anerkennung von Konflikten, erfasst werden kann. Demzufolge sind nur diejenigen sozialen Konflikte gesellschaftlich fruchtbar und nützlich, die geregelt und institutionalisiert werden können (vgl. Dahrendorf 1974, Imbusch 2010).

Konflikte als Vergesellschaftung

Im Zentrum der soziologischen Theorie von **Georg Simmel** stehen die formalen Konfliktbeziehungen zwischen Personen, die von Marx und

Weber weitgehend vernachlässigt wurden. Simmel spricht im Zusammenhang von Auseinandersetzungen von Streit und in diesem Kontext ist für ihn das Mittel zur Streitschlichtung der Kompromiss (vgl. Simmel 1923). Es kommt dabei nicht auf die Inhalte bzw. die Konfliktursachen an; vielmehr steht die Form, das „Wie“ der Konflikte – und eng damit verbunden deren Austragungsform – im Zentrum seiner soziologischen Analyse. Derart werden auch die sozialen Beziehungen zwischen den Menschen erlebbar, die schließlich in ein allgemeines gesellschaftliches Gefüge münden (vgl. Krysmanski 1971, Stark 2008).

Überdies verweist Simmel auf die Universalität von Konflikten, die er vorwiegend in einem Aggressions- und Feindseligkeitstrieb aller Menschen begründet sieht. Mit Simmel werden zu Beginn des 20. Jahrhunderts erstmals die positiven Funktionen von Konflikten hervorgehoben: So strukturieren Konflikte soziale Beziehungen, ebenso wie formale Merkmale von Konfliktprozessen. Somit stellen Konflikte für Simmel nicht die Gesellschaft an sich in Frage, sondern Konflikte sind für ihn Gesellschaft. Dabei spielen für Simmel die Konfliktursachen keine Rolle, weswegen Konflikte weder eine positive noch eine negative Bewertung erfahren (vgl. Giesen 1993, Bornschie 2007, Bonacker 2008).

Die soziale Wirklichkeit ist somit von einem „*Nebeneinander von assoziativen Prozessen, die auf Gemeinschaftsbildung, Integration und Systembildung hinzielen, und dissoziativen Prozessen*“ (Giesen 1993: 90) geprägt, die in Form von Konflikten, Auseinandersetzungen und Aufspaltungen von sozialen Einheiten ihren Ausdruck finden. Somit stellen sowohl integrierende wie auch dissoziative Prozesse fundamentale und universelle Ausprägungen von sozialen Beziehungen dar und sind somit konstituierend für den Bestand der sozialen Einheit (vgl. Giesen 1993).

Im Anschluss an Simmel beschäftigt sich **Lewis Alfred Coser** (1913-2003) Mitte des 20. Jahrhunderts mit den positiven Funktionen des Konflikts und betont wie Simmel, dass sowohl Stabilität als auch Veränderung zur Gesellschaft gehören. Zudem leistet Coser einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis der Funktionen von Konflikten, vor allem im Hinblick auf den Wandel von Gesellschaften (vgl. Coser 2009). Seine Theorie war eine der ersten, die sich der Analyse von sozialen Konflikten widmete. Dennoch wurde sein Beitrag zur Konflikttheorie teilweise kritisch aufgenommen, was nicht zuletzt daran lag, dass Coser versuchte seine Konfliktbetrachtung in

den Strukturfunktionalismus zu integrieren. Dies führte dazu, dass die positiven Funktionen und die damit verbundene Integrationskraft von sozialen Konflikten im Vordergrund seiner Betrachtung standen. Folglich wurde seine Theorie der sozialen Konflikte häufig als Konfliktfunktionalismus bezeichnet. Dennoch leistete Coser durch seine Analyse von Konfliktprozessen, deren Dauer, Reichweite und Intensität einen wesentlichen Beitrag zur Theorie der sozialen Konflikte, indem er zeigte, wie es durch die Artikulation und Lösung von sozialen Konflikten zu einer erhöhten Anpassungsfähigkeit sozialer Systeme kommen kann (vgl. Bühl 1976, Giesen 1993).

Coser unterscheidet in der Folge soziale Konflikte danach, ob sie innerhalb oder außerhalb einer Gruppe stattfinden. Coser geht dabei davon aus, dass es für eine Gruppe nicht möglich ist, eine harmonische Einheit zu bilden. Innerhalb einer Gruppe fördert der soziale Konflikt daher den Zusammenhalt und die Einheit der Gruppe oder stellt diese(n) wieder her, jedoch nicht uneingeschränkt, da die jeweilige Konfliktart und Gruppenstruktur eine große Rolle spielen. Daher gehen nur diejenigen Gruppen aus sozialen Konflikten innerhalb einer Gruppe gestärkt hervor, in denen es eine Grundübereinstimmung über Ziele, Interessen und Werte gibt. Kommt es in der Gruppe zu Auseinandersetzungen, die grundlegende Werte betreffen, werden soziale Konflikte häufig institutionalisiert oder toleriert. Kommt es zu Konflikten mit anderen Gruppen, bei Coser auch Fremdgruppen genannt, wird die innere Gruppenstruktur durch äußere Auseinandersetzungen geprägt. Gruppen, die beständig im Kampf mit anderen Gruppen bzw. der Umwelt stehen, erheben oft Anspruch auf die gesamte Persönlichkeit der Gruppenmitglieder und sind von einer starken Intoleranz gegenüber abweichenden Mitgliedern geprägt. Gruppen, die nicht im dauernden Konflikt mit der Außenwelt liegen, verfügen über eine flexiblere Gruppenstruktur und sind daher viel eher bereit, Abweichungen innerhalb der eigenen Reihen zu tolerieren. Der Grad der Akzeptanz bzw. Institutionalisierung ist freilich von Gruppe zu Gruppe unterschiedlich (vgl. Coser 2009).

Die positiven Funktionen sozialer Konflikte liegen für Coser also vorwiegend in der Stabilisierung sozialer Verhältnisse, aber auch in der Abgrenzung sozialer Systeme nach außen und damit eng verbunden die Kohäsion und normative Integration im Inneren der Konfliktgruppe sowie

die Stärkung der Solidarität. Zudem können soziale Konflikte auch bei Coser zum sozialen Wandel und einer Steigerung der Flexibilität und Anpassungsfähigkeit sozialer Strukturen beitragen. Zudem prägte Coser den Unterschied zwischen echten und unechten Konflikten, wobei sich unechte Konflikte für ihn immer als dysfunktional darstellen (vgl. Coser 2009, Imbusch 2010).

Dysfunktional sind soziale Konflikte immer dann, wenn keine entsprechende Institutionalisierung bzw. Toleranz dieser Konflikte gewährleistet ist, wobei das Gleichgewicht der sozialen Systeme oder Gruppen nicht durch den Konflikt selbst, sondern durch die zunehmende Starrheit des Systems bedroht ist. Eine Anstauung von Aggressionen und Unzufriedenheit können Folge davon sein. Kommt es in starren sozialen Systemen zum Ausbruch von Konflikten, haben diese oft eine vernichtende Wirkung. Somit scheint der direkte Ausdruck von Emotionen, verbunden mit der Austragung von Konflikten, eher dazu geeignet, soziale Systeme wie Gruppen oder Gesellschaften zusammenzuhalten (vgl. Coser 2009).

Ausblick

Der soziale Konflikt als zentrale soziologische Kategorie dient auf der einen Seite als wichtiger Motor und Indikator für sozialen Wandel und somit für die Entwicklung von Gesellschaften. Auf der anderen Seite kommt es auch immer wieder zu Phasen der gesellschaftlichen Integration, die jedoch in demokratischen Prozessen ausgehandelt und geregelt werden müssen. In totalitären und starren Strukturen und Gesellschaftssystemen kann es zu einer Aushebelung der integrierenden Wirkung von sozialen Konflikten auf die Gesellschaftsstruktur kommen, was gewaltsame Auseinandersetzungen zur Folge haben kann. Somit scheinen sich in Gesellschaften Phasen der Integration und solche des sozialen Wandels gegenseitig zu bedingen (vgl. Giesen 1993, Bonacker 2008).

Die Entwicklung der Konflikttheorie im 20. Jahrhundert hat wesentlich zur Befreiung der Gegenüberstellung der beiden Extreme – vollständige Integration und Anarchie bzw. Kriegszustand – beigetragen, was zu einer Entpolitisierung, Verallgemeinerung und Entdinglichung des Konfliktbegriffs geführt hat. Durch die Entpolitisierung erfährt der Konflikt keine

normative Auf- oder Abwertung mehr, der Konflikt an sich ist also weder gut noch schlecht. Dadurch kommt es zu einer Freilegung des Konfliktbegriffs, der nun nicht mehr ident mit dem Begriff des sozialen Wandels ist und somit nicht mehr ausschließlich die desintegrativen Aspekte von sozialen Konflikten im Vordergrund stehen. Folglich kann sich die theoretische Auseinandersetzung damit beschäftigen, was Konflikte eigentlich sind und wie mit ihnen umgegangen wird. Gleichzeitig führt die genannte Freilegung zu einer Verallgemeinerung, was die Definition sozialer Konflikte zunächst unbestimmter und weiter werden lässt, wodurch andere, neue Konfliktformen auftauchen können, die nicht mehr ausschließlich aus sozialen Beziehungen erwachsen. Eine Entdinglichung des Konfliktbegriffs findet insofern statt, da *„immer seltener direkt von Konflikten auf dahinterliegende Strukturen geschlossen“* (Bonacker 2008: 13) werden kann, was der Konfliktforschung die Beschäftigung mit dem Prozesshaften eines Konfliktes ermöglicht. Statt nach den Konfliktursachen zu suchen, stehen fortan vermehrt die Bedingungen im Fokus, die für den Übergang eines Konfliktes von einem latenten in einen manifesten Zustand sorgen. In diesem Kontext spielt auch das vorhandene Bewusstsein der Konfliktparteien darüber, dass eine Auseinandersetzung im Raum steht, eine große Rolle. *„Konflikte müssen kommuniziert werden, sonst macht es wenig Sinn, sie zu einem sozialwissenschaftlichen Gegenstand zu machen.“* (Bonacker 2008: 14).

Als Anlass für die Beschäftigung mit Konflikttheorien können beispielsweise die zahlreichen aktuellen Konfliktherde und neue Konfliktkonstellationen gelten. Im Zuge dieser (internationalen) Auseinandersetzungen entstehen immer wieder neue Nationalstaaten mit zahlreichen multiplen (Eigen-)Interessen, während auf der anderen Seite supranationale und multinationale Organisationen die Abgabe von Souveränität der einzelnen Nationalstaaten einfordern. Dies führt im Zuge der weltweiten Globalisierung immer wieder zu Ambivalenzen, die Konfliktpotential in sich bergen: So kann eine Institutionalisierung von Konflikten oft eine Verschärfung der bestehenden Konfliktlinien nach sich ziehen, die bis hin zu gewaltsamen Auseinandersetzungen reichen können. Darüber hinaus ergeben sich nicht zuletzt durch die weltweiten Migrationsbewegungen und die dadurch entstandenen multikulturellen Gesellschaften neue Herausforderungen, was die Institutionalisierung und Regelung von Konflikten betrifft. Schließlich kommt auch den Massenmedien eine große Bedeutung

und Verantwortung hinsichtlich der Inszenierung und Präsentation von Konflikten zu (vgl. Bonacker 2008).

Abseits von Konflikten zwischen Nationalstaaten kann auf gesellschaftlicher Ebene eine wachsende Individualisierung beobachtet werden. In einer beschleunigten Welt müssen Entscheidungen im Alltag von Einzelpersonen allein, unter (Zeit-)Druck, Abhängigkeit und Unsicherheit gefällt werden. Zudem scheinen in heutigen Gesellschaften häufig Wertkonflikte und unterschiedliche Weltbilder Auslöser für soziale Bewegungen zu sein. Dies scheint sich insbesondere in postmodernen Gesellschaften zu manifestieren, wo es neben einer Individualisierung der Lebenslagen zu einer Koexistenz von Lebensstilen und Milieus gekommen ist. *„Hier ergeben sich Konflikte nicht mehr unmittelbar aus ökonomischen und sozialen Ungleichheiten zwischen Gruppen, sondern aus unterschiedlichen Vorstellungen von ‚richtigem‘ gesellschaftlichem Zusammenleben. Konfliktgruppen werden dann weniger durch vorgängige Interessen und Gemeinschaften, sondern durch die Teilnahme und Parteinahme an öffentlichen Diskussionen“* (Giesen 1993: 121) – also am Konfliktprozess geformt. Dies führt auch immer wieder zu gesellschaftlichen Veränderungen bzw. Wandel sowohl in progressiver wie auch regressiver Richtung (vgl. Bornschieer 2007). Aktuelle Beispiele für derartige Prozesse lassen sich in Bewegungen wie „Black Lives Matter“, „#MeToo“ oder der „Fridays-ForFuture“ verorten.

Die Diskussion der verschiedenen Beiträge zur Entwicklung einer Konflikttheorie zeigt die Vielfalt der unterschiedlichen Traditionen und Theoriemodelle. So ist der soziale Konflikt aus der Soziologie nicht mehr wegzudenken und bildet die Basis zahlreicher Theorien. Die Geschichte ist demzufolge *„das Ergebnis von Konflikten und Konkurrenzen zwischen kollektiven Akteuren, die sich um Herrschaft und Privileg, Rang und Einfluß, Eigentum und andere knappe Güter streiten“* (Imbusch 2010: 143).

Der Umstand, dass sich über die Zeit hinweg zahlreiche verschiedene Ansätze einer Konflikttheorie herausgebildet haben, hat naturgemäß auch zu Defiziten in der jeweiligen Betrachtungsweise geführt. So fehlen neben einer umfassenden Zusammenführung des bereits herausgearbeiteten Wissens über soziale Konflikte Beiträge, die das Zusammenspiel von Konfliktarten und -typen auf den verschiedenen Konfliktebenen näher untersuchen. Zudem fehlen vergleichende Analysen *„sowohl im Hinblick auf die Stärken einzelner konflikttheoretischer Zugänge als auch in Bezug auf typische*

Konfliktmuster, die Variationsbreite der Konfliktausprägung und die kulturell geprägten Konfliktverarbeitungsmechanismen von Gesellschaften“ (Imbusch 2010: 174). Schließlich würde noch eine tiefergehende Analyse der Integrationsfunktionen von sozialen Konflikten wie auch deren spezifischen Voraussetzungen ein weiteres Feld für die zukünftige theoretische Auseinandersetzung mit sozialen Konflikten eröffnen (vgl. Imbusch 2010).

Die Unvermeidbarkeit und Notwendigkeit sozialer Konflikte für gesellschaftliche Entwicklung wurde von zahlreichen Konflikttheoretikerinnen und Konflikttheoretikern eindrucksvoll hervorgehoben. Konflikte stehen außerdem in engem Zusammenspiel mit der Universalität sozialer Ungleichheit. Aus diesem Grund sind soziale Strukturen, die Konflikte zulassen, mit einem wertvollen Mittel ausgestattet, um auftretende Ungleichheiten zu vermeiden oder aber zu beheben (vgl. Coser 2009). Demzufolge ist die aktuelle konflikttheoretische Forschung und Analyse vorrangig „durch die kollektive Interessenlage und die Situation des Individuums in einer Institution oder einer Struktur der sozialen Ungleichheit (...)“ (Giesen 1993: 129) bestimmt.

Literatur

- Bonacker, Thorsten (Hrsg.) (2008): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH.
- Bornschieer, Volker (2007): *Konflikt, Gewalt, Kriminalität und abweichendes Verhalten. Ursachen, Zeit- und Gesellschaftsvergleiche*. Berlin: LIT Verlag.
- Bühl, Walter L. (1976): *Theorien sozialer Konflikte*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Coser, Lewis A. [1956] (2009): *Theorie sozialer Konflikte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH. Erstausgabe auf Deutsch 1965.
- Dahrendorf, Ralf (1957): *Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Dahrendorf, Ralf (1974): *Pfade aus Utopia. Zur Theorie und Methode der Soziologie*. München: R. Piper & Co. Verlag.

- Dahrendorf, Ralf (1979): *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.
- Demirović, Alex (2008): Die Konflikttheorie von Karl Marx. In: T. Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH, S. 47-64.
- Giesen, Bernhard (1993): Die Konflikttheorie. In: G. Endruweit (Hrsg.): *Moderne Theorien der Soziologie. Strukturell-funktionale Theorie. Konflikttheorie – Verhaltenstheorie. Ein Lehrbuch*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 87-134.
- Imbusch, Peter (2005): *Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektiven auf das 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlage für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH.
- Imbusch, Peter (2010): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien – ein Überblick. In: P. Imbusch & R. Zoll (Hrsg.): *Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH, S. 143-178.
- Koenig, Wiebke (2008): Die Konflikttheorie von Max Weber. In: T. Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH, S. 65-82.
- Kopp, Johannes & Schäfers, Bernhard (Hrsg.) (2010): *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlage für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH.
- Krysmanski, Hans Jürgen (1971): *Soziologie des Konflikts. Materialien und Modelle*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Marx, Karl (1919): *Zur Kritik der politischen Ökonomie*. Herausgegeben von Karl Kautsky. Stuttgart: Dietz-Verlag.
- Niedenzu, Heinz-Jürgen (2001): Kapitel 8: Konflikttheorie: Ralf Dahrendorf. In: J. Morel et al: *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*. München – Wien: R. Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- Noetzel, Thomas (2008): Die Konflikttheorie von Thomas Hobbes. In: T. Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH, S. 33-46.

- Simmel, Georg [1908] (1923): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. München und Leipzig: Verlag von Duncker & Humblot. (Viertes Kapitel: Der Streit, S. 186-255).
- Stark, Carsten (2008): Die Konflikttheorie von Georg Simmel. In: T. Bonacker (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. GWV Fachverlage GmbH, S. 83-96.
- Weber, Max (1985): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Besorgt von Johannes Winckelmann. Studienausgabe 19.-23. Tsd. Tübingen: J.C.B. Mohr.

Regulation der Nahrungsaufnahme: Sensorisch-somatische Wahrnehmung versus vegetative Information

Wolfgang Markt

Einleitung

Die Mechanismen von Hunger, Sättigung und Satttheit stehen in einem engen Zusammenhang mit der Regulation der Nahrungsaufnahme sowie der Regulation des Körpergewichts. Sättigung und Satttheit beziehen sich dabei auf unterschiedliche Zustände, wie dies auch in der Tabelle 1 zum Ausdruck kommt.

Definition Sättigung und Satttheit

• Sättigung

- Kurzfristiger Mechanismus der zur Beendigung einer Mahlzeit führt, bestimmt daher die pro Mahlzeit zugeführte Nahrungsmenge

• Satttheit

- Bestimmt die Zeit bis zur nächsten Mahlzeit und hat damit Einfluss auf die Mahlzeitenfrequenz.
 - Eine Rolle spielen dabei auch
- Die Höhe der Energieaufnahme pro Mahlzeit und
 - die Rate der Glukoseutilisation

Tabelle 1

Die neuronale Kontrolle der Nahrungszufuhr und die damit verbundene Kontrolle des Körpergewichts, unterliegen einer großen Zahl verschiedener Einflussfaktoren unterschiedlichster Art. Schon die Größe einer einzelnen Mahlzeit wird von vielen, qualitativ unterschiedlichsten Einflüsse determiniert, wie dies in der Abbildung 1 zum Ausdruck kommt.

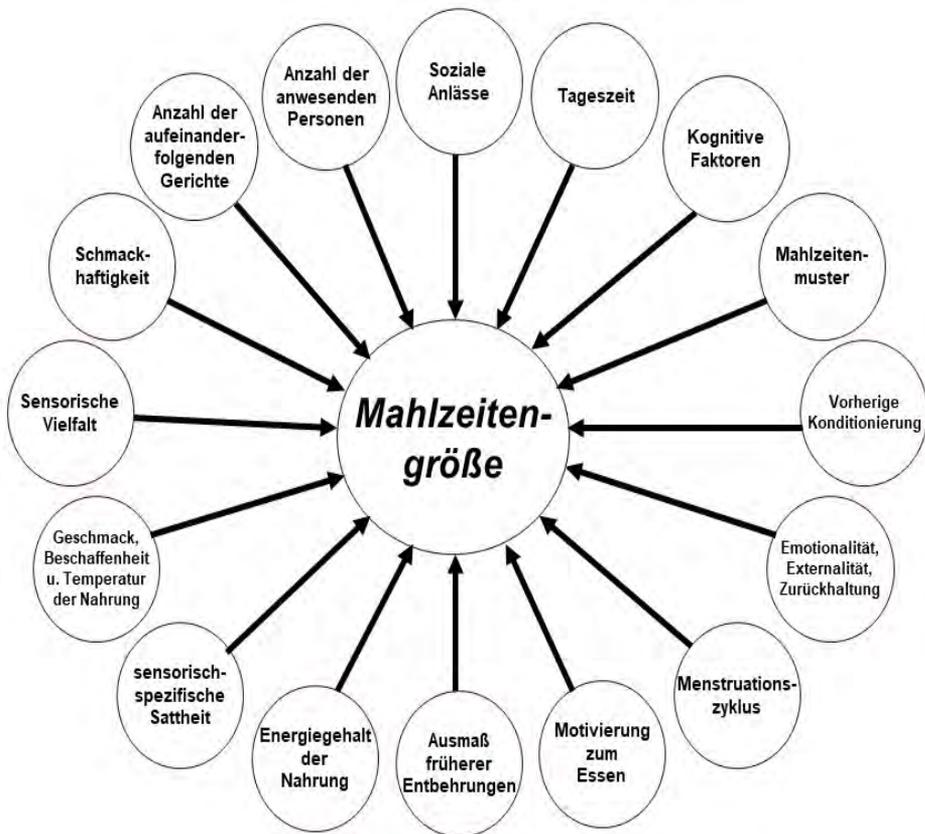


Abbildung 1 (nach Stubbs, Whybrow & Blundell, 2007)

Bei der Aufnahme von Mahlzeiten spielen nach Angabe von Langhans und Geary (Langhans & Geary 2010) vier, an sich distinkte funktionelle Prozesse eine Rolle, die ihrerseits jeweils voneinander unabhängigen neuro-

nen Mechanismen gesteuert werden. Bei jedem dieser Prozesse sind auch verhaltensbedingte und subjektive Phänomene involviert:

1. Ein Prozess, der auf den Beginn einer Mahlzeit bezogen ist („Hunger-Prozess“)
2. Prozesse, die bei der Beurteilung der Nahrung beteiligt sind und den aktuellen Vorgang der Nahrungsaufnahme stimulieren oder hemmen können; ein solcher Prozess ist z. B. ein Aspekt der Belohnung durch Essen.
3. Prozesse, die zu inhibitorischen Feedbacks von postingestiven Stimuli in Beziehung stehen, welche den aktuellen Essvorgang beenden – Sättigung
4. Prozesse welche die Nahrungsaufnahme während des Intervalls zwischen den Mahlzeiten hemmen – postprandiale Sättigkeit.

Auf alle diese Prozesse wirken physische Inputs wie Hormonsekretionen die eine funktionelle Verbindung mit dem Verdauungstrakt vor, während und nach der Nahrungsaufnahme aufweisen, sowie tonische Inputs, die mit der Fettmasse und daher mit dem Körpergewicht in Beziehung stehen.

Das System von Hunger und Sättigung betrifft drei Bereiche

- **1. Psychologische Faktoren wie:**
 - **subjektives Hungergefühl, Sättigung, Genuss, Begierden, die mit sichtbaren Verhaltensänderungen wie Mahlzeiteinnahme, Zwischenmahlzeiten, oder Lebensmittelauswahl und deren messbaren Folgen einhergehen:**
 - **Energiezufuhr und Zusammensetzung der Nahrung im Hinblick auf die Makronährstoffe**

3

Tabelle 2

Das System von Hunger und Sättigung betrifft drei Bereiche

- **2. Periphere Physiologie und Stoffwechselforgänge im Zusammenhang mit den resorbierten Nährstoffen und deren Utilisation bzw. der Umwandlung zum Zweck der Speicherung.**

Tabelle 3

Das System von Hunger und Sättigung betrifft drei Bereiche

- **3. Neurochemische und metabolische Interaktionen innerhalb des ZNS.**
 - **Klassische Neurotransmitter und Hormone, Neuropeptide.**
 - **Bezieht sich darauf wie die verschiedenen Signale des Energiestatus des Organismus im Gehirn identifiziert werden.**

6

Tabelle 4

Aus Gründen der besseren Übersichtlichkeit kann das System Hunger und Sättigung drei Bereichen zugeordnet werden, wie dies in den Tabellen 2 bis 4 zum Ausdruck kommt.

Aus den bisherigen unvollständigen Ausführungen kann abgeleitet werden, dass die Regulation der Nahrungsaufnahme eine äußerst komplexe Problematik darstellt. Diese Aussage bezieht sich sowohl auf die Signale, welche der Steuerung der Nahrungsaufnahme dienen als auch der zentralnervösen Verarbeitung dieser Signale. Die naturwissenschaftliche Methode sieht sich hingegen dem Reduktionismus verbunden und ihre Erkenntnisse und Aussagen beziehen sich letztlich auf möglichst einfache Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass durch den Einsatz dieser Methode große Fortschritte in bestimmten Bereichen wie z.B. der Physik, der Technik, der Biologie und der Medizin erzielt wurden. Genauso wenig kann allerdings bezweifelt werden, dass mit einer reduktionistischen Denkweise komplexe Fragestellungen mit dynamischem Charakter nicht gelöst werden können. Im nachfolgenden Abschnitt dieses Beitrages werden jene Signale erörtert, die Informationen für die Regulation der Nahrungsaufnahme liefern. Dabei werden aus vorwiegend didaktischen Gründen vereinfachte Darstellungen verwendet, wie sie durchaus in den vorhandenen wissenschaftlichen Unterlagen zu finden sind. Es soll aber an dieser Stelle festgehalten werden, dass diese Darstellungen nach Ansicht des Verfassers des vorliegenden Beitrags einen Modellcharakter aufweisen und nicht unmittelbar in die komplexe Realität der Steuerung des Nahrungsaufnahmeverhaltens übertragen werden können.

Periphere Signale und Informationen zur Steuerung der Nahrungsaufnahme

Die Thematik der peripheren neuronalen und humoralen Signale für die Steuerung der Nahrungsaufnahme kann aus verschiedenen Perspektiven betrachtet werden, wie dies die Abbildungen 2 bis 4 zeigen. So beruht die in der Abbildung 2 gewählte Darstellung im Wesentlichen auf morphologischen Grundlagen. In der Abbildung 3 scheinen die Begriffe prä- und postresorptiv auf womit auch funktionelle Gesichtspunkte angesprochen sind. Mit den Begriffen kurz- und langfristig in der Abbildung 4 wird auf die Zeitbezogenheit der Kontrolle der Nahrungsaufnahme hingewiesen, die im Fall des langfristigen Systems eine funktionelle Beziehung zum Energiehaushalt und zum Energiedepot des Fettgewebes herstellt.

Physiologische Signale für die Steuerung der Nahrungsaufnahme

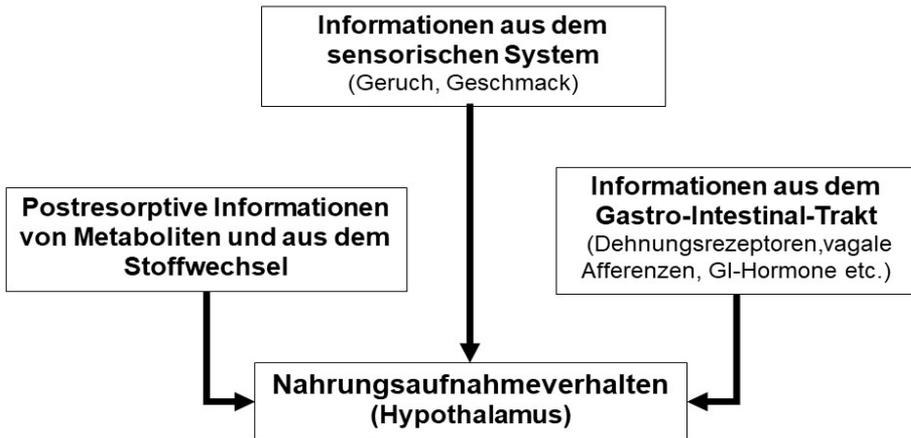


Abbildung 2



Abbildung 3

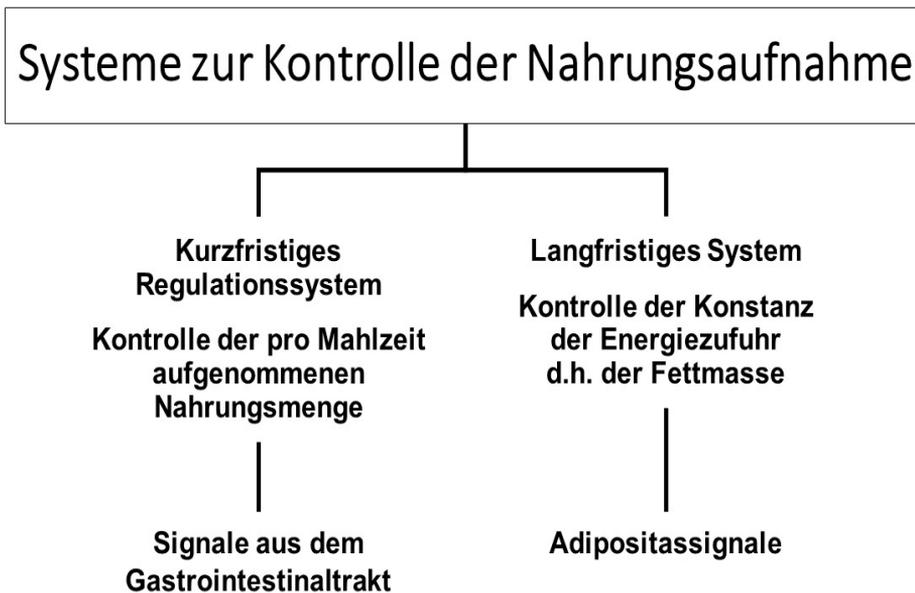


Abbildung 4

Die Bezeichnung „Adipositassignale“ wie dies aus der Abbildung 4 ersichtlich ist erscheint jedoch aus der Sicht der Physiologie als nicht zweckmäßig, weil es sich beim Begriff Adipositas um einen gesundheitlich unerwünschten Zustand handelt. Das Fettdepot tierischer Organismen ist aber als Energiedepot unabdingbar für das Überleben während längerer Phasen der Nahrungskarenz und hat somit einen eindeutig physiologischen Charakter. Die Bemerkung wonach es für eine pathogenetisch orientierte Medizin kennzeichnend ist, physiologischen Sachverhalten pathologische Begriffe zuzuordnen, erscheint in diesem Zusammenhang als nicht unbeeinträchtigt.

Präresorptive Signale, Signale der Sättigung

Signale, die aus dem Bereich von Mund und Nase sowie aus dem oberen Gastrointestinaltrakt kommen, werden auch als präresorptiv bezeichnet. Diese Informationen können der Umwelt zugeordnet werden, was auch für das Darmlumen als zutreffend bezeichnet werden kann, da zwischen dem

oralen Beginn und dem aboralen Ende des Magen-Darm-Trakts eine direkte Verbindung zur Außenwelt besteht. In diesem Sinn trennt die Darmwand, insbesondere die Darmepithelzelle, das „Innere“ vom „Äußeren“.

Im Zusammenhang mit dem Begriff der präresorptiven Signale, vorwiegend aus dem Bereich der Nase und des Mundes, kann auch von einer kephalen Phase der Appetitkontrolle gesprochen werden, die am Beginn der Kontrolle der Nahrungsaufnahme steht. Diese Phase bezieht sich auf jene physiologischen Reaktionen, die durch den Anblick und den Geruch von Speisen hervorgerufen werden und geht daher der Nahrungsaufnahme zuvor.

Die in der Abb. 2 genannten Informationen aus dem sensorischen System betreffen in erster Linie, aber nicht ausschließlich die beiden Sinnesmodalitäten Geschmack und Geruch. So tragen u.a. Temperatur, Viskosität, Fettgehalt, Schärfe etc. einer Speise zu deren Geruch und Geschmack bei (Kringelbach, 2004). Somatosensoren für diese Sinnesmodalitäten sind nach der konventionellen Auffassung in der Schleimhaut von Nase und Mund nachweisbar. In einem der nachfolgenden Abschnitte wird jedoch dargelegt, dass diese Auffassung aufgrund neuerer Erkenntnisse nicht mehr haltbar ist, woraus sich völlig neue Erkenntnisse über die Morphologie und Physiologie von Sensoren ergeben. Der direkte Kontakt von hauptsächlich chemischen, aber auch von physikalischen Stimuli der Sensoren in der Schleimhaut von Mund und Nase, führt zu den orosensorischen Effekten der Nahrungsstimuli. Neuronale afferente Leitungssysteme von olfaktorischen, gustatorischen und somatosensorischen Neuronen betreffen die Hirnnerven I, V, VII, IX und X. Die daraus resultierende integrierte Information dient im Gehirn als eine von vielen Entscheidungsgrundlagen für die Akzeptanz oder Ablehnung eines Nahrungsmittels oder einer Speise (Kringelbach, 2004).

Langhans und Geary (Langhans & Geary, 2010) beschreiben zwei Prozesse, durch die die komplexe Geschmacksempfindung den Vorgang des Essens beeinflusst. Der erste dieser beiden Prozesse ist die Diskrimination. Dieser Begriff bezieht sich auf den Informationsgehalt des Geschmacks, d.h. die Identifizierung der Art und Intensität von Nahrungsreizen unabhängig von den Belohnungsqualitäten des Reizes. Ein Beispiel dafür wäre die Aussage „es ist süß“ als Beschreibung der Geschmacks-

qualität und die Aussage „es ist so süß wie Zucker“ als Beschreibung der Intensität der Geschmacksempfindung. Der Prozess der Diskrimination ermöglicht den Geschmacksreizen zum Essens-bezogenen assoziativen Lernen beizutragen, was sowohl für die Physiologie (gastro-intestinale und endokrine Reflexe während der kephalen Phase) als auch für das Verhalten (Geschmacks-geleitete Nahrungsauswahl, Konditionierung von Hunger und Sättigung) von Bedeutung ist.

Der zweite Typ des Prozesses, zu dem der Geschmacksreiz einen Beitrag leistet, ist die Belohnung durch das Essen und beschreibt drei potenziell unterschiedliche Arten, durch die Geschmacksreize das Essen beeinflussen können. Es handelt sich dabei:

1. Um positive und negative Rückkoppelungen, durch die die Geschmacksempfindungen den aktuellen Vorgang des Essens stimulieren oder hemmen können. Sie können konditioniert oder un-konditioniert sein, sind relativ automatisch oder reflexiv und üben eine starke Kontrolle auf die Mahlzeitengröße aus.
2. Geschmacks-Hedonismus, d.h. die angenehme oder unangenehme persönliche Erfahrung im Hinblick auf Nahrungsreize von denen angenommen wird, dass sie genügen, um das Essen beeinflussen zu können.
3. Die verstärkende Eigenschaft von Nahrungsreizen mit der Annahme, dass der Geschmack allein ausreicht, um langfristige erlernte Veränderungen im Verhalten hervorzurufen.

Für die Signale, die der kephalen Phase der Appetitkontrolle zugeordnet werden können, trifft zu, dass sie in einem hohen Ausmaß mit einer bewussten Wahrnehmung einhergehen, was für die präesorptiven Signale aus dem Bereich von Magen und Dünndarm nicht zutrifft. Neuronale Signale aus dem Magen hängen mit der Dehnung der Magenwand zusammen, die zwar in einem gewissen Ausmaß bewusst wird, wobei es sich allerdings nicht um eine präzise Information handelt, die mit dem Ausmaß der Magenwanddehnung direkt korreliert.

Beispiele für chemische bzw. hormonelle Signale die von verschiedenen Strukturen des Magens, des Dünndarms und vom Pankreas ausgehen sind Cholecystokinin, pankreatisches Glucagon, Gastrin-Releasing Peptide,

Peptid YYB oder Somatostatin. Alle Peptide, die eine Rolle bei der Regulation der Nahrungsaufnahme spielen mit Ausnahme von Ghrelin werden während und nach dem Essen aus ihren jeweiligen Bildungsorten in die Zirkulation freigesetzt. Bei der neuronalen Übertragung der peripheren Signale zum Zentralnervensystem spielt hauptsächlich der afferente Vagus eine Rolle.

Postresorptive Signale

Die postresorptiven Signale der Kontrolle der Nahrungsaufnahme weisen einen Zusammenhang mit der enteralen Resorption der resorbierbaren Nährstoffe und den nachfolgenden Stoffwechselfvorgängen, besonders mit dem Energiestoffwechsel auf. Im Zusammenhang mit der Erhöhung der Konzentrationen der resorbierten Nährstoffe im Plasma werden verschiedene Hormone in die Zirkulation freigesetzt, wobei dem Pankreas und dem Fettgewebe jeweils eine besondere Bedeutung zukommt. Von erheblicher praktischer Bedeutung ist die Verbindung zwischen den Energie-liefernden Nährstoffen, deren Stoffwechsel der Sättigung und der Satttheit. Der Sättigungseffekt der Makronährstoffe weist eine Rangordnung auf, die aus der Tabelle 4 entnommen werden kann.

Sättigungseffekt der Makronährstoffe

- Entspricht der Reihenfolge der Metabolisierung (nutritive Thermogenese) der zugeführten Nährstoffe

- **Proteine – Kohlenhydrate - Fett**

Tabelle 4

Im Zusammenhang damit werden auch metabolische Signale für die Steuerung der Nahrungsaufnahme genannt, die in der Tabelle 5 dargestellt sind.

Metabolische Signale für die Steuerung der Nahrungsaufnahme

- **glukostatische Signale**
(zelluläre Glukoseverfügbarkeit, Glukosesensoren)
- **Adipositassignale**
(früher lipostatische Signale)
(Informationen über die Fettmasse, Leptin, Insulin)
- **aminostatische Signale**
(Sättigungseffekt der Proteine, besonders der
verzweigt-kettigen Aminosäuren)

18

Tabelle 5

Vor allem die Begriffe glukostatische Signale und aminostatische Signale sind schon längerer Zeit bekannt (Mayer, 1953). Bei den glukostatischen Signalen geht es dabei im Wesentlichen um die zelluläre Glukoseverfügbarkeit als Grundlage dieser Signale.

Der Begriff lipostatische Signale wird seit geraumer Zeit nicht mehr verwendet und wurde durch den Begriff Adipositassignale ersetzt. Grundlage dafür ist Beobachtung, dass bei den meisten Menschen mit einem relativ stabilen Körpergewicht über längere Zeit der Fettanteil an der Körpermasse innerhalb von ca. 1% konstant gehalten wird (Schrauven et al, 1997). Adipositassignale beziehen sich auf bestimmte Hormone, die proportional zur Fettmasse freigesetzt werden. Als Beispiele für solche Hormone können Leptin, Insulin und Amylin genannt werden. Beziehungen bestehen auch zum Lipidstoffwechsel. Die Adipositas Signale ver-

stärken die Wirkung von Cholecystokinin und anderen Signalen der Nahrungsaufnahmekontrolle (Blevins & Baskin, 2010).

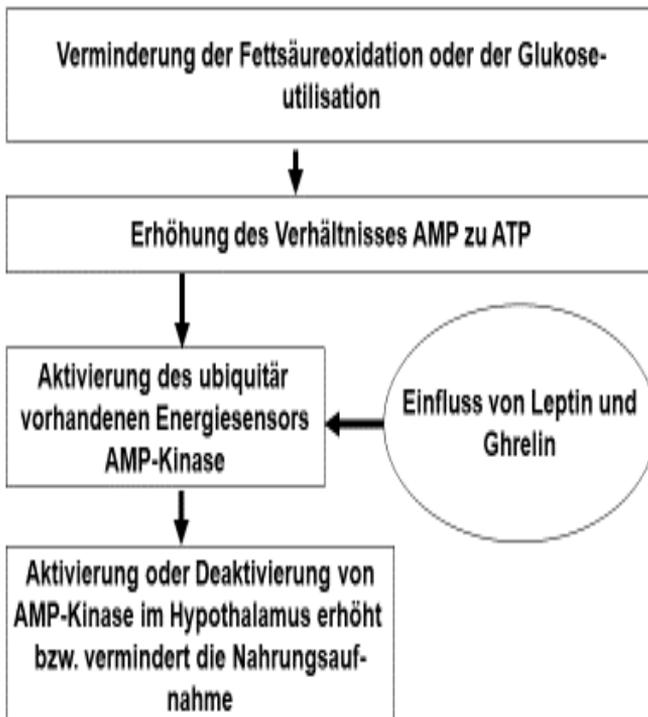
Das aminostatische Konzept der Appetitkontrolle wird auf das Jahr 1956 zurückgeführt und unterliegt seit dieser Zeit unterschiedlichen Auffassungen. Derzeit werden in diesem Zusammenhang vor allem die Rolle bestimmter Aminosäuren als Präkursoren für bestimmte Neurotransmitter und die, an sich schon seit langer Zeit bekannte, hohe nutritive Thermogenese der Proteine diskutiert. Der Begriff der nutritiven Thermogenese bezieht sich auf die Tatsache, dass während der Assimilation von Energie liefernden Nährstoffen der Gesamtenergieumsatz des Organismus messbar ansteigt. In dieser Hinsicht existieren klare Unterschiede zwischen den einzelnen Arten der Nährstoffe wobei diese nutritive Thermogenese bei der Assimilation der Aminosäuren deutlich am höchsten ist, bei der Assimilation der Kohlenhydrate eine Mittelstellung einnimmt und bei der Assimilation von Fett nur sehr geringfügig ist. Es können dabei Beziehungen zwischen den drei Makronährstoffen im Hinblick auf deren jeweiligen Eigenheiten im Energiestoffwechsel hergestellt werden. So beruht die hohe nutritive Thermogenese auf der Unfähigkeit Proteine zu speichern. Bei der sich daraus ergebenden Notwendigkeit der Proteinkatabolie wird auch Energie gebildet. Kohlenhydrate können bekanntlich in einem bestimmten Ausmaß als Glykogen gespeichert werden, alle Zellen des menschlichen Organismus sind jedoch in der Lage Glukose zu oxidieren, wodurch sich ebenfalls eine Erhöhung des Energieumsatzes bei der Assimilation der Kohlenhydrate ergibt. Diese nutritive Thermogenese kann bei einer Mehrzufuhr an Kohlenhydraten in einem bestimmten Ausmaß gesteigert werden. Das mit der Nahrung zugeführte Fett wird hingegen unter den üblichen Ernährungsbedingungen nicht unmittelbar und bevorzugt zur Energiebildung herangezogen, sondern im Bereich des Fettgewebes und anderer Gewebe wie z.B. der Skelettmuskulatur gespeichert. Dieser Vorgang geht mit einem nur sehr geringen Energieaufwand einher, was in so Ferne als zweckmäßig erscheint, als das Fettdepot in tierischen Organismen der einzige und daher wichtigste Langzeitenergiespeicher ist und das Überleben des Individuums während einer länger dauernden Nahrungskarenz ermöglicht.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, dass offensichtlich die für die Regulation der Nahrungsaufnahme relevanten Informationen in Beziehung zum Energiestoffwechsel des Organismus stehen. Damit kann die Tatsache

in Beziehung gebracht werden, dass die Deckung des Energiebedarfs des Organismus die wohl wichtigste Aufgabe der Nahrungszufuhr ist. Es kann nach dem derzeitigen Stand des Wissens keine Aussage darüber gemacht werden, ob von den einzelnen essenziellen Nährstoffen wie den Mineralstoffen, Spurenelementen und Vitaminen Signale ausgehen, die im Falle einer Mangelzufuhr zu einer gezielten Nahrungsmittelauswahl unter besonderer Bevorzugung jener Lebensmittel führen, die im Hinblick auf einen bestimmten Nährstoff einen besonders hohen Gehalt aufweisen. In diesem Zusammenhang kann auch die Vermutung geäußert werden, dass eine Ernährungsform unter Nutzung der vorhandenen natürlichen Quellen für eine definierte Spezies dann als bedarfsdeckend im Hinblick auf die ausreichende Zufuhr von essenziellen Nährstoffen zu qualifizieren ist, wenn durch diese Nahrung der Energiebedarf des Lebewesens gedeckt werden kann.

Im Zusammenhang mit der Bedeutung der Deckung des Energiebedarfs durch die zugeführte Nahrung wurde bereits vor längerer Zeit eine sogenannte ischymetrische Hypothese formuliert, die Hunger und Sättigung mit der Frage des Ausmaßes der Energiebildung in der Zelle in Verbindung bringt (Nicolaidis & Even, 1985). Eine ausreichende zelluläre Energiebildung geht dabei mit dem Gefühl der Sättigkeit einher, eine geringe bzw. zu geringe Energiebildung bewirkt Hunger. Mittlerweile wurden zwei Enzymsysteme entdeckt, die gewissermaßen als das biochemische Korrelat des ischymetrischen Signals gelten. Bei den beiden Enzymen handelt es sich um mTOR (mammalian Target Of Rapamycin) und die AMP-Kinase. Sie können auch als zelluläre Energiesensoren bezeichnet werden, weil ihre Aktivität vom zellulären Energiestatus abhängig ist. Einige weitere Details zu diesen beiden Enzymen zeigen die Abbildung 4 und die Tabellen 6 und 7. Aus den Darstellungen geht auch die Verbindung dieser enzymatischen Aktivität und damit des zellulären Energiestatus mit weiteren physiologischen Funktionen hervor, weswegen Hunger und Sättigkeit nicht nur als somatische Empfindungen aufgefasst werden dürfen, sondern als Teil eines komplexen physiologischen Netzwerks betrachtet werden müssen.

AMP-Kinase, Hunger und Sättigung



37

Abbildung 4

mTOR (mammalian target of rapamycin)

Wird von Leptin beeinflusst, reagiert auf Adipositassignale, Glukose Fettsäuren und Aminosäuren (besonders auf verzweigt-kettige Aminosäuren)
Sensor für die Verfügbarkeit von Nährstoffen und Energie

- Stimuliert u.a. die zelluläre Proteinsynthese, ist möglicherweise bei der Kontrolle des Zellwachstums und der Proliferation über die Energieverfügbarkeit beteiligt.
- Eine erhöhte Konzentration dieses Enzyms signalisiert dem Hypothalamus eine Verminderung der Nahrungszufuhr und eine Abnahme des Körpergewichts.

Tabelle 6

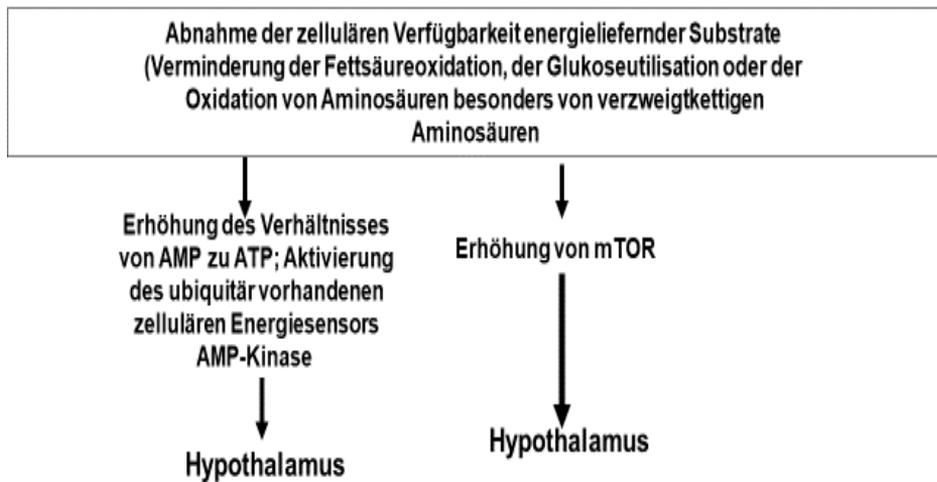
mTOR

- Ist Teil eines Proteinkomplexes der die unterschiedlichen Signalisierungswege von Wachstumsfaktoren, Energiehaushalt und Sauerstoffkonzentration in der Zelle integriert sowie die Translation von Proteinen reguliert und auf diese Weise das Zellwachstum und den Zellzyklus steuert.
- Dieses Enzym hat daher Bedeutung für das Überleben, Wachstum, die Proliferation und die Motilität von Zellen.

39

Tabelle 7

Die Tabelle 8 gibt einen zusammenfassenden Überblick über die Verbindungen zwischen den Energie-liefernden Substraten und der Aktivität der beiden zellulären enzymatischen Energiesensoren und weist auch darauf hin, dass die Informationen, die in der enzymatischen Aktivität und deren Veränderung enthalten sind, zum Hypothalamus gelangen.



40

Tabelle 8

Mit dem Hinweis auf die funktionelle Verbindung zum Hypothalamus sind auch das Gehirn und damit die zentralnervöse Bearbeitung der einlaufenden Informationen angesprochen.

Aspekte der Regulation der Nahrungsaufnahme im Zentralnervensystem

In den Tabellen 9 bis 11 sind jene „Wege“ kurz skizziert auf denen die Informationen über den Hunger- Sättigungsmechanismus in das Gehirn gelangen.

Informationen im Zusammenhang mit dem Hunger-Sättigungsmechanismus gelangen über drei Wege in das Gehirn

1. Signale aus der Peripherie:

periphere Mechano- und Chemorezeptoren aus dem Gastro-Intestinal-Trakt, metabolische Vorgänge in der Leber (Energiedepots und Energiestatus) senden Informationen mittels vagaler Afferenzen zum Ncl. Tractus solitarii/Area postrema Komplex im Hirnstamm

Tabelle 9

Informationen im Zusammenhang mit dem Hunger-Sättigungsmechanismus gelangen über drei Wege in das Gehirn

- **2. Signale von spezifischen Rezeptoren innerhalb des Gehirns bes. im Hirnstamm messen zirkulierende Konzentrationen von Nährstoffen, deren Metaboliten und anderen Faktoren aus der Peripherie.**

Tabelle 10

Informationen im Zusammenhang mit dem Hunger-Sättigungsmechanismus gelangen über drei Wege in das Gehirn

- **3. Substanzen welche die Blut-Hirn-Schranke passieren können wirken auf bestimmte Strukturen besonders des Hypothalamus. Beispiele dafür sind Leptin und Insulin.**

Tabelle 11

Im Gehirn erfolgt, sehr vereinfacht ausgedrückt, die Integration der einlaufenden Informationen.

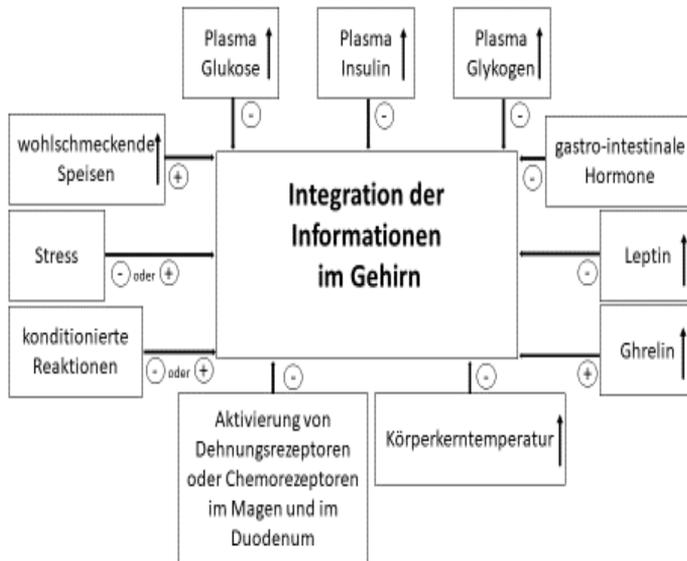


Abbildung 5

Bei diesen unterschiedlichen Informationen aber auch bei deren zentralnervöser Verarbeitung spielt eine beträchtliche Zahl an Neurotransmittern und Hormonen eine Rolle. In diesem Beitrag wird allerdings auf eine Aufzählung dieser Substanzen aus den nachfolgend angeführten Gründen verzichtet. Die Erkenntnisse darüber stammen nicht selten aus experimentellen Ansätzen wobei Methoden wie Injektion einer bestimmten Substanz in bestimmte Bereiche des Gehirns im Tierversuch mit unphysiologisch hohen Dosierungen eingesetzt werden. Vorhandene Daten beziehen sich in erster Linie auf diverse Wirkungen, die von bestimmten Transmittern und Hormonen ausgehen und erlauben keine Aussage über die multiplen Interaktionen dieser Substanzen im Gehirn. Systemische Effekte resultieren aber nicht einer einfachen Summation von Einzelwirkungen und können daher auch nicht unmittelbar aus Einzelwirkungen abgeleitet werden.

Die komplexe subcorticale und corticale Verarbeitung der peripheren Signale schließt „höhere“ corticale Prozesse wie Motivation, Planung und Vorhersage ein und steht im Zusammenhang mit der bewussten Wahrnehmung der sensorischen Eigenschaften der Nahrung bzw. des Nahrungsmittels wie z.B. Identifizierung, Intensität, Temperatur, Fettgehalt, Viskosität und affektive Bewertung. Dabei werden einzelnen Hirnregionen jeweils bestimmte Funktionen zugeordnet. So bringt Bender (Bender, 2014) die Amygdala mit dem kontrolliert gelernten Nahrungsaufnahmeverhalten in Verbindung, wodurch es einem Tier ermöglicht wird den Unterschied zwischen dem was als Nahrung dienen kann und dem was keine Nahrung ist, zu erkennen. Der Ncl. accumbens ist Teil eines Belohnungssystems und steht daher mit dem Vergnügen am Essen in Verbindung (Bender, 2014).

Es existieren verschiedene Modellvorstellungen im Hinblick auf die Art und Herkunft der mit der Nahrungsaufnahme in Verbindungen stehenden Faktoren und deren corticaler Verarbeitung. Ein solches Modell ist abschließend in der Abbildung 5 wiedergegeben.

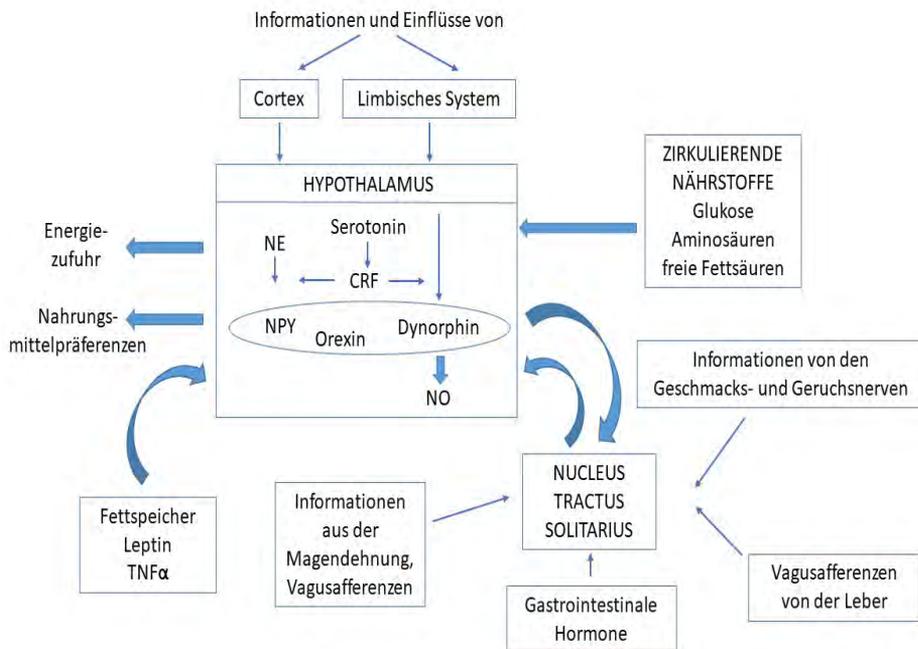


Abbildung 6

Neuere Erkenntnisse in Bezug auf Geruchs- und Geschmacksrezeptoren

Auf der Basis der Lokalisation der Geruchs- und Geschmacksrezeptoren im Mund, Rachen sowie in der Nase und somit an der Körperoberfläche und der Tatsache, dass die von ihnen ausgehenden Informationen zu einem hohen Ausmaß in das Bewusstsein gelangen, werden diese Rezeptoren dem somatischen Nervensystem zugeordnet. Allerdings war auch immer schon bekannt, dass die Erregung dieser Rezeptoren auf verschiedene Art und Weise funktionelle Auswirkungen im Bereich verschiedener Gewebe und Organe vor allem, aber nicht ausschließlich im Gastrointestinaltrakt hat, womit auch das vegetative Nervensystem angesprochen ist. Vor einigen Jahren wurde als ein Resultat der Genom-Forschung entdeckt, dass diese Rezeptoren, die der großen Gruppe der G-Protein-gekoppelten Rezeptoren angehören, offensichtlich in allen Bereichen innerhalb des Organismus

nachgewiesen werden können (Kang & Koo, 2012; Maßberg & Hatt, 2018; Governini, Semplici, Pavone, Crifasi, Marroco et al. 2020; Bloxham, Foster & Thomas, 2020; Shaw, Mansfield, Colquitt, Lin, Ferreira et al, 2018; Chen, Ping, Liang, Li, Mi et al, 2017; Tran, Herz, Ruf, Stetter & Lamy, 2018; Campa, De Rango, Carrai, Crocco, Montesanto et al, Gilca & Dragos, 2017; Widmayer, Partsch, Pospiech, Kusumakshi, Boehm & Breer, 2020). Gilca & Dragos (Gilca & Dragos, 2017) sprechen in diesem Zusammenhang von einem diffusen chemosensorischen Systems. Die klassische Auffassung wonach sensorische Rezeptoren auf bestimmte Sinnesorgane begrenzt sind, kann daher nicht mehr aufrechterhalten werden (Dalesio, Barreto-Ortiz, Pluznick & Berkowitz, 2018). Es ergibt sich dabei aber auch die Konsequenz, dass eine Reizung ein- und desselben Rezeptortyps im somatischen Nervensystem zu einer bewussten Information führt, im vegetativen Nervensystem hingegen die von der Reizung des Rezeptors ausgehende Information unbewusst bleibt, jedoch funktionelle Konsequenzen hat.

Jene wissenschaftlichen Daten, die über Geschmacksrezeptoren im Bereich der inneren Organe vorliegen, beziehen sich in erster Linie auf die Geschmacksqualität „Bitter“. Nach den bisherigen Ergebnissen können im menschlichen Organismus 25 unterschiedliche Bitter-Rezeptoren (T2RS oder TAS2Rs) nachgewiesen werden (Shaw, et al, 2018; Tran et al 2018). Die nachfolgende Tabelle 12 gibt einen Überblick über Lokalisationen und mögliche Funktionen der Bitter-Rezeptoren im Organismus, wobei kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden kann.

Anatomische Lokalisation	Mögliche Funktionelle Bedeutung
Kardio-vaskuläres- System	Kontraktilität, Nährstoffsensorik, Vasodilatation, Vasokonstriktion
Endokrines System	Beeinflussung der Schilddrüsenfunktion,

	Resistenz gegen Malignome, Sekretion von Insulin
Gastrointestinal-Trakt	Magenentleerung, Kontraktilität des Magenantrums, Stimulation der Sekretion von Ghrelin, Magensaftsekretionsstimulation, Beeinflussung des Mikrobioms
Haut	Differenzierung der Keratinocyten
Immunabwehr, Lymphocyten, Monocyten, neutrophile Granulocyten, NK-Zellen	Antiinflammatorische Wirkungen, Immunmodulation
Nervensystem	Wachstum von Nervenzellen, Kognition
Urogenitaltrakt	Motilität und Reifung der Spermien, Überlebensfähigkeit der Spermien
Respirationstrakt	Motilität der Zilien, Bronchodilatation, angeborene Abwehr

Tabelle 12 (nach Bloxham et al., 2020)

Ergänzend kann hinzugefügt werden, dass nach Ansicht von Turner et al (Turner et al 2018) die Bitter-Rezeptoren im Bereich des Dickdarms besonders reichlich vorhanden sind wo sich auch die Bakterien des Mikrobioms befinden.

Unabhängig davon, dass die Tabelle 12 einen sehr unvollständigen und keineswegs detaillierten Überblick über Lokalisation und Funktion der

extra-orale Geschmacksrezeptoren bietet kann die Feststellung getroffen werden, dass die physiologische Relevanz der sich im gesamten Organismus befindlichen Bitter-Rezeptoren vorerst weitgehend unklar ist. Angesichts der Tatsache, dass bitter schmeckende Stoffe in der Natur nicht selten Toxine sind, wird den extra-orale Bitter-Rezeptoren eine protektive Funktion zugeschrieben (Shaw et al 2018; Widmayer et al, 2020). Nicht unerwähnt soll bleiben, dass bei bestimmten traditionellen Medizinsystemen wie in der TEM, TCM und im Ayurveda seit jeher eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Geschmack eines Lebensmittels und den möglichen Auswirkungen auf den Organismus postuliert wird. Diese vorwiegend auf einer empirischen und gedanklichen Basis beruhende Verbindung, könnte durchaus mit den in diesem Abschnitt erörterten naturwissenschaftlichen Daten in Beziehung gebracht werden.

Bei der Beurteilung einer möglichen biologischen Bedeutung extra-nasaler Geruchsrezeptoren erscheint es nicht sinnvoll dieselben Kriterien anzuwenden, welche für die Beurteilung der extra-orale Geschmacksrezeptoren angebracht ist. Dies hängt mit der einfachen Tatsache zusammen, dass die Reizung von Geschmacksrezeptoren unabhängig von ihrer anatomischen Lokalisation jedenfalls von der peroralen Zufuhr des Geschmacksstoffes erfolgt. Diese Zufuhr erfolgt üblicherweise in großen zeitlichen Intervallen und ist zu einem erheblichen Ausmaß willensabhängig. Inspiration muss hingegen kontinuierlich erfolgen und der Einfluss des Willens auf die Inspiration ist bekanntlich begrenzt. Dementsprechend ist die Bedeutung des Geruchssinns für die Lebewesen mehrschichtig und bezieht sich auf das Suchen und Aufspüren von Nahrung, das Sexualverhalten und die Suche und Auswahl von Partnern, Warnung vor Feinden und Raubtieren etc. (Pannunzi & Nowotny, 2018). Nach der persönlichen Meinung des Verfassers des vorliegenden Beitrags erscheint daher das Vorhandensein von extranasalen Geruchsrezeptoren im Hinblick auf die erwähnten biologischen Funktionen des Geruchssinns leichter verständlich, weil diese Funktionen mit einer starken Beteiligung vegetativer Reaktionen einhergehen.

Abschließend gibt die Tabelle 13 einen informativen aber zwangsweise unvollständigen Überblick über Lokalisationen und postulierte Funktionen einiger extranasaler Geruchsrezeptoren.

Anatomische Lokalisation	Mögliche funktionelle Bedeutung
Kardio-vaskuläres System	Verstärkte Migration, verstärkte Angiogenese in vivo, negative chronotrope und inotrope Effekte, Verminderung der Kontraktionskraft des explantierten Herzens
Leber	Hemmung der Zellproliferation
Pankreas	Serotoninfreisetzung
Darm	Hemmung der Zellproliferation und -migration, Förderung der Apoptose
Testes	Chemotaxis der Spermien mit positiven Auswirkungen auf die Geschwindigkeit der Fortbewegung und auf die Schlagfrequenz der Geißeln
Prostata	Hemmung der Zellproliferation
Luftwege und Lunge	Verminderte Serotoninsekretion, Verminderung der Zellproliferation, Apoptose und Migration, Hemmung der Histamin-induzierten Bronchialkonstriktion
Haut-Keratinocyten Primäre Melanocyten	Verstärkte Zellproliferation, Migration und Wundheilung Verstärkte Melanogenese, und Dendritogenese, Hemmung der Zellproliferation

Tabelle 13 (nach verschiedenen Literaturangaben)

Zusammenfassung

Die Regulation der Nahrungsaufnahme und die damit im Zusammenhang stehende Thematik von Hunger, Sättigung und Satttheit sind als ein komplexes System aufzufassen, bei dem physiologische, psychologische und soziale Faktoren eine Rolle spielen. Der reduktionistisch-naturwissenschaftliche Ansatz kann dabei, vor allem im Hinblick auf physiologische Fragestellungen, zwar wichtige Teilerkenntnisse erbringen, ist aber nicht in der Lage komplexe Fragestellungen, die mehrere wissenschaftliche Disziplinen betreffen, zu bearbeiten, geschweige denn zu lösen.

Jede Regulation beginnt mit Information. Informationen für die Steuerung der Nahrungsaufnahme kommen einerseits aus dem somatischen und andererseits aus dem vegetativen Nervensystem. Informationen, die dem somatischen Nervensystem zugeordnet werden, betreffen vor allem den Gesichtssinn, den Geruchssinn und den Geschmackssinn. Neuere Erkenntnisse im Hinblick auf Geruchs- und Geschmacksrezeptoren haben allerdings gezeigt, dass diese Rezeptoren keineswegs auf den Mund- und Nasenbereich beschränkt sind, sondern überall im Organismus nachgewiesen werden können. Je nach der anatomischen Lokalisation können also diese Rezeptoren einerseits dem somatischen und andererseits dem vegetativen Nervensystem zugeordnet werden. Auch diese Tatsache weist auf die Notwendigkeit einer integrativen Denkweise hin. Aus dem vegetativen Nervensystem gelangen verschiedene Signale in das Gehirn, die aus didaktischen Gründen Begriffen wie präresorptiv und postresorptiv zugeordnet werden können.

Die im Gehirn einlaufenden Informationen führen einerseits zu bewussten Wahrnehmungen und bleiben andererseits unbewusst. In verschiedenen Hirnregionen erfolgt dann die Integration der verschiedenen somatischen und vegetativen Informationen als Voraussetzung für den jeweils aktuellen Akt der Nahrungszufuhr.

Literatur

- Bender, David A. (2014). Nutrition. A Very Short Introduction. *Oxford University Press*. ISBN 978-0-19-968192-1.
- Blevins, James E. & Baskin, Denis G. (2010). Hypothalamic–Brainstem Circuits Controlling Eating. In: *Frontiers in Eating and Weight Regulation, Forum on Nutrition, Vol. 63*. Ed. Ibrahim Elmadfa, Karger Basel, 133-141.
- Bloxham, Conor J., Foster, Simon R., & Thomas, Walter G. (2020). A Bitter Taste in Your Heart. *Frontiers in physiology* doi: 10.3389/fphys.2020.00431.
- Campa, Daniele, De Rango, Francesco, Carrai, Maura, Crocco, Paolina, Montesanto, Alberto et al. (2012). Bitter Taste Receptor Polymorphisms and Human Aging. *PLOS ONE* 7(11): e45232 doi: 10.1371/journal.pone.0045232.
- Chen, Jing-Guo, Ping, Na-Na, Liang, Dong, Li, Meng-Yi, Mi, Yan-Mi et al. (2017). The Expression of Bitter Taste Receptors in Mesenteric, Cerebral and Omental Arteries. *Life Sci.* 170, 16-24,
- Dalesio, Nicholas M., Barreto, Ortiz Sebastian F., Pluznick, Jennifer L. & Berkowitz, Dan E. (2018). *Frontiers in physiology* doi: 10.3389/fphys.2018.01673.
- Gilca, Marilena & Dragos, Dorin (2017). Extraoral Taste Receptor Discovery: New Light on Ayurvedic Pharmacology. *Evidence Based Complementary and Alternative Medicine* doi: org/10.1155/2017/5435831.
- Governini, Laura, Semplici, Bianca, Pavone, Valentina, Crifasi, Laura, Marrocco, Camilla et al. (2020). Expression of Taste Receptor 2 Subtypes in Human Testis and Sperm. *J. Clin. Med.* doi: 10.3390/jcm9010264.
- Kang, NaNa & Koo, JaeHyung (2012). Olfactory receptors in non-chemosensory tissues. http://dx.doi.org/10.5483/BMB_rep.2012.45.11.232.
- Kringelbach, Morten L. (2004) Food for Thought: Hedonic Experience Beyond Homeostasis in the Human Brain. *Neuroscience*, 126, 807-819.
- Langhans, Wolfgang & Nori, Geary (2010). Overview over the Physiological Control of Eating. In: *Frontiers in Eating and Weight Regulation*,

- Forum on Nutrition, Vol. 63*. Ed. Ibrahim Elmadfa, Karger Basel, 9-54.
- Maßberg, Desiree & Hatt, Hans (2018). Human Olfactory Receptors: Novel Cellular Functions Outside the Nose. *Physiol. Rev.* 98, 1739-1763.
- Mayer, Jean (1953) Glucostatic mechanisms of regulation of food intake. *New Engl. J. Med.* 249, 13-16.
- Nicolaidis, S. & Even, P. (1985). Physiological determinants of hunger, satiation, and satiety. *Am. J. Clin. Nutr. (5 Suppl)*, 42, 1083-92.
- Pannunzi, Mario & Nowotny, Thomas (2019). Odor Stimuli: Not Just Chemical Identity. *Frontiers in physiology* doi: 10.3389/fphys.2019.01428.
- Schrauwen, P., van Marken Lichtenbelt, W. D., Westerterp K. R. & Saris, W. H. M. (1997). Effect of Diet Composition on Leptin Concentrations in Lean Subjects. *Metab.* 46, 420-424.
- Shaw, Lauren, Mansfield, Corinne, Colquitt, Lauren, Lin, Cailu, Ferreira, Jaime et al. (2018). Personalized expression of bitter „taste“ receptors in human skin. *PLOS ONE* doi: org/10.1371/journal.pone.0205322.
- Stubbs, R. J., Whybrow, S. & Blundell, J. E. (2007). Appetite/Psychobiological and Behavioral Aspects. In: *Encyclopedia of Human Nutrition. Second Edition*, Eds. Benjamin Caballero, Lindsay Allen and Andrew Prentice. Elsevier 2007, p. 154-163.
- Tran, Hoai T.T., Herz, Corinna, Ruf, Patrick, Stetter, Rebecca & Lamy, Evelyn (2018). Human T2R38 Bitter Taste Receptor Expression in Resting and Activated Lymphocytes. *Frontiers in Immunology* doi: 10.3389/fimmu.2018.02949.
- Turner, Alexandria, Veysey, Martin, Keely, Simon, Scarlett, Christopher, Lucock, Mark & Beckett, Emma L. (2018). Interaction between Bitter Taste, Diet and Dysbiosis: Consequences for Appetite and Obesity. *Nutrients* doi: 10.3390/nu10101336.
- Widmayer, Patricia, Partsch, Vanessa, Pospiech, Jonas, Kusumakshi, Soumya, Boehm, Ulrich & Breer, Heinz (2020). Distinct Cell Types with the Bitter Receptor Tas2r126 in Different Compartments of the Stomach. *Frontiers in physiology* doi: 10.3389/fphys.2020.00032.

Für die wertvolle Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts, insbesondere der Abbildungen und Tabellen, wird Frau Pia Maria Malischnig herzlich gedankt.

“Resonance Based Medicine” as Mental Health Support in Neonatal Transport

Katalin Varga, Csilla Ördögh & Zsolt Somogyvári

*“The newborn is a sensitive person,
Just like his/ her healthcare provider”*

This chapter offers a practical guide for mental health professionals who intend to apply the method of resonance based medicine in the treatment of neonates and their families. During the performance of high-quality medical care, it builds on the emotions of the involved parties (newborn, health professionals, parents). This method is centered around incorporating psychological support based on positive suggestions and involves communicational strategies. It has been applied successfully in the work of the Neonatal Emergency and Transport System operated by the Peter Cerny Foundation. The purpose of this chapter is to provide a descriptive methodology of the good practice of 7 years’ experience (20000+ transports), which can support the development process of any organization performing similar tasks.

Introduction

There is a growing body of studies investigating the concept of *emotional labor* and its application to the process of medical attendance. The term emotional labor means an organization’s control over the emotional expressions of employee (e.g. flight attendants, waiters), prescribing the process of regulating displayed emotions during professional interactions to increase the clients’ satisfaction, and the profit. *Emotional work* is the control of emotions, but in a private context – between family members and friends – for the sake of avoiding conflicts, pleasing the others, etc.

The term *emotional labor* has been mostly applied in only a certain field of the medical profession. Nurses work tasks has always included maintaining a caring relationship with patients, and studies have investigated its effect

on nurses' own emotional life and quality of service, however, there is still no consensus on what nursing care consist of on a theoretical and philosophical level, or how much of the work is about emotional presence (Mackinnon, McIntyre & Quance, 2003). As the new trend of family centered care has arisen (Altimier, 2015), emotional labor has become increasingly viewed as a useful, powerful tool of not only nurses but all types of medical professionals.

In the medical field, there is a change in the required set of competencies, needing more skill of a psychological nature. It is becoming clear that “physicians are more effective healers – and enjoy more professional satisfaction – when they engage in the process of empathy” (Larson & Yao, 2005: 1100). There is an alarming gap in proper training of emotional regulation in the field of medicine, forcing healthcare personnel (HCP) to rely merely on individual style and belief-system. Defining professional competence of physicians, Epstein and Hundert (2002) states that good competence is “*the habitual and judicious use of communication, knowledge, technical skills, clinical reasoning, emotions, values, and reflection in daily practice for the benefit of the individual and community being served*” (Epstein & Hundert, 2002: 226). Nevertheless, in its detailed description, there is no mentioning of the regulation of a physician’s *own emotions*, unless emotional intelligence signifies that. Education preparing medical staff for the impact of their daily work is still deficient as regards the emotional toll that medical work implies. Cross-cutting educational guidelines are needed professionals can rely on. Instead of leaving emotional reaction (both inwards and outwards) to culturally constructed rules of conduct, a work guidance can assist professionals to regulate their own emotional reaction and also enhance therapeutic communicational skills.

The conventional or orthodox approach, that is, the wedge firmly driven between reason and emotion is fading (McCreight, 2005). Before, there was a view that rationality exists as somehow opposed to emotionality. As the revolution of affective sciences has clearly demonstrated, there is no rational process without emotional aspects, therefore, it is advisable to acknowledge, furthermore, consciously apply emotion during tasks that need rational problem-solving. As recent neurobiological research indicates, “emotions are central to all judgment and decision making, further

emphasizing the importance of assessing emotional intelligence and self-awareness in clinical practice” (Epstein & Hundert, 2002: 228).

We have chosen to apply the concept of “*resonance*” based on the work of the Watkins couple (Watkins & Watkins, 1986, 1990, 2000), according to whom applying resonance in therapy means that the therapist takes a dual perspective: on the one hand gets emotionally involved in the patient’s experiences, but on the other hand keeps an objective distance. In this model a mutual resonance and ego-strength flow can be conceptualized within the therapist-patient dyad. This way the patient can be strengthened by the power shared by the therapist. This is a personal emotional *investment* on the part of the therapist, it is not “simply” being empathic with the patient (see on this Varga, 2013a). At the core of ‘resonance-based medicine’ there is emotional involvement, established and maintained through communication and compassion (sympathy and empathy). It can be used as a tool of healing in other professions as well, and so we have applied it in our work guidance for neonatal care. The concept is close to that of empathy, as described by Larson and Yao (2005), according to whom empathy involves many elements – like associating, resonance, and moods – guided by the emotions of the provider.

Expressing emotion can be viewed as no longer marginal (or even dysfunctional) in a medical context, but rather a resource to strengthen professional capabilities (McCreight, 2005). As Altimier (2015) states about neonatal care, „caregivers must understand that therapeutic affiliative relationships have especially important effects on psychological regulation in both parents and their infant” (Altimier, 2015: 36). Apart from the technical skills, the importance of non-technical skills is gradually recognized in intensive care in general, and in Perinatal/Neonatal Intensive Care Units (PICU/NICU) in particular. It is more and more seen as a new way of enabling better quality care, with better results of treatment. What is being recognized is that the relationship between the parties (the staff, the newborn and family members) is not only a factor but an opportunity to opt for better outcome (Altimier, 2015).

As for communication reflecting resonance based medicine, we have applied the rules of suggestive communication. There is a growing literature on the usefulness of *psychological support based on positive suggestions* (Kekecs & Varga, 2013; Varga, 2013b), in a wide variety of medical fields (Varga, 2011,

2015, 2017). That is why we provided verbatim model sentences, exemplifying what to say in certain situations, encouraging HCP to find and use their own verbalizations, keeping in mind the main laws of suggestions (Ewin, 2011; Hammond, 1990).

More than half a million babies are born immature each year in the United States. Very premature birth is an international challenge that HCP and families face all over the world.

Perinatal sciences discovered that perinatal experience fundamentally influences later health and well-being, even transgenerational effects are described (Alves et al, 2015; Dahlen et al, 2013, Feldman, 2015; Kenkel, Yee & Carter, 2014; Uvnäs-Moberg & Petersson, 2004). Intrauterine development is viewed as a process requiring the active participation of the fetus, and s/he is considered to be a competent participant in his/her development, is interactive, able to receive and send information, to initiate communication, and to think and hypothesize about the world surrounding him/her (DiPietro, 2010; DiPietro, Costigan & Voegtline, 2015; James, 2010). This means that the fetus has a certain understanding of the world, his/her experiences will leave a mark on his/her nervous system. The mother's role is viewed as offering the most ideal ecological environment for the fetus to develop in (Andrek et al, 2016; Entringer, Buss & Wadhwa, 2015), which role only gradually fades well after the physical birth of the baby. According to the WHO normal birth practical guide, the baby should not be removed from the mother in the first few hours after delivery, this way supporting the emotional encounter between mother and newborn.

Birth in itself is not an easy transition; premature birth contains even more challenges for the fetus, the mother, the father (and family). „Few human experiences approach the intensity of emotions, stress, anxiety, pain, and exertion that can occur during labor and birth” (Corbett & Callister, 2000: 71). Giving birth to a preterm infant is considered to be one of the most stressful situations for a human being. It is impossible for HCP to remain untouched by emotion, and their emotional involvement has an impact also on the family in care (Gallese, Eagle & Migone, 2007; Iacobony, 2009). As studies have shown, psychosocial dimensions have been proven to have more impact on birth outcome than atmosphere and décor (MacKinnon & MacKenzie, 1993).

Key problem

Treatment of the prematurely born usually means an abrupt separation of mother and baby. There is a higher risk of abrupt separation in neonatal emergency situations, for instance in delivery room resuscitation, and in case of transport of premature babies from the referral hospitals into the regional Neonatal Intensive Care Units (NICUs). The dedicated neonatal emergency and transport services, working as a Level-III mobile NICU, must have work instructions as well that describe not only resuscitation, stabilization and transport tasks of such working units, but these instructions should also provide, as much as possible, pain- and stress-free care and even facilitate early bonding. The Section of Transport Medicine (SOTM) of the American Academy of Pediatrics (AAP) has useful guidelines of Family Centered Care (FCC) that provide several useful tips for baby and child transport services (“Guideline Section”, 2007).

Method

The background of methodological development

In Hungary’s central region, within 100-120 kms of Budapest, the rescue and transport of premature babies and newborns has been performed by Peter Cerny Foundation since 1989. The Cerny mobile NICU service has provided more than 81,000 neonatal transport in total, with an average of 4000/year, including 800-1000/year respiratory support, and despite the different geographical, social and health conditions, has developed neonatal transport systems and achieved results similar to that of developed countries (Woodward & Somogyvári, 1997). From the very beginning, it has not only had medical care protocols, but has also put an active focus on the psychological needs of newborns and their parents in daily care routine (like making efforts to provide stress-free care, facilitating early skin-to-skin contact, providing an opportunity to say goodbye for both the mother and father since 1989, taking a photo of the baby for the mother prior to transport since 1995, etc.). The collaboration between the Neonatal Emergency and Transport System (NETS-PCA) operated by the Foundation and the Department of Affective Psychology of Eötvös Loránd University has been running since 2013, with a view to displaying a unified methodological system that incorporates the mental health needs of both newborns and

their families, as well as the medical staff, under the neonatal transport conditions.

The development process of the work guidance

The structure of our work instruction is based on the logic of linking psychological activities / needs to certain phases of the transport and use different techniques according to these specific needs. In the first phase of the development, the neonatal transport team's clinical observations stemming from direct contact with patients had to be brought into line with the theoretical and practical fundamentals of psychology. As a method, it took an interdisciplinary “brain storming” session, recorded and later analyzed, which helped us develop the guidance. This was followed by targeted literature research. Within the framework of a workshop, the interdisciplinary experts of the collaboration then formulated the work instructions based on the filtered data and professional experience. Subsequently, the work instruction was given out to neonatal team members, and after a 6-months period, was finalized with minor modifications. Continuous quality improvement is achieved through targeted peer review meetings held every six months. We aim at achieving a continuous improvement in staff communication skills and attitudes as a result.

Results

Psychological and mental health elements of Resonance Based Medicine (RBM) have been successfully incorporated into the practice of daily, evidence-based neonatal transport activities. The application of this procedure was carried out during the daily routine service in 19,872 cases between 1 January 2014 and 31 December 2018. Those receiving care from the NETS_PCA were, regardless of their age, premature and newborn babies and infants weighing less than 6 kg and not more than 60 cm, were needing interhospital transport and have received partly in-hospital (96%) and partly outside the hospital (4%) emergency care.

The great number of appreciative parents and partner hospitals can be considered as an indirect result of the successful implementation of medical care with emotional presence, proving the foundations of RBM successful.

As a result of the development of the mental health focused methodology, the emotional presence protocol of NETS-PCA has been serving as good clinical practice in the everyday routine care of neonatal transport. The developed guidance goes through all the steps of main objectives and also, some recommended techniques are provided, encouraging HCP to find their own personalized ways of utilizing it in the circumstances of neonatal transport and emergency situations. The full work instruction is available upon request, here we present the main points, with some specific illustrations for each.

The main steps of the mental health method with resonance based medical attendance:

1. Preparing for the field work before care is provided

1.1. Review current „concerns of life”, and leave them behind, and thus clear the mind at the beginning of each workday.

Recommended Psychological Techniques for this:

- Make a list of/review current issues, daily problems in life (e.g. pipe burst at home, child's school paper, etc.)
- Do autogenic training exercises
- Use the "bookend" technique: things should have a start and an end; they should not coalesce. While changing for the ambulance uniform – and back at the end of the shift – there is an ideal possibility to bookend and make a clear mental shift between professional and private roles in life.

1.2. "Tuning oneself" to the case upon departure for a new call.

This should be carried out at the earliest opportunity (e.g. on the way to work), and besides turning attention to the new case, should include taking unfinished activities into account. This will minimize the accumulation of "tension caused by incompleteness".

2. Patient care upon arrival to the referral hospital or a non-hospital site of emergency care

2.1. The first step involves a focused processing of the multitude of information provided by local medical staff of the referral hospital and an

assessment of the emotional atmosphere, the impulsivity of the environment (shouting, tension in the air) by rating (fast scoring scale) the emotional tone of the referral hospital ward between 1-5. The purpose of the scoring: a) to "ventilate" our negative feelings, b) to make oneself aware of arising inner feelings upon receiving the information and, if necessary, excluding them, while retaining the medical information!

2.2. Before the actual contact with the baby, the HCP (internally) checks the following points:

*"I have excluded the outside world, and have gained all the available information;
I have instructed the neonatal transport team colleagues, they know what to do;
In light of the preceding events, I summarize the medical data and emotions;
As I step beside the incubator I am fully and exclusively dedicated to the child."*

There is a so-called "3C technique" of a *Clean hand – Clear heart – Clear head*, which should be a repeated element during care services. HCP are well accustomed to clean their hands (either with water or with alcohol), so our suggestion is to make a link between the physical cleaning of the hands and at the same time an emotional and cognitive clearing of the heart and the mind.

A recommended technique (self-suggestion) for this: *"As my hands are getting clean, my heart and my head is also getting clear of everything that has no place in the here and now"* – The hand washing should be continued as long as it takes to arrive at the right emotional level.

2.3. When arriving to the incubator

Approach the patient and spend some time on focusing on the baby in care: *"I am calm, I am looking at the child, I clear my hand, my heart and my head, I tune myself to the child, I generate love"*.

Formulate positive (internal) sentences like: *"the help has arrived"*.

Caressing, making a contact with the child by a hand placed on or near to his/her head is advised at this stage.

Premature and sick newborns are also sensible human beings, who have the right to be informed, the right to be relieved of pain, fear and anxiety,

and accordingly, to be informed about the steps of the examination or treatment! For example:

“It is very difficult for you to breathe, which surely feels very bad, I will help you. This will take only a short time, and then it will be much easier. We will soon find your mother / father, you will soon meet again.”

It is necessary to explain the subsequent steps of care services if it is considered to be relevant for that child: *“We will sit in an ambulance van, it will cradle you, and there will be a pleasant temperature...; at the place we are going, people already know we are coming...”*

3. During procedures carried out in the incubator

While making the diagnosis or performing interventions, positive messages should be sent e.g. instead of sentences like: *“I will be the one to torture you”*; say: *“I came to help you;”* or instead of saying *“It will be unpleasant”*; say: *“You will feel it when....”*

4. After the incubator procedures

4.1. “3C technique” – Cleaning the hand, clearing the heart, and the head – for the second time.

4.2. Take a picture of the child.

4.3. Create physical contact between mother and child, preferably a skin-to-skin contact, including early breast feeding.

4.4. Take a picture of the mother/father, preferably together with the infant.

“We are leaving a picture of the baby here, and if you like, we can also take a picture of yourself /yourselves which can be with him/her in the incubator all the while.”

If yes: only the mother or the mother and the father together may appear on it. We can encourage the mother: *“If you want, you can also kiss the picture.”*

This gives a sense of control, as the mother/parent who has been drifting with the events can make individual decisions!

4.5. Say goodbye to the parents, and tell the child: *“We are leaving now, we are going to take care of you.”*

5. While Informing and reassuring parents/father and mother

- a) Emphasize the “realness” of the child in order to compensate for the experience of the baby having been taken away right after the birth, sometimes the parents do not even have a chance to take a look at him/her. For example: *“Now that we have stabilized him, you can have a look at Tom... he has such beautiful long fingers, we have noticed...”* – using as many positive aspects and reassurance as possible (stabilized, you can, beautiful, etc.).
- b) Call the baby on his/her name.
- c) Provide information on what has happened, what is going to happen now, and what can be expected.
- d) Strengthen the parental role, for example by addressing the mother as such (calling her “mother”), etc.
- e) Release the parents of responsibility and prevent self-accusation
- f) Share all the more positive things about the newborn (outlook, details, his/her behavior, etc.).
- g) Reframe the crying of the infant: e.g.: *“He/she indicates that he/she doesn’t want to leave, how smart he/she is.”*
- h) Give precise advise on when and where the parents can inquire about the sick baby at the intensive care.
- i) In the present status of the newborn there (at the intensive care) are the tools that make it safe for him/her (emphasize **safety** instead of complexity, technology or the critical state etc.).
- j) Support breastfeeding / encourage the mother to collect her breast milk.
- k) Stress the importance of visits.

6. Departure from the referral hospital and transport

6.1. While getting into the ambulance van and during departure:

Overview and reflect on the impact of events in the hospital, finding whatever can be framed as positive; e.g.:

*“This mother was really desperate...”, „I was angry at my colleague, because...”,
“I am happy that we could stabilize the baby.”, “It is amazing how much will of
life there is in this small creature.”*

6.2. During the actual transport continuous/regular messages should be sent to the child based on the signs he/she is sending; e.g.: *“We are half way”... “I can see that the speed of the ambulance is too fast for you”... etc.*

7. Arrival to the referring hospital and handover on the NICU-Level-III

7.1. Tuning oneself to the handover:

List the facilities and characteristics (strengths and weaknesses) of the NICU, recall previous personal experience and within that especially previous good experience at that institution. This will help our ability to cope with stress/problems.

7.2. Find a focused way of informing the local staff about information collected before and during the transfer, and assess the local environment (noise, tension, “frozen air”). Become aware of the mood and atmosphere of the hosting medical ward, rate the atmosphere of the NICU (score between 1-5).

7.3. At the beginning of the actual handover “clean the hand, clear and the heart, and the head – 3C technique” for the third time.

“Turning off the tap / setting aside the disinfectant indicates that I am ready to pass over the sick newborn with emotional presence at the referring hospital.”

While the doctor is giving the data the nurse stays close to the baby, giving him/her psychical support:

“We have arrived.” “Your mother’s kiss is right here with you... even in this distance you are connected”, etc.

8. Farewell

To bid farewell to the child before leaving, to “close” the relationship (rapport) with the baby; e.g.:

“Here are the medicines, instruments, doctors, specialists who know how to help you heal. There is/will be a photo of your mother (father, etc.) with you, they

think a lot about you and send their love / healing power to you while doctors and nurses are taking care of you. All right, be good, heal as soon as possible, you beautiful eyed baby.”

Important: Always close with something positive!



“Travelling” photo of a newborn with a picture of the mother.
Date of photo: 2018.02.26.

9. Homeward in the ambulance van

Review all the emotions, thoughts, experiences related to the case (by discussing, thinking through, writing down, etc.)

10. Long term mental health

To care for the long-term mental health of the medical specialists it is furthermore recommended to do:

- Regular recreation (recharging, relaxation): daily, weekly, monthly, yearly, and every decade;
- Participate in trainings that build self-awareness (individually or in group);
- Attend Case Discussion Groups (e.g. a so called Bálint group), where it is not the medical aspects of the case that are emphasized, but rather the provider's feelings, experiences, personal involvement, and so on;
- Review, regularly monitor and redefine the motivation behind the career choice.

Discussion

Emotional labor is an inevitable part of medical work, and this paper helps in the way of recovering essential elements of work that have been excluded or devalued before. For the PICU/NICU patients' and their parents', whose absence is most painful in the case of premature birth, but also for the HCP's own mental balance, the methods of this work instruction has been applied for five years now at the Neonatal Emergency and Transport Service of Peter Cerny Foundation (NETS-PCA), from physicians through nurses to ambulance drivers.

In the history of medicine giving empathy, sensing the pain and distress of others, and offering a spontaneous and therapeutic response to it so far have mostly stood on empirical grounds. Coping strategies according to psychological observations today are increasingly based on the newly discovered neurobiological foundations that are mapping the mirror neuron system. Even though medicine is becoming more and more technology based, the role of emotional work in healing is also becoming increasingly important. The ability of emotional resonance and the need for it has a prominent role, for example, in the neonatal transport environment. After an abrupt separation of mother and baby, from a psychological perspective, it becomes difficult to parent, and the baby's sense of security is shaken. Therefore, there is an ambiguity inherent in the HCP's double „**paradox**” role: they should strengthen the *attachment* between mother and infant by keeping the infant in the proximity of the mother, since the innate need of both infant and mother is to remain close to each other, soothe

each other, especially in case of distress and danger. At the same time, HCP has a duty to prepare both for *separation* (done by the very same team).

Emotional involvement is becoming known as Family Centered Care (“Guideline Section”, 2007) and Family Integrated Care in NICUs (Altimier, 2015). Compassionate care stresses the importance of recognizing and validating needs, concerns and distress of others. Sympathy “involves intense feeling of a patient’s suffering” (Altimier, 2015: 35), so actually feeling the pain, fear, worry etc. is becoming part of the task of PICU/NICU HCP. The HCP’s own stress and emotions, however, are not emphasized, there are no guidelines on how to handle this extreme affective involvement while providing highly sophisticated technical care.

The main purpose of developing this new work instruction for everyday care of the dedicated neonatal transport service (NETS-PCA) was to consciously apply the latest knowledge of affective psychology and perinatal sciences during neonatal care. Instead of the mechanical, objectifying care, it was our aim to get closer to the highest quality of humanized care. In doing so, we can make definitive efforts in strengthening the relationship between the neonate, the neonatal team and the mother, father (family), under all circumstances. Providing “resonance based medicine” can be a way of ensuring mental balance for the newborn and the family as well as the healthcare personnel.

Resonance based medicine means that it is possible for the caregiver to resonate with the emotional pain of the patient but at the same time keep a distance and support the baby and the family with a special emotional attunement. This method allows for the patient to draw strength from the caregiver and also, through reflective strategies, helps maintain HCP mental health.

Applying resonance based medicine means that communication between team members, the staff and family members (parents) is emphasized, just like communication “with oneself”, in the form of self-suggestions. This way staff members can read the signs of the baby more and communicate with parents in a way that makes accepting reality and decision-making easier for them. The guidance also helps in strengthening parent identity by using parent engagement strategies (photo, milk, calls to the hospital), and, as a new aspect that has been marginally discussed before; it contains

strategies that help medical professionals and other staff members maintain mental balance.

In the first phase of the development, the aim was to develop a well-functioning mental health supporting work instruction that incorporates new elements of emotional presence and then to routinely apply it in practice. Obviously, this can only be done in a descriptive study, and cannot be measured by objective parameters. However, the use of this method in nearly 20,000 cases has provided several opportunities for observation about communicational strategies. These observations have been discussed and analyzed during the peer reviews held every half year for the transport team members.

Conclusion

The use of resonance based medicine and appropriate suggestive language in cases of critically ill in general, and in neonatology in particular is essential for the sake of the infant, of the parents/family members (due to their stress), of colleagues, and also of the staff members.

References

- Altimier, Leslie (2015). Compassionate Family Care Framework: A New Collaborative Compassionate Care Model for NICU Families and Caregivers. *Newborn & Infant Nursing Reviews* 15, 33–41.
- Alves, Emily; Fielder, Andrea; Ghabriel, Nerelle; Sawyer, Michael & Buisman-Pijlman, Femke T. A. (2015). Early social environment affects the endogenous oxytocin system: a review and future directions. *Frontiers in Endocrinology* 6, 1-6.
- Andrek, Andrea; Kekecs, Zoltán; Hadházi, Éva; Boukydis, Zack & Varga, Katalin (2016). Re-Evaluation of the Psychometric Properties of the Maternal–Fetal Attachment Scale in a Hungarian Sample. *Journal of Obstetric, Gynecologic, & Neonatal Nursing* 45, e15–e25.
- Corbett, Cheryl A. & Callister, Lynn Clark (2000). Nursing support during labor. *Clinical Nursing Research* 9(1), 70-83.

- Dahlen, Hannah G., Kennedy, Holly P., Anderson, Cindy M., Bell, Aleeca F., Clark, Ashley; Foureur, Maralyn; Ohm, Joyce Ellen; Shearman, Amanda M., Taylor, Jacquelin Y., Wright, Michelle L. & Downe, Soo (2013). The EPIIC hypothesis: Intrapartum effects on the neonatal epigenome and consequent health outcomes. *Medical Hypotheses* 80, 656–662.
- DiPietro, Janet A. (2010). Psychological and psychophysiological considerations regarding the maternal-fetal relationship. *Infant Child Development* 19(1), 27–38. doi:10.1002/icd.651.
- DiPietro, Janet A., Costigan, Kathleen A. & Voegtline, Kristin M. (2015). Studies in fetal behavior: revisited, renewed, and reimagined. *Monographs of the Society for Research in Child Development* 80, 1-94. doi:10.1111/mono.v80.3
- Entringer, Sonja; Buss, Claudia & Wadhwa, Pathik D. (2015). Prenatal stress, development, health and disease risk: A psychobiological perspective. *Psychoneuroendocrinology* 62, 366–375.
- Epstein, Ronald M. & Hundert, Edward M. (2002). Defining and Assessing Professional Competence. *Journal of the American Medical Association* 287(2), 226-235.
- Ewin, Dabney M. (2011). The laws of hypnotic suggestion. In: Varga, Katalin (ed.): *Beyond the words. Communication and suggestion in medical practice*. New York: Nova Science Publisher, 75-82.
- Feldman, Ruth (2015). Sensitive periods in human social development: new insight from research on oxytocin, synchrony and high-risk parenting. *Development and Psychopathology* 27, 369-395.
- Gallese, Vittorio; Eagle, Morris N. & Migone, Paolo (2007). Intentional attunement: mirror neurons and the neural underpinnings of interpersonal relations. *Journal of American Psychoanalytic Association* 55(1), 131-176.
- Guideline Section on Transport Medicine, American Academy of Pediatrics. Family Centered Care. (2007). In: Woodward, George A., Insoft, Robert M., & Kleinman, Monica E., (eds.): *Guidelines for Air and Ground Transport of Neonatal and Pediatric Patients*. 3rd ed. Elk Grove Village, IL: American Academy of Pediatrics, 55-80.
- Hammond, D. Corydon (1990). *Hypnotic suggestions and metaphors*. New York, London: Norton & Company.
- Iacoboni, Marco (2009). Imitation, Empathy, and Mirror Neurons. *The Annual Review of Psychology* 60, 653–70.

- James, David K. (2010). Fetal Learning: a Critical Review. *Infant and Child Development* 19, 45–54.
- Kekecs, Zoltán & Varga, Katalin (2013). Positive suggestion techniques in somatic medicine: A review of the empirical studies. *Interventional Medicine and Applied Science* 5(3), 101-111.
- Kenkel, William M., Yee, Jason R. & Carter, C. Sue (2014). Is oxytocin a maternal-foetal signaling molecule at birth? Implications for development. *Journal of Neuroendocrinology* 26(10), 739-49. doi: 10.1111/jne.12186.
- Larson, Eric B. & Yao, Xin (2005). Clinical Empathy as Emotional Labor in the Patient-Physician Relationship. *Journal of the American Medical Association* 293(9), 1100-1106.
- McCreight, Bernadette Susan (2005). Perinatal grief and emotional labour: a study of nurse's experiences in gynae wards. *International Journal of Nursing Studies* 42, 439-448.
- MacKinnon, Karen & MacKenzie, Jeanette (1993). Continuity of care: The Birth Centre Experience. *The Canadian Nurse* 89, 10-11.
- MacKinnon, Karen; McIntyre, Marjorie & Quance, Margaret (2003). The meaning of the nurse's presence during childbirth. *Journal of Obstetric, Gynecologic, & Neonatal Nursing* 34, 1: 28-36.
- Uvnäs-Moberg, Kerstin & Petersson, Maria (2004). Oxytocin – biochemical link for human relations. Mediator of antistress, well-being, social interaction, growth, healing... *Läkartidningen* 101(35), 2634–2639.
- Varga, Katalin (2013a). *The phenomenology of hypnotic interaction*. New York: Nova Science Publisher.
- Varga, Katalin (2013b). Suggestive techniques connected to medical interventions. *Interventional Medicine and Applied Science* 5(3), 95-100.
- Varga, Katalin (ed.) (2011). *Beyond the words. Communication and suggestion in medical practice*. New York: Nova Science Publisher.
- Varga, Katalin (2015). *Communication strategies in Medical Settings*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Varga, Katalin (2017). Suggestive techniques without inductions for medical interventions. In: Jensen, Mark P. (ed.): *The Art and Practice of Hypnotic Induction: Favorite Methods of Master Clinicians*. Denny Creek Press, 114-135.
- Watkins, John G. & Watkins, Helen H. (1986). Ego states as altered states of consciousness. In: Wolman, Benjamin, B. & Ullman, Montague

- (ed.): *Handbook of states of consciousness*. New York: Van Nostrand Reinhold, 133-158.
- Watkins, John G. & Watkins, Helen H. (1990). Ego-state transferences in the hypnoanalytic treatment of dissociative reactions. In: Fass, Margot L. & Brown, Daniel (ed.): *Creative mastery in hypnosis and hypnoanalysis: A Festschrift for Erika Fromm*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum, 255-261.
- Watkins, John G. & Watkins, Helen H. (2000). The psychodynamics and initiation of effective abreactive experiences. *Hypnos* 25(2), 60-67.
- Woodward, George A. & Somogyvári, Zsolt (1997). The Hungarian (Budapest) neonatal interfacility transport system: Insight into program development and results. *Pediatric Emergency Care* 13(4), 290-293.

Spanische Grippe 1919 – Corona 2019 Parallelen und Unterschiede

Karl Sablik

„Allerorten wird peinliche Hygiene eingemahnt. In Gast- und Kaffee-Häusern ist mitgebrachtes Besteck sowie ein eigenes Trinkglas zu verwenden, mehrmals täglich säubere man den Mund und vor dem Essen wasche man die Hände besonders gründlich. Auf obrigkeitliche Anweisung hin sind Theater, Biographen, Gastwirtschaften, Fabriks-Kantinen und Kaffeewirtschaften regelmäßig zu lüften. Auf Kinobesuche verzichte man lieber, Straßenbahnfahrten vermeide man, und wenn man schon in die Trambahn steigen muss, so spreche man dort so wenig wie möglich. Der Umgang mit Menschen sei auf ein Minimum zu beschränken, von Erkrankten halte man sich fern.... In den Tagblättern wird der althergebrachte Handschlag gezeißelt, mit ironischem Unterton schlagen die Redakteure den orientalischen Gruß Salem Aleikum vor, dazu ein Verneigungsritual mit vor der Brust gekreuzten Händen. Das Grüßen sei allenfalls auf ein Runzeln der Augenbrauen oder eine leichte Neigung des Kopfes zu beschränken.“ Ich zitiere aus dem Buch „Die Spanische Grippe. Eine Geschichte der Pandemie von 1918“ von Harald Salfellner, Mediziner und Kulturhistoriker (2020, 27 ff.). Lässt man die altertümlichen Ausdrücke außer Acht, glaubt man sich im Jahr 2020 zu finden! Dazu kam schon damals, 1918, die empfohlene Verwendung von Schutzmasken aus Gaze, einem halbdurchlässigen Stoff auf Baumwoll-Leinwandbasis.

Wir können alle möglichen Parallelen ziehen: schon damals Mund-Nasen-Schutz, kein Händeschütteln, Händewaschen und -desinfizieren, generell Abstand halten, Lüften der Räumlichkeiten, Hinweise auf die allgemeine Hygiene, Verbot von Besuchen öffentlicher Veranstaltungen, Schließen von Gastwirtschaften und Hotellerie-Betrieben, wenig Kontakt zu den Mitmenschen, bis hin zum Gebot von Nicht-Sprechen ohne Masken und dem Verbot des Singens! Doch die Parallelen gehen weiter – über 100 Jahre, ein für den Historiker wohl überschaubarer Zeitraum. Es gab damals gegen die Grippe keine Medikamente, wie heute gegen Corona, trotz der

fortgeschrittenen Entwicklung der Medizin, die Entdeckung des Penizillins durch Alexander Fleming (1881 – 1955), veröffentlicht im Jahre 1929, eingeschlossen. Dieses neue Medikament rettete dann im Zweiten Weltkrieg vielen Soldaten und natürlich auch Zivilisten das Leben, hilft aber offenbar heute gegen Corona nicht. Man griff 1918 auf die alten Hausmittel zurück, auf den „Schmalzfleck“ auf der Brust und die „Essig-Patscherl“ an den Füßen. Gelegentlich empfahl man wegen des die Grippe begleitenden Fiebers auch Chinin, das aus der Chinarinde gewonnen wurde und als bekanntes Fiebermittel etwa gegen Malaria verwendet worden war ...

Auch gab es 1918 keine Impfung – die Grippeimpfung im heutigen Sinn stammt aus dem Jahre 1942. Bereits 1933 entdeckte der englische Virologe Wilson Smith (1897 – 1965) das Influenzavirus – nachdem alle Forschungsmethoden der Bakteriologie bis dahin versagt hatten. Schon fünf Jahre später entwickelte er einen Impfstoff, der dann in den nächsten Jahren allgemein verwendet wurde. Den Begriff Impfung, etwa gegen Pocken, kannte man schon seit der Entdeckung von Edward Jenner (1749 – 1823) aus dem Jahre 1796. Diese Entdeckung basierte auf der Erfahrung, dass Patienten, meist im bäuerlichen Umfeld tätig, die eine Kuhpockeninfektion durchgemacht hatten, vor einer Zweitinfektion bzw. auch vor den Menschenpocken (!) geschützt waren. Darauf beruht auch der spätere Name „Vaccination“, abgeleitet vom Lateinischen „vacca“, die Kuh. Jenner übernahm dieses Wissen und übertrug es auf die Menschenpocken. Der österreichische Staat war im Jahre 1800 weltweit der erste, der im Sinne der späten Aufklärungszeit eine Pflichtimpfung gegen Pocken eingeführt hat. Wenn man in Jahrhunderten denkt, war diese Impfung der Grund dafür, dass die Weltgesundheitsorganisation 1980 die Pocken als ausgerottet erklären konnte.

Die Spanische Grippe endete abrupt im Jahr 1920, was uns heute Hoffnung auf ein ähnliches schnelles Ende von Corona gibt. Solche historischen Erfahrungen hatte die Menschheit schon mit der Pest gemacht, dem Hauptübel im Bereich der Krankheiten seit dem 14. Jahrhundert bis – was Mitteleuropa, speziell Wien betrifft – zu den Jahren 1714/15. Kaiser Karl VI. (1711 – 1740) ließ wegen des Verschwindens der Pest im Sinne eines religiösen Dankrituals die Wiener Karlskirche errichten.

Vorerst gab es gegen Corona ebenfalls keine Impfung, bis die moderne Wissenschaft und die Pharmaindustrie samt begleitender Forschung positiv

zugeschlagen haben. Man muss zurückblicken: 1953 haben Francis Crick (1916 – 2004) und James D. Watson (geb. 1928) in Cambridge, England, die Doppelhelix entdeckt; dies wurde im Artikel „Das historische Gefühl“ in dieser Ausgabe der Schriftenreihe dargelegt. Die Doppelhelix, auch DNA (Deutsch DNS – Desoxyribonukleinsäure) genannt, ermöglicht quasi Einblick in die Gene von Lebewesen. Dies gilt auch für Viren, und genau dort hat die moderne Wissenschaft bei der Erzeugung des Impfstoffes und der Bekämpfung des Virus angesetzt – im Sinne einer Beeinflussung der RNA (Ribonukleinsäure), dem materiellen Träger der Erbinformation der Viren. Dies hat der Wiener Sozialmediziner Michael Kunze (geb. 1942) als eine neue „geistige Dimension“ in der Impf-Forschung bezeichnet, für den Medizinhistoriker ist es quasi ein signifikanter Paradigmenwechsel.

Was sind nun die Unterschiede – natürlich abgesehen von der anderen Art des heutigen Virus im Vergleich zu 1918? Fanatische und archäologisch begabte Medizinhistoriker versuchen aus gefrorenen Leichen der 1918 an Grippe verstorbenen Menschen etwa in Alaska das Virus quasi zu „rekonstruieren“. Signifikant ist der Unterschied der betroffenen Bevölkerungsgruppen: Von 1918 bis 1920 traf es hauptsächlich die 20- bis 40jährigen, wohingegen man heute von größerer Gefahr für die 60-Plus-Generation spricht. Auch waren Frauen stärker gefährdet als Männer. Zwei Beispiele von berühmten Menschen seien angeführt: 1918 starb der geniale Maler Egon Schiele (1890 – 1918) an der Grippe, drei Tage vorher war schon seine Frau, die schwanger gewesen war, verstorben. Von Gustav Klimt (1862 – 1918) ging das Grippe-Gerücht um, tatsächlich starb er 1918 aber an Gehirnschlag. 2020 verschied der bekannte Fußballtrainer Otto Baric (1933 – 2020) an Corona, immerhin im Alter von 87 Jahren ...

Man muss ganz allgemein bedenken, dass vor hundert Jahren, 1918, noch das letzte Kriegsjahr war. Die Kriegsnöte und ihre Folgen trugen zu dieser Pandemie bei, von Erkrankungen und Verletzungen der Soldaten, vom geschwächten Immunsystem der gesamten Bevölkerung bis hin zur schlechten Ernährung und den Hungersnöten. Die prekären Wohnbedingungen und der allgemeine Mangel an Heizmaterial trugen zu dieser weltweit verbreiteten Krankheit bei, deshalb gesellten sich zur Grippe oftmals auch Lungenentzündungen und Lungenblutungen. Es berührt jeden Statistiker und Medizinhistoriker befremdlich, dass die Zahl der Toten nur in stark „abgerundeten“ Millionen angegeben werden kann: Man liest von

25 bis 40 (oft sogar von mehr!) Millionen Toten. Man kann positiv voraussehen, dass Corona weniger Tote fordern wird. Das heutige soziale, ökonomische und medizinische Umfeld ist jedoch insoweit anders geartet, so dass für den Historiker auch der Vergleich von Folgeerscheinungen der Krankheiten weder mit den Folgen des Ersten noch mit denen des Zweiten Weltkrieges angebracht erscheint. Gelegentlich war nämlich zu hören, dass die Corona-Folgen ähnlich denen nach den großen Kriegen zu vergleichen und zu bewerten wären.

Die Grippe als Erkrankung kennt man schon seit Jahrhunderten, der englische abgekürzte Begriff „flu“, Deutsch gelegentlich auch „Influenza“ genannt, leitet sich von der mittelalterlichen Vorstellung des „Einflusses“ oder der Beeinflussung durch die Gestirne und deren Planetenkonstellationen ab und ihrer Auswirkung Richtung Krankheit, speziell Grippe, auf uns Menschen. Das deutsche Wort „Grippe“ kommt vom Französischen und meint frei übersetzt eine Art „Laune der Natur“. Die bedeutendste Grippe des 19. Jahrhunderts war die von 1889/90, genannt die „Russische Grippe“. Älteren Menschen sind noch die Begriffe „Asiatische Grippe“ von 1957/58 und die „Hongkong-Grippe“ von 1968/69 im Gedächtnis. Die „Spanische Grippe“ hat auf eigenartige, historisch leicht erklärbare Weise ihren Namen erhalten. Mit großer Wahrscheinlichkeit, die verlässlichsten Historiker gehen davon aus, wie etwa der Amerikaner Alfred W. Crosby (1931 – 2018), trat sie erstmals im Jänner 1918 im mittleren Westen Amerikas auf, und zwar im Zusammenhang mit der Pferdegrippe – bei Corona hat man die Fledermäuse in Verdacht. Von dort verbreitete sie sich infolge der Kriegseinsätze und der Truppentransporte des Ersten Weltkrieges nach Europa – seit der Beteiligung der USA an diesem Krieg ab dem 6. April 1917. Denkt man an den soeben abgewählten amerikanischen Präsidenten Donald Trump (geb. 1946) und seine Bemerkung über das „Chinesische Virus“, stammend aus Wuhan, hätte sein damaliger Vorgänger Erklärungsbedarf für das Virus und dessen Ausbreitung gehabt – aber von einem amerikanischen Virus war historisch nie die Rede. Der damalige Präsident war immerhin Thomas Woodrow Wilson (1856 – 1924), der am 8. Jänner 1918 (!) seine berühmte Rede über das 14-Punkte-Programm zur Friedensordnung für Europa hielt.

Die kriegführenden Mächte, deren Soldaten auf beiden Seiten in den Schützengräben lagen, erkrankten und fielen damit kampftechnisch aus.

Die Kriegsparteien hielten die Grippeepidemie und damit die geminderte Einsatzfähigkeit bewusst geheim. Einem spanischen Journalisten – Spanien war in diesem Krieg eher neutral – fiel die Epidemie, die zur Pandemie geworden war, auf und er publizierte das Auftreten dieser Krankheit und deren gewaltige Dimension. So blieb es dem von der Krankheit nicht so sehr betroffenen Spanien vorbehalten, „unschuldigerweise“ für den Namen der Grippe herhalten zu müssen.

Schon 2017 erschien das Buch „1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Welt veränderte“ (Deutsch: Carl Hanser Verlag, 2020) der britischen Wissenschaftsjournalistin Laura Spinney (geb. 1971). Dieses Buch ist sozusagen „weltweit“ angelegt und verfolgt die Ausbreitung der Grippe auch in die entlegensten Gegenden. Harald Salfellners Buch hingegen sticht durch den Österreich-Bezug hervor, natürlich die Zeit der Monarchie noch mit eingeschlossen. Wie der Untertitel von Spinneys Buch lautet, versucht die Autorin die Frage zu beantworten, wie die Welt durch die Grippe verändert worden wäre, sozial, medizinisch, oder auch politisch, wenn man an den Ausgang des Ersten Weltkrieges, die Zeit danach und die Folgen durch die Grippe denkt. Militärisch etwa meinte der preußische General Erich Ludendorff (1865 – 1937), dass ihm die Spanische Grippe den Sieg geraubt hätte. Diese Krankheit hätte die Moderne vorangetrieben, meint Laura Spinney, zumal man der medizinischen Wissenschaft damals den Vorwurf gemacht hatte, die Menschheit vor der Grippe nicht schützen zu können. Von heute aus gesehen darf man sagen, dass etwa die Entdeckung des Penizillins direkt mit der Grippe nichts zu tun hatte. Alexander Fleming hat den neuen Wirkstoff Penizillin im Rahmen seiner Schimmelpilz-Versuche entdeckt.

Anders mag es um den Aufschwung der alternativen Heilberufe (z.B. „Heilpraktiker“ in Deutschland) bestellt gewesen sein, oder auch um die Enttäuschung etwa afrikanischer vom Kolonialismus gebeutelter Länder über die westliche Medizin. Demographisch und bezogen auf die Fertilität in Indien kann festgestellt werden, dass nach dem Schock der Seuche eine Erholung stattgefunden hat. Nach einem kurzen Geburtenrückgang ist ab 1920 die Fertilität angestiegen, auch weltweit wurden generell mehr Kinder geboren.

Was die positive Entwicklung der Gesundheitsfürsorge betrifft, speziell den Wandel von der Wohltätigkeit zur Fürsorge, darf der Autor festhalten, dass

für die Entwicklungen im Wien der Zwischenkriegszeit, also nach 1918 im sogenannten „Roten Wien“ unter dem Sozialreformer Julius Tandler (1869 – 1936), der Einfluss der Spanischen Grippe als Epidemie nur eine marginale Rolle gespielt hat. Für das neue Konzept der Fürsorge und für die sozialen Reformen spielte die Krankheitsbekämpfung von Tuberkulose und Syphilis eine große Rolle, etwa ab 1926 drängten Krebs und die Herz-Kreislaufkrankungen in den Vordergrund; die Bekämpfung der Armut war sowieso ein Grundpfeiler sozialen Handelns.

Kritiker wie Harald Salfellner meinen, dass diese Theorie der Grippe-Folgeerscheinungen laut Laura Spinney einer historischen Prüfung in vielen Details nicht standhält. Ohne hier eine Entscheidung treffen zu wollen – der geneigte Leser möge beide Bücher lesen und sich Gedanken machen – kann man aber sagen, dass sich die Frage nach den sozialen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Folgen gerade angesichts der Coronapandemie auch für uns heute durchaus stellt – oder bald stellen wird, als Aufgabe und Chance für die Historiker der nächsten Generationen ...

Literatur

Salfellner, Harald (2020): *Die Spanische Grippe. Eine Geschichte der Pandemie von 1918*. Wien: Verlag Vitalis, 2. erweiterte Auflage.

Spinney, Laura (2020): *1918. Die Welt im Fieber. Wie die Spanische Grippe die Welt veränderte*. München: Carl Hanser Verlag, 7. Auflage.

AutorInnen / Authors

Dagmar Eigner, Dr. phil., Univ.-Prof., ECP

Studies of psychology, physiology, cultural anthropology, and philosophy at the University of Vienna, Austria, and music (piano, composition) at the Conservatory of the City of Vienna. *Promotio sub auspiciis praesidentis rei publicae*. Professor for Medical Anthropology at the Medical University of Vienna; lecturer at the Sigmund Freud University, Vienna, the FH-Campus, Vienna, the Donau University, Krems, and at the Karl Landsteiner University in Krems, Austria. Psychotherapist, clinical and health psychologist in private practice. Extensive fieldwork in South and Southeast Asia, China, Siberia, Cuba, and Austria on medical pluralism, shamanism, and the therapeutic dynamics of healing rituals. Investigations in the socio-cultural context of different medical systems. Numerous ethno-psychological and anthropological photo and video projects. President of the *Austrian Society for Medical Anthropology*. Editor of the book series *Contributions to Medical Anthropology* and *Consciousness and Human Systems*.



Wilhelm Firbas, Dr. med., Univ.-Prof. em.

Studium der Medizin an der Universität Wien von 1957 bis 1964. Facharzt für Anatomie und Habilitation für Anatomie 1973; 1979 außerordentlicher Universitätsprofessor, seit 1982 ordentlicher Universitätsprofessor für das Fach Anatomie. 1982 bis 2002 Vorstand des Instituts für Anatomie der Medizinischen Universität Wien. 1995 bis 1999 Vorsitzender der Studienkommission Medizin in Wien; von 1997 bis 2002 Vorsitzender der gesamtösterreichischen Studienkommission (bis zu ihrer Auflösung). Mitglied der Kommission zur Erstellung des neuen Medizincurriculums; Vizepräsident von *Bird Life Austria* (Wissenschaftliche Vogelschutzorganisation); Vizepräsident der *Österreichischen Gesellschaft für Medical Anthropology*.



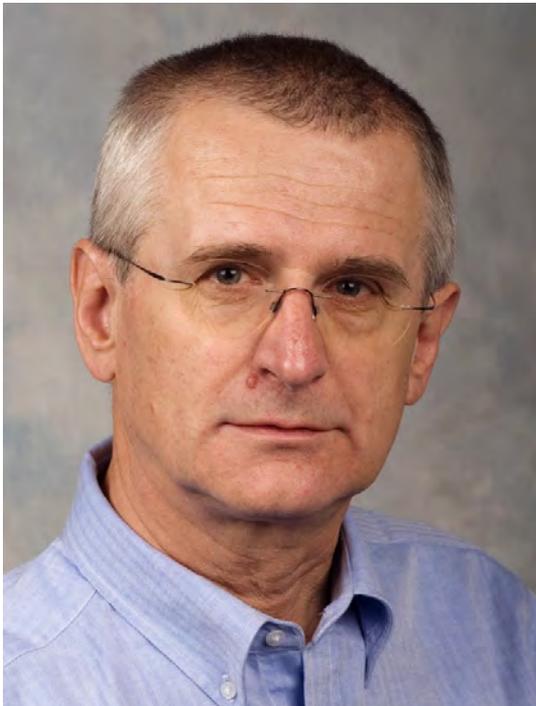
Daniela Hosner, MSc

Geboren 1982 in Oberösterreich, absolvierte im Jahr 2007 das Diplomstudium Internationale Wirtschaftswissenschaften in Innsbruck und verbrachte im Rahmen dieses Studiums ein Auslandsjahr in Grenoble, Frankreich. Im Mai 2014 schloss sie das Masterstudium Soziologie an der Universität Wien mit den Schwerpunkten „Sozialstruktur und Integration“ sowie „Kultur und Gesellschaft“ ab. Als Soziologin und Wirtschaftswissenschaftlerin verfügt sie über umfassende Kenntnisse in der empirischen Sozialforschung wie auch über langjährige Erfahrung in der nationalen wie internationalen Projektstätigkeit. Neben fließenden Sprachkenntnissen in Englisch und Französisch ist sie eine Expertin in den Bereichen Gender und Diversität. Lebt seit 2008 in Wien und ist dort als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem außeruniversitären Forschungsinstitut tätig.



Martin Lischka, Dr. med., Univ.-Prof. i.R.

Medizinstudium in Wien, wissenschaftliche Hilfskraft an der Außenstelle Anatomie der Ruhr Universität Bochum, Promotion 1970, Assistent am Institut für Anatomie II der Med. Fakultät der Univ. Wien. Habilitation in „Anatomie und Medizinischer Didaktik“; danach praktisch-medizinische Erfahrungen in Allgemeinmedizin, Psychiatrie und Psychotherapie (KIP). Studienplanerische und rechtlich-organisatorische Erfahrungen als Gründungsmitglied der Studienkommission der Med. Fakultät Wien und der Gesamtösterreichischen Studienkommission Medizin. 1984 – 2003 Aufbau und Leitung des Studienzentrums (heute Teaching Center) der MedUni Wien, der ersten medizindidaktischen Universitätseinrichtung in Österreich. 1993 Professor für medizinische Didaktik; 1999 – 2003 Vizestudien-dekan. Mitwirkung in den postgraduellen Studiengängen *Master of Medical Education* in Bern und Heidelberg. Seit 1999 Beteiligung am Aufbau der Arztprüfungen in Österreich. Mitglied der Prüfungskommissionen für den *Arzt für Allgemeinmedizin* und für die Fachärzte der Österr. Ärztekammer.



Wolfgang Marktl, Dr. med., Univ.-Prof.

Promotion zum Dr. univ. med. an der Universität Innsbruck im Juni 1968. Danach an verschiedenen Instituten und Kliniken der Universität Wien bzw. der Medizinischen Universität Wien tätig; von 1972 bis 2009 am Institut für Medizinische Physiologie; Arzt für Allgemeinmedizin, Facharzt für Medizinische Physiologie, Facharzt für medizinische Leistungsphysiologie. 1983 Habilitation für Medizinische Physiologie. 1986 bis 2011 Leiter des Ludwig Boltzmann Instituts zur Erforschung physiologischer Rhythmen in Bad Tatzmannsdorf. Seit 2003 Präsident der Wiener Internationalen Akademie für Ganzheitsmedizin; Vizepräsident des Österreichischen Instituts für Ernährungsmedizin. Arbeitsgebiete: Ernährungs- und Stoffwechselphysiologie, Balneologie, Medizinische Klimatologie, Chronobiologie und Integrative Medizin.



Csilla Ördögh, MA

Born 1985 in Budapest, Hungary. She graduated from University of Szeged in Psychology with her second degree and went on to study perinatal sciences at Eötvös Lorand University (ELTE) where she earned a degree in perinatal consultancy while expecting her second child. The perinatal postgraduate course of ELTE designed for professionals already working in perinatal healthcare is a 640-hour course where she is currently teaching and also working as a course coordinator. She is a board member of the Hungarian Society of Pre- and Perinatal Psychology and Medicine (HSPPPM) since 2019 and a lecturer at ELTE Department of Affective Psychology. Currently she is writing her PhD on parent-infant synchrony. She also works as a perinatal consultant and is part of a team doing complex birth preparation courses. Her focus of interest is bringing the latest scientific knowledge of perinatal sciences to professionals and parents so that the earliest moments of life can be lived and loved to the fullest.



Richard Poltnig, Dr. phil.

Studium der Mathematik, theoretischen Physik, Meteorologie und der Philosophie an der Universität Graz und der Rechtswissenschaften an der Universität Wien. Er begann seine schamanische Ausbildung am *Esalen Institut* in Big Sur, Kalifornien, bei Michael Harner und setzte sie über 24 Jahre bei seiner sehr verehrten Lehrerin, Angeles Arrien, in Europa, Nordamerika und der Karibik fort. Des Weiteren arbeitete er für das *Amazon Conservation Team*, das die Bewahrung der Kulturen im Amazonas-Gebiet zum Ziel hat. Derzeitige Arbeitsschwerpunkte: Ethnomykologie, Schamanische Therapie und Ernährungspsychologie.



Jelena Timofejewna Puschkarewa, Dr. phil.

Geboren 1949 in der Siedlung Numgi, Bezirk Nadym, Autonomer Kreis Jamal-Nenzen, in einer Familie von Rentierzüchtern, Jägern und Fischern. Studium der Geschichtswissenschaften, der russischen Literatur, der Sprachen und Lite-ratur der Völker des Nordens und Ökonomie. Professorin für Didaktik, Folklore und Sprachen der Völker des Hohen Nordens an der Pädagogischen Universität in Leningrad. Expertin für die sozioökonomische Entwicklung des Nordens in der Staatsduma der Russischen Föderation; Abgeordnete der gesetzgebenden Versammlung des Autonomen Kreises Jamal-Nenzen; Ordentliches Mitglied der Arktischen Akademie der Wissenschaften, St. Petersburg. Forschungsschwerpunkte: Ethnographie der Nenzen, Folklore der Ural Völker, philologische und linguistische Studien, Kulturerbe, Parlamentarismus und Rechtsanthropologie. Mehr als 100 Publikationen, darunter die Monographie *The Image of the Universe: Systematic and Phenomenological Analysis*.



László Ropolyi, PhD

Born 1949 in Budapest, Hungary. Graduated in physics and philosophy at the Eötvös Loránd University, Budapest, he holds a doctor of university degree in biophysics and a PhD in philosophy. For about forty years his job was to teach philosophical courses for science and mathematics students at the Department of History and Philosophy of Science of the Eötvös University. During that time, he taught courses on history of philosophy, history and philosophy of science, philosophy of nature, philosophy of technology, philosophy of the internet, and philosophy of culture. He had a wide range of research interests stretching from “real” scientific research to various historical and philosophical issues. However, in the last 10-15 years his research was focused on the philosophy of the internet – trying to understand the complex nature of the internet and the impact of its use on human life. He published about 100 papers and several books on his research topics.



Karl Sablik, Dr. phil., Univ.-Doz.

Geboren am 24. Dezember 1942 in Spillern, Niederösterreich. Studium der Geschichte, Anglistik und Philosophie an der Universität Wien; Promotion zum Doktor der Philosophie 1964. Universitätsassistent und wissenschaftliche Tätigkeit am Institut für Geschichte der Medizin an der (damaligen) Medizinischen Fakultät der Universität Wien von 1964 bis 1988. Habilitation für „Sozialgeschichte in der Medizin“ 1989. Geschäftsführer der Niederösterreichischen Landesakademie von 1988 bis 2008: Vorbereitung der Donau-Universität Krems (gegründet 1995). Bürgermeister der Marktgemeinde Spillern von 1975 bis 2010. Vorstandsmitglied der *Österreichischen Gesellschaft für Medical Anthropology*. Verleihung des Professorentitels 2019.



Zsolt Somogyvári, MD, PhD, MSc

Born 1954 in Budapest. Graduated Medical Doctor at the Semmelweis University (1979) Pediatrician (1983) and Neonatologist (1986). Head of Neonatal and Pediatric Intensive Care Unit of the 2nd Department of Pediatrics at the Semmelweis University (1993-1998); Head of the Pediatric Department of the Town Hospital Vác (1998-2001); General Director of the Hungarian Health Promotion and Development Center (2001-2003); Pediatric Chief Coordinator of the National Public Health Program (2001-2002); Commissioned General Director of the National Institute of Child Health (2003); Member of the Advisory Board of the Minister of Health in the field of Neonatology (2011-2014). Professor at the Health Sciences Faculty of the Semmelweis University (2017-2020); Organizer and Director of Neonatal Emergency and Ambulance Service of the Peter Cerny Foundation for Curing the Sick Babies (1988-2020). Present research activities: Emotional presence in the neonatal emergency care; Volume guarantee ventilation in neonates during transports.



Katalin Varga, PhD, DSc

Professor at Eötvös Loránd University (ELTE), head of the Department of Affective Psychology, and past president of the Hungarian Association of Hypnosis, board member of International Society of Hypnosis. Post-graduate Fellowship of the Hungarian Academy of Sciences (1986-1990) to study the subjective experiences associated with hypnosis and the role of suggestions in critical states. Doctor of University (ELTE) in 1991, PhD in 1997 on comparing the subjective and behavioral effects of hypnosis; Doctor of Science (DSc, Hungarian Academy of Sciences) in 2016 for describing phenomenological synchrony. As a member of the *Budapest hypnosis research laboratory*, she is investigating hypnosis in an interactional framework. For the past 20 years she has been working with patients in a hospital setting applying suggestive and hypnosis techniques. Founder and professor of the postgraduate training of suggestive communication in somatic medicine, co-organized by the Hungarian Association of Hypnosis and Semmelweis University School of Medicine, Budapest.



Wahrnehmung und Kommunikation haben große Bedeutung für viele Lebensbereiche, nicht zuletzt für Gesundheit und Wohlbefinden. Durch die Verarbeitung von Sinnesempfindungen im Gehirn ordnen wir die Umweltreize in bisherige Erfahrungen ein und sondieren die aktuelle Relevanz der Sinneseindrücke. Somit ist unsere Wahrnehmung einerseits von unseren Einstellungen und der sich früh entwickelnden Weltsicht geprägt, andererseits ist sie die Basis für Orientierung und Handeln in der Welt. Je mehr Resonanz wir in unserer Kommunikation entstehen lassen können, desto besser wird es gelingen, gute Beziehungen zu anderen Menschen aufzubauen, erstrebenswerte Ziele zu erreichen, sowie Korrekturen von Leid bringenden Einstellungen und Verhaltensweisen vorzunehmen.

Mit Beiträgen von Dagmar Eigner, Daniela Hosner, Martin Lischka, Wolfgang Marktl, Csilla Ördögh, Richard Poltnig, Jelena Puschkarewa, László Ropolyi, Karl Sablik, Zsolt Somogyvári, Katalin Varga und einer Einleitung von Wilhelm Firbas.

ISBN: 978-3-903359-36-39

